Die Kinder des
23.
Ingerimm

# Die Kinder des 23. Ingerimm

1. Auflage, 2019

Sechzehn Kurzgeschichten aus der Welt von
Das Schwarze Auge

von Fred Ericson (Herausgeber)

Anschrift:
Frederic Mühleck
Giselherstraße 15
67547 Worms

frederic.muehleck@gmx.de

# Umsonst?

Ja! Wir, die KünstlerInnen und AutorInnen dieser Kurzgeschichten-Anthologie, wollen tatsächlich kein Geld von dir, lieber Leser. Haben wir also alles nur zu deiner Freude, zu unserem Ruhm, Ehr und Gotteslohn geschrieben?

Nein, wir wollen mehr. Wir wollen - euer Blut!

Ok, eigentlich reicht erstmal Speichel. Und eigentlich brauchen auch nicht wir, sondern vielleicht dein an Blutkrebs erkrankter, genetischer Zwilling ein paar deiner Stammzellen. Wir haben uns nämlich entschieden, unser Werk einem guten Zweck zu widmen, und bitten dich deshalb, dich bei der DKMS, der Deutschen Knochenmarkspende, zu registrieren: https://www.dkms.de/de

Das geht unkompliziert, schnell und kostenlos, wie wir und dieser Youtuber hier bestätigen können: https://www.youtube.com/watch?v=SIq6MWcHARY.

Ebenso unkompliziert, schnell und kostenlos geht es übrigens weiter, sollte deine Spende gebraucht werden. Denn die Krankenkasse des Empfängers übernimmt alle dir entstehenden Kosten des Eingriffs, inzwischen meist nur Spritzen und eine Blutwäsche. Und wenn es grad bei dir nicht geht, weil du z.B. schwanger bist oder dein Chef stresst, kannst du immer noch ablehnen.

Da also diese Registrierung bei der DKMS eines der sinnvollsten Dinge ist, die du ganz umsonst tun kannst, mach das bitte unter https://www.dkms.de/de/spender-werden und lass diese Kurzgeschichtensammlung eines sein:

# Nicht umsonst!

Christian Gross im Namen aller beteiligten KünstlerInnen und AutorInnen

PS 1: Ihr seid schon bei DKMS registriert? Hm. Dann spendet denen halt doch Geld. ;)

PS 2: Klar kostet das Ganze im Ernstfall echt Zeit und ist unangenehm bis schmerzhaft. Aber hey, dafür bist du dann ein echter Held!

PS 3: Lieber weiter nur den Helden spielen? Dann tu so, als wärst du schon registriert (zurück zu PS 1).

**Herausgeber**
Fred Ericson

**Autorinnen & Autoren**
Bettina Ain
Benjamin Bahr
Fred Ericson
Christian Gross
Christian Hollnbuchner
Ifrunndoch
R. Martensen
Marek Schmidt
Stefanie (StefZ Hörspiele)
Johannes Walter
Marcus Winterstein

# Impressum

**Lektorat:** Bettina Ain, Fred Ericson

**Korrektorat:** Bettina Ain, Fred Ericson

**Kanonkeeper:** Benjamin Bahr

**Titelbild:** Ramona von Brasch

**Innenillustrationen:** Nicole Engelmann (Rahmen)
& Ramona von Brasch (Portraits & Hintergründe)

**Layout:** Ramona von Brasch & Fred Ericson

**Satz:** Ramona von Brasch

*Dieses Produkt wurde unter Lizenz erstellt. Das Schwarze Auge und sein Logo sowie Aventuria, Dere, Myranor, Riesland, Tharun und Uthuria und ihre Logos sind eingetragene Marken von Significant GbR in Deutschland, den U.S.A. und anderen Ländern. Ulisses Spiele und sein Logo sind eingetragene Marken der Ulisses Medien und Spiele Distribution GmbH.*

*Dieses Werk enthält Material, das durch Ulisses Spiele und/oder andere Autoren urheberrechtlich geschützt ist. Solches Material wird mit Erlaubnis im Rahmen der Vereinbarung über Gemeinschaftsinhalte für SCRIPTORIUM AVENTURIS verwendet.*

*Alle anderen Originalmaterialien in diesem Werk sind Copyright 2019 der genannten Autoren und werden im Rahmen der Vereinbarung über Gemeinschaftsinhalte für SCRIPTORIUM AVENTURIS veröffentlicht.*

# Vorwort

Es geschah am 23. Ingerimm des Jahres 1021 nach dem Fall des hunderttürmigen Bosparans, dass die größten Heroen des vergangenen Zeitalters den Dämonenmeister Borbarad stürzten und das elfte Äon besiegelten. Der Rausch der Ewigkeit wehte über die Schöpfung und streifte die Erstgeborenen des Karmakorthäons – *die Kinder des 23. Ingerimms*.
Zwei Jahrzehnte später ist die Weltzeitwende für Alle sichtbar. Sterne fallen, Kraftlinien verschieben sich, die Unsterblichen streiten um ihren Platz in Alveran und die Sterblichen um die Vormachtstellung in Aventurien. Feen ziehen in den Kampf um vergehende Globulen, längst vergessene Schrecken erwachen aus dem nachlassenden Bann uralter Magie und der Dreizehnte versammelt seine Diener zum Sturm auf Dere.
Eine Heldenzeit hat begonnen und *die Kinder des 23. Ingerimm* sind erwachsen geworden. Ihr Schicksal ist auf die ein oder andere Weise mit dem Karmakorthäon verknüpft.

In der Anthologie »Die Kinder des 23. Ingerimm« stellen wir dir einige dieser Kinder vor. Es ist die erste Publikation des gleichnamigen Projekts, dessen Zielsetzung es ist, interessante Charaktere für deinen heimischen Spieltisch zu erschaffen und mit ihnen das Karmakorthäon erlebbar zu machen.

Aktuelle Informationen zu geplanten Publikationen oder Einblicke in das Projekt findest du unter:

https://www.orkenspalter.de/blog/index.php?entry/201-die-kinder-des-23-ingerimm/

Solltest du Interesse an einer Mitarbeit haben, so ist das Orkenspalterforum auch hierfür die richtige Anlaufstelle, da wir dieses als Plattform für unser Projekt nutzen. An dieser Stelle daher einen Dank an das Team des Orkenspalters!

Wir Künstlerinnen und Autor*innen freuen uns natürlich über dein Feedback zu unserer Anthologie, dass du uns gerne an diesem virtuellen Ort hinterlassen kannst: https://www.orkenspalter.de/index.php?thread/35478-die-kinder-des-23-ingerimm-feedbackthread/

Und nun viel Spaß mit den Kurzgeschichten!

Fred Ericson, im Februar 2019

# Inhaltsverzeichnis


**Stern von Mherwed** (R. Martensen) - Seite 7

**Zufall & Vorsehung** (Fred Ericson) - Seite 11

**An der Pforte** (Marek Schmidt) - Seite 14

**Die Spinnenfrau von Kumoson** (Bettina Ain) - Seite 20

**Von Schmetterlingen und Kakteen** (Christian Gross) - Seite 38

**Der Dämon** (Benjamin Bahr) - Seite 47

**Der Palimpsest** (Johannes Walter) - Seite 59

**Der Weg der Kröte** (Marcus Winterstein) - Seite 69

**Auserwählt I** (Fred Ericson) - Seite 85

**Auserwählt II** (Fred Ericson) - Seite 97

**Skendins Vermächtnis** (Ifrunndoch) - Seite 105

**Stachel und Sonnentau** (R. Martensen) - Seite 123

**Messer in der Nacht** (Christian Hollnbuchner) - Seite 136

**Die ersten Noten eines Liedes** (Marek Schmidt) - Seite 151

**Der purpurne Turm** (Stefanie [StefZ Hörspiele]) - Seite 162

**Status Exclusionis** (Christian Gross) - Seite 179

RvB
2018

8

# Stern von Mherwed

von R. Martensen

*Mherwed, im Phex 1040 nach Bosparans Fall*

Der Alte rührte aufreizend lange in seinem Tee. Ich wusste nicht, ob des Herren Sonne über dem Zelt der Sterne ihm den letzten Verstand unter seinen ziegenborstigen weißen Haaren ausgebrannt hatte oder ob die Dinge, die er bedachte, tatsächlich so lange brauchten.

Als der Tee nur noch die laue Wärme des Kuppeldaches im Morgengrauen haben konnte, hob er endlich die Tasse zum Mund, schlürfte genau zwei Schlucke und strahlte mich aus seinen tiefgrauen Augen an. »Weißt du, Kind?«

Ich erwartete eine Belehrung. Erst als er den Blick senkte und erneut den Löffel zum Tee führte, überlegte ich, ob das eine vollständige Frage sein sollte. Vorsichtig räumte ich ein, dass ich nicht genau ergründen könne, worüber er so dringend mit mir hatte sprechen wollen. Er war kein Lehrer mehr an der Zauberschule des Kalifen, aber duldsam ist der Gottgefällige, wenn der Rat der Älteren ihm dargeboten wird. So sind die Gesetze.

Als die Mitte zwischen den Dämmerungen schon überschritten war und ich mich vom Gebet erhob, nahm er einen weiteren Schluck vom Tee, verzog das Gesicht und hielt mir die Teetasse hin, die er seit Einbruch der Dunkelheit gehalten hatte.

»Kalt!«, verkündete er mit heiserem Flüstern. Dann stellte er die Tasse auf seinem Mosaiktischchen ab und ein Hustenanfall fuhr durch die Lungen des alten Meisters, sodass ich dachte, dies sei die ganze Erkenntnis, die mir die Nacht bringen würde: Legt Euch schlafen, wenn es dunkelt! Doch als ich Anstalten machte, mich von dem niedrigen Kamelhocker zu erheben, um ihn ins Bett zu bringen, packte seine Rechte meinen Oberarm.

»Warte. Bitte warte, mein Sohn! Es braucht einfach seine Zeit! «

Der Herr prüft die Seinen. Ich nutzte die Gelegenheit, meine Beine einmal auszustrecken, dann ließ ich mich in beherrschter Demut wieder auf dem Hocker nieder.

»Siehst du, der Tee ist kalt. Und gerade eben war er es noch nicht. Verstehst du?«

Der Alte beugte sich ein wenig zu mir. »Er war ein Spender von Glut und Lebensfreude für die Jungen. Untrinkbar für die Alten, nicht wahr? Später, für diesen feinen kurzen Moment war er wie ein Samthandschuh an der rauen Wandung meiner Kehle, nicht wahr, Junge? Nun aber ist er kalt. Kalter Tee ist richtig für Reiter in der Sonnenglut. Oder für Umschläge auf Geschwüren. Verstehst du?«

Ich zog es vor, zu schweigen.

»Die Dinge ändern sich. Du weißt das. Aber nicht deine Mitschüler, diese blinden Esel. Denn sie sitzen nicht in der klaren Erhabenheit der Nacht am Fluss und blicken auf zu den Sternen. Du denkst, der graue Schleier und die Trägheit des nahenden Todes legten sich schon über meinen Geist, aber ich sehe noch ganz gut. Lernt nicht das lahmste Kamel des Kalifen mit der Weisheit eines ganzen Lebens und der Muße einer steinalten Pinie so viel mehr, als die jungen Bullen der Einfalt unter ihren Lasten des Tages an Wahrheit auflesen können? Die Dinge ändern sich, he? Sie verändern sich bedeutend!«

Der Alte beugte sich mühsam noch weiter vor und schlug mit dem Löffelchen neun Mal feierlich gegen seine Teetasse. Dann legte er den Löffel wieder zur Seite, blinzelte mich verschwörerisch an und hob die Hände mit einem: »Wa rastuleikum us-salâm!«, wie eine sich öffnende Blüte zur Decke. Ich fragte mich, was sein Segen bedeuten und in welche Bereiche der Mystik uns die Lektion noch führen mochte.

In der Wüste lernt jedes Kind, sich an der Sonne und den Sternen zu orientieren. Woran denn sonst? Auch an den Flüssen und Bergen wird gelegentlich an abendlichen Feuern im Geiste Seines Weibes Heschinja in der Astronomie unterwiesen. Die meisten Jungen begnügen sich aber damit, die acht Vagabunden benennen und den Heimatstern zeigen zu können, denn das genügt auch den Vätern beim Aufsagen des salam talib.

Die Schüler der mudra sollte natürlich ein Sehnen nach sternenkundlichen Details einen. Aber sedef âmûzgâr will vor allem anderen beim Kalifen bestehen und lässt uns die Gesetze studieren, bis die letzte denkende Stirn sich erschöpft auf das Pult senkt. Wir sind aufgerufen, den Himmel selbst zu ergründen. Nun, der alte Magister hatte Recht: Im Moment bin ich zumeist alleine draußen in der Kühle der Nacht. Die Lehrer sagen, die Sterne seien unverbindlich in diesen Tagen. Und das scheint meinen Brüdern Ausrede genug. *Unverbindlich!* Châra!

»Sohn«, riss mich seine Stimme aus meinen Gedanken, »die Dinge und die Konstellationen ändern sich schon, seit du zu ihnen hinaufblickst. Vor dir sitzt aber mudarris Rhayad ben Hamar. Als er schon alt war, den Rücken des Shadifs jedoch noch liebte, fuhren die Gestirne noch verlässlich auf ihren Bahnen über den Himmel, wie Tage und Gottesnamen unveränderlich aufeinanderfolgen. Es hat begonnen ...« Der Alte schürzte die Lippen, nahm die Kanne vom Flämmchen und goss sich Tee in seine halbvolle Tasse.

Ich musste ihn wohl ziemlich angestarrt haben, denn kein Gastgeber zwischen Mirina und Khunchom würde den herben und heißen Tee mit dem abgestandenen Brack vom Vorabend besänftigen. Hohes Alter macht wirklich milde und bescheiden.

Er trank einen kurzen Schluck, schmatzte zweimal vernehmlich und suchte den Faden des Gesprächs wieder aufzunehmen. »Es hat begonnen am Tage deiner Geburt. Neunundzwanzig mal neun Jahre und eines mehr nach der Offenbarung unseres Allmächtigen Herren, vier Gottesnamen und einen Tag weniger nach dem 2. Rastullahellah, den wir heißen

Treue und Schwur, am Tag thalaithnadah al'Yngerimm, wie die Gharbistani zählen, und als Dschinja saba Malkillah unserem Kalifen Malkillah III. Mustafa ibn Khalid ibn Rusaimi von seinem Nebenweib Ghadim als dritte Tochter geboren wurde – an diesem Tag wurde die Welt vom Ärmel unseres Herren berührt. Es war der Tag, an dem jenseits der Türme von Djebel Rashtul der Zaubermogul Bel'Ghor unterworfen wurde und Dschella ihn in den Schleierwald lockte.«

Wachheit und die Vernunft eines klaren Morgens blitzten mich jetzt aus den grauen Augen meines Lehrers an.

»An dem Tag lagst du auf dem Busen deiner Mutter. Dein Vater, Abu al'Kebîr, aber stand und fiel und siegte im Norden mit den thugra'mudrar hafta, den sieben Zeichenträgern. Ich sah die Sterne und wusste, dass die Welt aller Völker leise bebte. Die Erschütterung zieht sich nun durch die Jahre und wird nicht geringer. Sie wächst. Jene Sterne aber, die über deiner Geburt mit neuer Kraft entflammten, sind nicht betroffen vom Schwinden, Zittern und Klagen der Gestirne. Sie, mein Sohn, bilden das Zeichen des Streiters, als sprächen sie direkt zu dir: Ya Al'Khasim, ya Ben Le'Omar. Die Sterne sagen: Du bist ein Held deiner Stämme!«

Sein Tee war schon wieder kalt geworden.

Er goss ihn in das Stechpalmenbeet neben uns, wischte die Tasse aus und stellte sie zur Kochstelle zurück. Danach ließ er sich wieder ächzend auf seinem Diwan nieder und blickte mich aus nun misstrauischen, tiefgründigen Augen an. »Was wirst du sein? Und was siehst du kommen? Wem wirst du dienen? Wer wird dir folgen?«

Sein Blick durchbohrte mich wie die Dschadra des Tugruk Pascha.

»Was, glaubst du, Sohn, sind die Kinder des dreiundzwanzigsten Ingerimm?«

RB
2018

12

# Zufall & Vorsehung

von Fred Ericson

*In den Weinbergen der horasischen Gerondrata, im Rahja 1039 nach Bosparans Fall*

Arivor war zerstört. Und das verunsicherte sie. Es schien ihr ausgeschlossen, dass es zufällig das eherne Herz des Horasreichs getroffen hatte. Es schien ihr ausgeschlossen, dass es zufällig heute geschehen war. Selbst die Schlange ... auch das konnte kein Zufall gewesen sein! Sie brauchte einen klaren Kopf. Musste nachdenken.

Leises Schmatzen riss sie aus ihren Gedanken. Der Blick der Elfe glitt zu dem Schlafenden, den sie aus den Trümmern der Stadt gerettet hatte. Obgleich schon ein erwachsener Mann, lag er wie ein Säugling mit dem Daumen im Mund auf dem staubigen Boden und träumte vermutlich, dass er noch an der Brust der Mutter hing. Befremdet schüttelte sie den Kopf. Mit den Ruinen Arivors im Hintergrund bot der friedlich Schlummernde ein groteskes Bild.

In dem eingestürzten Gewölbekeller, der seinem Zirkel als Unterschlupf gedient hatte, hatte sie ihn gefunden. Er war der einzige Überlebende gewesen und fast hätte sie auch ihn für tot gehalten. Ein quaderschwerer Brocken hatte seine Hand zerquetscht, ein Holzbalken seinen Oberschenkel durchbohrt und das Schienbein hatte aus dem Fleisch geragt. Es hatte sie viel Kraft gekostet, seine schweren Verletzungen zu heilen, aber es war ihr gelungen. Die Hand hatte sie ihm abtrennen müssen, doch wenn man von dem rosigen Stumpf an seinem linken Unterarm absah, erfreute sich der junge Mann bester Gesundheit. Ein gutaussehender Kerl, kräftige Statur ... das war nützlich.

Ihren Bemühungen, die Aufzeichnungen des Zirkels zu bergen, war weit weniger Erfolg beschieden geblieben. Einzig eine Liste der Mitglieder war von dem Unheil, das Arivor heimgesucht hatte, verschont geblieben. Das überhaupt ein solches Register existierte, zeugte von einer solchen Dummdreistigkeit, dass man nur hoffen konnte, der Tod des Verfassers habe sich langsam und qualvoll ereignet. Die Penibilität, mit der Namen, Wohnsitz, Stand, Einkommen und allerlei weitere Daten sorgsam vermerkt waren, war angesichts des

Chaos‘ ringsum an Absurdität nicht zu überbieten gewesen. So hätte sie in dieser Flut an Belanglosigkeiten beinahe die Information übersehen, für die es sich am Ende doch gelohnt hatte, das eigene Leben in der dem Untergang geweihten Stadt zu riskieren: die Geburtsdaten.

Die Erkenntnis hatte sie wie ein Schlag getroffen. Der Jüngling war am 23. Ingerimm des Jahres 1021 BF geboren worden!

Nur er war im richtigen Alter. Alle anderen auf der Liste hatten die Dreißig bereits überschritten. Sie *sollte* diesen Jüngling hier finden, der an jenem schicksalhaften Tag das Licht der Welt erblickt hatte.

Für sich genommen hätte sie jedes dieser Ereignisse für einen Zufall gehalten, aber in der Summe ... absolut unwahrscheinlich. Logischer schien es ihr, dass all dies einem größeren Plan folgte. Doch welchem? Konnte es sein, dass *er* einen Teil seiner Selbst in die Welt geschleudert hatte, bevor er entrückt wurde? Ging die Saat, die *er* damals in die Welt gesetzt hatte, nun auf? Wer, wenn nicht sie selbst, hätte den Jungen dann finden sollen?

Sie beugte sich vor, fuhr zärtlich über die Wange des jungen Mannes. Unter den Menschen fand man selten solch ebenmäßige Züge. Dann griff sie ihren Dolch, schnitt einer Eingebung folgend eine Locke vom staubbedeckten Haupt des Burschen und lehnte sich wieder zurück.

Das Lagerfeuer war beinahe heruntergebrannt und die Schwärze der Nacht wich langsam dem hereinbrechenden Tag. Im Osten leuchtete der Himmel bereits blutrot. Schwarz und Rot – *seine* Farben. Zuversicht erfüllte sie, während sie mit abfälligem Blick zur aufgehenden Sonne schaute. Praios. Selbsternannter Fürst der Götter. Nicht mehr als der oberste Sklaventreiber. Doch sein Thron stand ebenso auf wackeligen Beinen, wie der seiner Geschwister. Bald schon würden das auch die Schafe spüren, die zu den Zwölfen beteten. Die Verunsicherung der Menschen würde es ihr leicht machen, *seine* Lehre zu verbreiten.

Dennoch musste sie gerade jetzt achtsam sein. Die Gefahr ging nicht von den Zwölfen aus, sondern von jenem, der danach strebte, alles Leben zu unterwerfen. Der Gott ohne Namen würde diese neue Zeit nicht ungenutzt verstreichen lassen. Ihm galt es zuvorzukommen, koste es, was es wolle.

Ihre Verunsicherung war der Erkenntnis gewichen. Sie hatte die Zeichen verstanden. Was sie heute erlebt hatte, war kein Zufall. Arivor war zerstört und Azaril Scharlachkraut war sich sicher, was sie zu tun hatte!

RvB
2018

15

# An der Pforte

von Marek Schmidt

*An der Trollpforte, im Boron 1040 nach Bosparans Fall*

Im dämmrigen Zwielicht eines sich ankündigenden Tages liegt die Pforte noch fast vollständig in Dunkelheit gehüllt. Eine Dunkelheit, deren Schleier für einige Stunden aus der Welt zu tilgen scheint, was nicht zu tilgen ist. Viele Namen hat man diesem Ort gegeben: Trollpforte. Ogermauer. Wall des Todes. Auch sie wirken wie der hoffnungslose Versuch, dem langen, dunklen Schatten der Vergangenheit zu entkommen und diesen Ort als etwas anderes auszugeben, als er ist: eine Narbe. Eine vier Meilen lange Narbe im Tal, das sich zwischen den Trollzacken und der Schwarzen Sichel windet und zu beiden Seiten tief in den Berg hineingräbt. Eine dämonenverseuchte Narbe in der vermeintlich so heilen Welt der Zwölfe und ihrer Diener. Eine Narbe in Geschichtsbüchern, die von Hochmut und dessen Folgen zeugt. Und eine Narbe in den Herzen der Menschen, deren Erinnerung an diesen Ort untrennbar mit Schmerz und Verlust verbunden ist und für die allein die Nennung eines Namens zum Boten der Trauer wird.

Einer dieser Menschen ist heute Nacht hierhin zurückgekehrt: ein einsamer Wanderer. Die alten Geschichten konnten ihn nicht abhalten – sie haben ihn gerufen. Auch die wabernden Vorhänge aus nächtlicher Dunkelheit, die das Grauen jenes Ortes verhüllen, vermochten ihn nicht fernzuhalten. Was für andere eine Warnung ist, gilt ihm als Einladung. Die Dunkelheit ist sein, wie auch dieser Ort der Seine ist. Niemand, so glaubt er, hat es mehr als er verdient, hier zu stehen. Er betrachtet es als sein Anrecht, über den leicht morastigen Boden zu schreiten und darin seine Spuren zu hinterlassen. Gewiss könnte er das vermeiden – er hat es etliche Male unter Beweis gestellt –, aber es scheint ihm nur recht und billig, seine Spuren an jenem Ort zu hinterlassen, der ihn ebenso gezeichnet hat.

In Rufweite der Pforte bleibt er stehen – zum ersten Mal, seit sein zielstrebiger Gang ihn hergeführt hat. Den Blick fest auf die Mauer gerichtet verweilt er kurz. Einem Beobachter hätte das die Gele-

genheit gegeben, zu erahnen, welcher Gestalt der nächtliche Wanderer ist. Er hätte einen durchschnittlich großen Mann mit schwarzem Haar und dunkler Kleidung gesehen. Zwei lange Jagdmesser am Gürtel, einen Köcher mit Pfeilen und einen entspannten Bogen auf dem Rücken. Darunter ein schmaler, aber länglicher Kasten aus Holz. Wenn es einen Beobachter gäbe. Wenn es Licht gäbe. So aber verbleibt der Wanderer allein und ungesehen und nur in der Gesellschaft des Windes, der über seine Haut streift, und der Dunkelheit, die ihn umgibt.

Freilich ist da noch etwas anderes – ungesehen, ungehört, ungespürt, und doch allgegenwärtig gefühlt: die drückenden Präsenz all der Toten, die sich noch nicht entschieden haben, ob der Fremde Gast oder Eindringling in ihrem Reiche ist. Unendlich schwer drückt das Wissen um all die Verblichenen auf den Geist. Und der Geist – ohnehin erregt von der Dunkelheit um ihn herum, die es zu füllen gilt – nimmt sich dieses Druckes an und füllt die Leere mit Bewegung und die Stille mit Geräuschen. Blitzende Augen und leises Wehklagen, huschende Schatten und stumm gebrülltes Heulen. Manch schwache Seele, die auf Dere wandelt, hält schon normale Dunkelheit kaum aus, doch dieser finsterste alle aventurischen Orte gebiert eine Dunkelheit, die sich auch die stärksten Seelen unterwirft und sie zwingt, am Tage zurückzukehren oder für immer fernzubleiben. Nur der Wanderer wirkt unberührt von jenem Dunkel. Denn er kennt die Dunkelheit, und keine kennt er länger als diese.

Mit den entschlossenen Schritten eines Mannes, der zu lange hat warten müssen, schreitet er weiter. Zu den nördlichen Ausläufer des Tals ruft es ihn. Dort, am Fuß der Schwarzen Sichel liegt sein erstes Ziel. Nur aus dritter oder vierter Hand hat er jene bruchstückhaften Hinweise erlangt, die ihn herführten. Schwierig hat sich die Suche gestaltet, denn kein Augenzeuge weilt noch unter den Lebenden. Selbst jene, die es vermochten, dem Wanderer jene sehnlichst erwünschten Hinweise zu geben, haben sich in den vergangenen achtzehn Jahren immer mehr in einen Mantel des Schweigens gehüllt. Diesen Mantel zu lüften, bedeutete, alte Narben offenzulegen und aufzureißen, deren Heilung viel Kraft gekostet hatte. Also hat man sich geweigert, ihm zu geben, wonach es ihn verlangte. Um sich selbst zu schützen. Um ihn zu schützen. Wohl haben sie geglaubt, ihm einen Dienst zu leisten, als sie ihre Ohren vor seinen Bitten verschlossen. Aber sie haben sein Durchhaltevermögen unterschätzt und seine Hingabe, zu finden, was in seinem Herzen verschlossen ist. Vielleicht hätten sie wissen sollen, dass ein Kind mit seiner Geschichte der eigenen Vergangenheit nicht entkommen kann. Aber in der Hoffnung auf Normalität – für sich und ihn – haben sie verschwiegen, was sie selbst nur flüsternd vor vielen Jahren erfahren hatten. Von dem Kind, um das sich jemand kümmern müsse. Doch das Kind ist erwachsen geworden, seine Fragen hartnäckiger, und irgendwann hat man einsehen müssen, dass er ein Recht auf jene Wahrheiten hat, die vor allen anderen ihm gehören. So hat man ihm endlich Antworten auf seine Fragen gegeben, hoffend dass sein Geist zur Ruhe kommen könne. Doch Ruhe hat das Kind nie gekannt, und der Wanderer kennt sie noch heute nicht. Er ist ein Getriebener. Ein Jäger. Auf der Jagd nach sich selbst.

Und scheinbar trägt die Jagd erste Früchte. Erneut bleibt der Wanderer stehen. Sein Blick fokussiert die Gipfel der Schwarzen Sichel, die weit über ihm verborgen in der Dunkelheit thronen. Rechts und links von ihm endet je ein kleiner Ausläufer des Gebirges – zusammen bilden sie eine windgeschützte Zuflucht von vielleicht zehn Schritt Breite. Zu seiner Rechten hat jemand ein Boronsrad in den Fels geritzt und darunter das Datum jenes ge-

schichtsträchtigen Tages. Selbst ohne die Dunkelheit wäre es kaum zu sehen, aber die Finger des Jägers ertasten die Vertiefungen mit der Gewissheit von jemandem, der erwartet hat, sie zu finden. Endlich!

Hastig will er die letzten Schritte hinter sich bringen, doch nur zögernd tragen ihn seine Beine voran, und schon bald lässt er sich langsam auf die Knie herabsinken. »Ich bin ...«, beginnt der Wanderer zu sprechen, nur um direkt wieder zu verstummen. Unnatürlich klingen die Worte eines Lebenden an diesem Ort. Sie sind so unerwartet, dass selbst der Wind für einen Moment zu schweigen scheint, um zu hören, was jener seltsame Gast zu sagen hat.

»Letztlich ist es gleichgültig, wie man mich nennt. Es ist wohl kaum mein echter Name«, fährt dieser – erst stockend, doch zunehmend sicherer werdend – fort. Es ist die Sicherheit eines Heimgekehrten, der sein ganzes Leben auf Wanderschaft verbrachte und nun zum ersten Mal innehalten kann, um zu rasten. »Man sagte mir, du hattest nicht die Gelegenheit, mir einen zu geben, Mutter.« Er weiß, dass ihre Gebeine vermutlich nicht mehr hier ruhen, und ihre Seele, so hat ihm ein wandernder Priester vor Jahren erzählt, sei längst zu Boron gegangen. Trotzdem – dies ist der richtige Ort.

Ein Bild erwacht in seinem Kopf: Kinder aus seinem Dorf an der Hand ihrer Mutter. Während er selbst abseits sitzt, singen sie ein kindliches Lied und lachen, nachdem der letzte Reim verklingt. Der Wanderer hat nie gesungen und nur selten gelacht. Er hat geweint, wie er auch jetzt weint. Schwer tropfen die Tränen von seinem Kinn und zeugen im stillen Donnern ihres Aufpralls vom Ende einer lang getragenen Last. »Ich hab mir oft gewünscht, mit dir reden zu können. Nur einmal hätte gereicht. Damit du mir von dir erzählen kannst. Und von Vater. Und diesem Krieg. Und wieso er es wert war, dass ihr mich allein gelassen habt.« Ein Schluchzen entrinnt seiner Kehle, das so gar nicht zu der hochgewachsenen Figur passen will. Es ist das Schluchzen eines Kindes. Das Schluchzen eines Zurückgelassenen.

Mit einer trotzigen Geste wischt er sich die Tränen aus dem Gesicht und greift nach dem hölzernen Kästchen auf seinem Rücken. Ein leises, metallisches Klicken verrät der nächtlichen Dunkelheit, dass es sich wohl geöffnet hat. Nur von einem einzigen, fahlen Strahl Mondlicht beschienen, das sich interessiert an diesem ungewöhnlichen Gast seinen Weg durch die Wolken gekämpft hat, greift der Wanderer nach einem dünnen, ellenlangen Gegenstand und legt ihn vor sich auf den Boden. »Ich habe dir eine Rose mitgebracht. Ich wusste nicht, welche Blumen du magst, aber ich dachte mir, da du dich nicht um mich kümmern konntest, sorge ich nun für dich.« Er findet es passend: eine Blume, die Schönheit und Schmerz verbindet. Eine sehr menschliche Blume. »Ich habe noch zwei Dinge mitgebracht, Mutter. Dann sind es drei. Wie in den alten Geschichten. Diese Rose wird bald verwelken und dann wäre hier wieder alles in dieses blasse Grau gehüllt. Also habe ich Samen mitgebracht.« Während er spricht, entleert er einen runden Beutel aus dem Kasten in seine Hand und beginnt, die einzelnen Körner in die Erde zu drücken. Wenn sie hier wachsen, hätte er eine erste Veränderung herbeigeführt. Grün statt Grau. »Mit diesen Pflanzen geht mein drittes Geschenk einher, Mutter. Mein Schwur.«

Über ihm schließt sich die Wolkendecke und der bleiche Lichtstreifen des Madamals verblasst wie ein sich schließendes Auge, das sich alter Erinnerungen vergegenwärtigt. Viele Schwüre sind an diesem Ort geleistet worden, besondere Schwüre, wie sie weder Mond noch Wind in anderen Teilen Aventuriens vernommen haben. Ein gelächelter Schwur eines hoffnungsvollen Brautpaares, ein pathosgeladenes Gelöbnis, zu dienen, und ein naives – mit

reichlich Bier gestütztes – Versprechen, immer zusammenzustehen. Solche Worte haben sie auch andernorts vernommen, aber die Pforte hat schon früher gänzlich eigene Schwüre hervorgebracht. Ohne Lächeln, ohne Pathos, ohne Bier, sondern im Angesicht des Feindes – im Angesicht des sicheren Todes. Die Worte sind lange verhallt, doch der Wind, der sie davongetragen hat, erinnert sich ihrer. Mal kamen die Götter darin vor, mal das Reich, ein Prinz oder ein geliebter Mensch. Doch nie sind diese Schwüre ganz die ihren gewesen, auch wenn man sie in ihrem Namen gesprochen hat. Damals wie heute gehören sie vor allem Zweien: den Todgeweihten, auf deren Lippen sie erklangen, und der Nachwelt, in deren Namen das Opfer dargebracht wurde.

Man hat ihnen die beiden wichtigsten Dinge gegeben, die man besaß: das eigene Leben und die eigene Welt. Ein letzter Dienst an den Lebenden, ein letztes Geschenk an die nachfolgende Generation, im Vertrauen darauf, dass sich die großen und kleinen Namen von einst als würdige Erben in einer unvollkommenen Welt erweisen werden.

Wie die Bilder der Erinnerung verschwimmen, so öffnet sich erneut ein schmaler Spalt in der düsteren Wolkendecke und trifft jenen einen, der wie Wind und Mond um die Kraft dieses Ortes weiß.

Im tränenbefreiten Gesicht öffnet sich der Mund des Wanderers und spricht mit einer Stimme, die viel von seiner kindlichen Verletzbarkeit abgelegt hat. »Ich habe viele Nächte damit verbracht, hierüber nachzudenken. Jahrelang. Immer wieder. Am Anfang war da nur Schmerz. Ihr ward tot und ich allein. Einsam in einer kalten Welt. Irgendwann jedoch ließ der Schmerz nach und ich vermutete, dass ich mich an mein Schicksal gewöhnt hatte. Doch wie meine Gedanken immer wieder an diesen düsteren Ort zurückkehrten, wurde mir noch etwas klar …« Der Wanderer wendet seinen Blick in jene Richtung, in der bei Tage die Pforte zu sehen wäre. Jedoch blickt ihm nur die undurchdringliche Dunkelheit entgegen, woraufhin seine Augen zur Wolkendecke gleiten, durch die sich immer mehr Strahlen aus Mondlicht einen Weg bahnen, begierig zu hören, was der nächtliche Besucher wohl zu sagen hat. Zuletzt ein Blick zum Horizont, aus dem sich in wenigen Stunden die Praiosscheibe hervorheben wird.

»Man hat dieses Tal einen Ort der Schatten genannt und ihn wie eine hässliche, alte Narbe gemieden. Beides ist wahr. Das Schicksal der Pforte hat mich gezeichnet. Mich in Schatten gehüllt. Und doch ist da mehr, und nur Wenige scheinen das zu begreifen. Wo Schatten sind, gibt es auch immer Licht, und wer eine Narbe besitzt, hat etwas Schlimmes überstanden. Vater und du, ihr wusstet das, oder? Ihr kamt hierher, weil ihr wusstet, dass zum Überleben Narben manchmal unumgänglich sind, nicht wahr? Ich habe lange gebraucht, um dies zu verstehen, aber ich habe es begriffen. Eine Lektion. Von den Eltern an das eigene Kind weitergegeben. So wie es sein sollte. Und deshalb schwöre ich, dass ich mich eures Erbes annehmen werde. Die Narbe dieses Ortes soll nicht als Mal des Schmerzes verbleiben, sondern Erinnerung an die Verantwortung sein, die ihr mir übergeben habt. Die Dunkelheit dieses Ortes soll nicht meine Geißel sein, sondern mein Schild und mein Schwert. Ich habe gelernt, mit meinem Leid zu leben, und will andere davor bewahren. Nicht weil es einer der Herrscher Alverans für richtig hält. Nicht weil es eine Kaiserin einfordert. Sondern weil es meine Schuldigkeit euch gegenüber ist, Mama und Papa.«

Einige Stunden später hat der Wanderer die Pforte, die im doppelten Sinne den Beginn seiner Geschichte darstellt, bereits hinter sich gelassen. Nur aufmerksam vom untergehenden Madamal beobachtet und ansonsten gänzlich ungesehen erreicht er Tobrien und schlägt sich mit dem ersten Licht der Praiosscheibe in die Wälder. Ein neuer Tag bricht an und nur drei Dinge hat die Nacht ihm vererbt: eine Rose für heute, ein paar Körner Saat für morgen und ein Versprechen für die Zukunft.

RvB
2018

# Die Spinnenfrau von Kumoson

von Bettina Ain

*Maraskan, 23. Ingerimm 1039 BF, irgendwo zwischen Charasim und Yerkilan*

Im ewigen Dämmerlicht des Dschungels strahlte der Seidenkokon silbern wie der Mond. Reshamajid drehte ihn zwischen den Fingern hin und her. Perfekt schmiegte er sich in ihre Hand, ohne Risse, ohne jedweden Makel. »Die hier ist auch tot«, rief sie ihrer Gruppe zu. Sie fügte ihn den anderen Kokons in ihrem Stoffbeutel hinzu, viele von ihnen aufgebrochen und leer.

»Das wären dann dreizehn. Keine glückliche Zahl.« Nomjida, die Reinliche konnte das Schaudern kaum aus der Stimme drängen.

Reshamajid schob die dichten Spinnweben beiseite auf der Suche nach weiteren Spinnenkokons, fand aber nur Käfer, die hastig davon eilten, und ein paar Kokonüberreste, die zwischen ihren Fingern zerfielen. »Es nützt nichts, wenn wir jetzt überall schlechte Omen erkennen. Wir wissen doch, dass es manche nicht schaffen.« Die Wanderung der *neuspinnsterer* schien wie jedes Jahr erfolgreich verlaufen zu sein. Nur zwei Hände voll nicht geschlüpfter Spinnenkinder ließen sich leicht verkraften. Sie konnte dem Gemurmel der anderen nicht entnehmen, ob sie ihr zustimmten oder nicht.

Unter den silbergrauen Fäden des Spinnennests schimmerte es bläulich. Mit wenigen Handstreichen legte sie das bärtige Gesicht eines jungen Mannes frei. Die Augen fehlten und die Haut spannte sich fest über den Schädel, das Innere des Leibs von den Spinnen ausgesaugt. Moos überzog das halbe Gesicht und kleine rote Pilzköpfe ragten aus den Augenhöhlen hervor. Aus dem blauen Baumwollhemd lugte der schwarzgeschuppte Schwanz einer Boronsotter. Die Schlange hatte sich um den Hals des *garethja* geschlungen, bevor sie an der Messerwunde verreckt war.

»Hier sind sie also abgeblieben«, kommentierte Nomjida unbeeindruckt. »Arme Schweine. Ich war so stolz darauf, wie sie der Trichterwurzel da hinten ausgewichen sind.«

Gemeinsam legten die Jägerinnen des Dorfes die Expedition frei, die seit drei Wochen im Wald verschollen war. Wieder einmal hatte Reshamajids Gefühl sie nicht getäuscht: Der Dschungel hatte die *fremdijis* nicht willkommen geheißen.

»Sammelt die Waffen und Wertgegenstände ein«, wies sie die anderen an. Sie selbst begab sich an den Rand des riesigen Nestes und suchte nach Spuren der Achtbeiner. Die Hälfte des Dschungels stand in voller Blüte, und die Düfte lärmten ebenso um die Wette wie die Tiere in Unterholz und Blätterdach. Sie schob den Strohhut höher, der sie vor dem gleichen Schicksal bewahrte, das den *garethja* dahingerafft hatte, und starrte in das leuchtend bunte Dickicht. Schweiß rann ihr vom Haaransatz in den Kragen und zwischen den Schulterblättern hinab. Im Ingerimm gab

sich Schwester Peraine denkbar größte Mühe, alles mit Leben zu erfüllen. So viel Mühe, dass die Luft davon schwanger zu sein schien. Vor ihr wichen Trompetenbaum und Shurinstrauch beiseite, rissen ihren Blick an Paranuss und Feuerbusch vorbei, bis der silbergraue Schleier neuer Spinnennester die blutig-blubbernden Rinden sich windender Bäume einhüllte, um die einzigartigen Wunden mit der Kraft Schwester Peraines zu erfüllen. Die schwarzen Äste krallten sich in den Himmel, als wollten sie vor den grün-blau schillernden Leibern fliehen, die an ihnen entlangkrabbelten und verzehrten, was nicht zu Rurs Schöpfung gehörte, sei es Pflanze oder Tier oder beides. Ätzend brannte ihr die Luft in den Lungen, der Wind schabte über ihre nackte Haut und die Farne kreischten in ihren Ohren.

Etwas legte sich schwer auf ihre Schulter und ließ sie zusammenzucken. Sie riss den Kopf herum und erkannte zwei schwarze Augen, die ihr aus dem Dunkel entgegenblickten. Langsam schälte sich Nomjidas rundes Gesicht aus den Schatten ihres Hutes. »Hast du unsere *reshakrabbala* gefunden?«

»*Neuspinnsterer*«, korrigierte sie ihre Freundin. Sie mochte den Spitznamen nicht, den die Dorfbewohner den Spinnen gegeben hatten. Nur weil sie zur selben Zeit auf dem Weltendiskus erschienen waren wie sie, hieß das nicht, dass sie nach ihr benannt werden sollten. Es waren nicht ihre Spinnen, sondern Rurs.

Nomjida zuckte nur ungerührt die Achseln. »Sind sie gut angekommen?«

Es fiel ihr schwerer als sonst, die Erscheinung abzuschütteln, nach der sie sich jedes Mal fühlte, als wäre sie bei lebendigem Leib von tausenden Insekten aufgefressen worden. Langsam erhob sie sich. »Ja.«

»Preiset die Schönheit! Dann haben wir alles. Lass uns zurückkehren.« Sanft griff sie nach Reshamajids Oberarm und zog sie mit sich.

***

Sobald sie die letzten Ausläufer des Urwalds hinter sich ließen, grüßte sie auch schon der Duft der Bambushäuser Kumosons, dem eine unverwechselbare Zimtnote anhaftete. Reshamajid blinzelte ins goldene Nachmittagslicht. Die Seidenweber erwarteten sie bereits und nahmen ihnen freudig die Taschen mit den Spinnenkokons im Austausch gegen Marasfladen ab, an denen sich die Jägerinnen sogleich gütlich taten. Die Geräuschkulisse des Dschungels ging nahtlos in die des Dorfes über. Auch die Kleidung ließ die Dorfbewohner erscheinen, als teilten sie die Sommerblüte des Urwaldes.

»Wie ich höre, hat Feliziber die lange Reise gut überstanden«, wandte Reshamajid sich an Madahajida mit dem jasminweißen Auge. »Heißt er jetzt wirklich *Der Zurückgekehrte?*«

»Jeskojin ist ein alter *schwedzer*«, lachte die ältere Frau über den Teehändler, dessen Gaststätte der letzte Funken Zivilisation vor dem Urwald war. Dort ließen sich die Jägerinnen stets mit süßem *zh'arr* und süßerem *kladj* versorgen, wenn sie den Dschungel wieder verließen. »Aber er hat recht, Feliziber ist unversehrt zurückgekommen. Das Leben auf hoher See ist ihm gut bekommen und er hat einiges aus dem *shîkanydad* zu berichten. Nicht, dass deine Mutter es hören will.«

Hier in der Abgeschiedenheit Kumosons gingen sie die Ereignisse auf Maraskan nichts an, so hatten es die Dorfvorsteher vor ihr gehalten, so hielt es auch Emirasab, die Traditionelle, zum Leidwesen ihrer Tochter.

Reshamajid klopfte der Frau auf die Schulter. »Ich höre mir seine Geschichten gerne an.«

Da hellte sich Madahajidas Gesicht auf. »Das freut mich! Er hat schon nach dir gefragt.« Ihr Blick heftete sich bei den Worten auf Nomjida, die sich angeregt mit Halijian, dem Krummbeinigen unterhielt. »Schade, dass das mit euch nichts geworden ist.« Elterliches Leid sprach ihr aus der Stimme, aber sie setzte eine Miene auf, als wüsste sie die Bürde würdevoll zu tragen. Reshamajid unterdrückte ein Lachen.

Kaum zog die Weberin ihrer Wege, stand Nomjida hinter Reshamajid. »Zieht es dich zurück zu deiner alten Flamme?«

Reshamajid tippte sich nachdenklich ans Kinn. »Er ist ja jetzt ein Abenteurer, ein Glücksritter, geradezu ein Wagehals.« Dann schlug sie die Hände zusammen und klimperte hoffnungsvoll mit den Wimpern. »Meinst du, er nimmt mich zurück?«

Nomjida schlug ihr fest gegen den Oberarm, und nur das steife Seidenhemd bewahrte sie vor einem blauen Fleck. Sie rieb sich den Arm und betrachtete ihre Freundin genauer. Die runden Wangen glühten rot und die Lippen presste sie zu einer schmalen Linie, aber in den dunklen Augen funkelte es. Sanft küsste Reshamajid ihr das Stirnrunzeln aus dem Gesicht. »Bist du wirklich eifersüchtig?«

Nomjida legte ihr eine Hand in den Nacken und erwiderte den Kuss, bis sie beide Luft holen mussten. »Natürlich nicht. Hier!« Ungelenk drückte sie ihr eine Chrysantheme in die Hand, deren sonnengelber Kopf schon ein wenig herabhing. »Alles Gute zum Tsatag!«

Reshamajid legte ihr einen Arm um die Taille. »Irgendwelche Pläne?« Doch ehe sie das vertiefen konnten, erkannte sie, wie ihr Bruder auf sie zuhielt.

Da sie wohl ihre Anspannung spürte, drückte Nomjida sie fester an sich. »Wir wussten, dass wir nicht viel Zeit für uns haben würden, als Jeskojin uns von den *fremdijis* erzählt hat.«

Die Pflicht rief. Sie gab Nomjida einen letzten Kuss, ehe sie sich von ihr löste und Perjin, der gern viel redet begrüßte. Niemand versuchte, ihn in ein Gespräch zu verwickeln, obwohl er einer der schlimmsten *kladjdantigster* unter ihnen war. Sein Gesicht verriet ihnen, dass er dafür keine Zeit hatte.

»Preiset die …«, setzte Reshamajid an, doch Perjin unterbrach sie.

»Lass den Unsinn! Wir haben Besuch. Eine Horde Söldner, einer *verranzter* als der Nächste, sag ich dir. Sie wollen durch den Dschungel geführt werden, und du weißt ja, wie wir da sind: Das geschieht nicht unbedacht. Jedenfalls will Mutter deine Meinung dazu hören.« Nach dem Redeschwall beäugte er sie skeptisch und rümpfte die Nase. »Aber vorher solltest du dich frischmachen.«

Sie betrachtete die Handschuhe, an denen noch Spinnweben hingen. Der Rest von ihr sah vermutlich nicht besser aus.

»Auf zum Palast!«, lachte Nomjida, die aus unerfindlichen Gründen noch immer wie aus dem Ei gepellt wirkte. Hatte sie sich im Dschungel überhaupt nützlich gemacht?

Als Palast bezeichneten sie das Haus der Dorfvorsteherin, das sich in die Ausläufer des Dschungels schmiegte. Es war das größte Gebäude des Dorfes und beherbergte einst die ersten Einwohner Kumosons. Die Wanderprediger, die den Grundstein legten, ließen es noch vor den beiden Rur-und-Gror-Tempeln errichten, deren Türme hinter dem Palast aus den Wipfeln der Pfefferbäume ragten. Reshamajid war im Palast geboren worden, damals als ihr Großvater noch Dorfvorsteher war. Sie liebte das Haus mit seinen ständig wechselnden vierundsechzig Räumen.

Auf der Veranda, die das Gebäude umrundete, hockte ihre Mutter und hielt Hof, doch was sie mit den Gästen zu besprechen hatte, konnte Reshamajid in dem Lärm nicht verstehen. Die meisten Dorfbewohner hatten sich auf dem Platz versammelt, saßen auf bunt bedruckten Decken und zerrten die Söldner bei Handbrot und *zh'arr* in den neuesten *kladj.* Dass sie dabei ausgehorcht wurden, schien den Fremden zu entgehen. Dazwischen spielte eine Gruppe Kinder mit kleinen Diskussen, die so manchen nur knapp verfehlten.

Als sie sich der Veranda näherte, wäre sie beinahe einen Schritt zurückgewichen. Auf einigen der Schilder der Söldner prangten rot auf schwarzem Untergrund zwei überkreuzte Schwerter. Düster erinnerte sie sich daran, wie ihr Großvater damals vor dem Wappen gekatzbuckelt hatte. Sie drückte das Kreuz durch und stakste weiter.

Hinter Emirasab hockten die Geweihten und Zwillinge Denderan, der die Veränderung liebt und Denderajida, dier Zerstreute. Ihre Bruderschwester betrachtete sehnsuchtsvoll die Feierstimmung, weshalb sier Reshamajid sofort entdeckte. Sier beugte sich vor und flüsterte sierer Mutter ins Ohr. Mit erhobener Hand stoppte Emirasab den Redefluss ihres Gegenübers, dann winkte sie Reshamajid zu sich. Seufzend nahm sie den Hut ab und schlenderte die vier Stufen hinauf. Auch sie säße lieber unter den Schaulustigen. Oben angekommen verbeugte sie sich vor ihrer Mutter.

»Darf ich Euch meine jüngste Tochter vorstellen, Reshamajid mit dem Seidenhaar«, wandte Emirasab sich an den Söldner.

Er setzte die Miene auf, die sie längst erwartete, wenn jemand ihren Namen hörte. Zwar war ihr Haar schwarz, wie das ihrer Familie, doch durchzogen es weiße Strähnen, durch die es stumpf und dunkelgrau wirkte, wenn man nicht zu genau hinschaute. Als sie zur Welt kam, so stand es im Buch der Anwesenden, habe sie einen weißen Haarschopf gehabt, wie Seide oder Spinnweben, doch es war rasch nachgedunkelt. Der Name jedoch war hängengeblieben. Auch die Haare des Söldners waren ergraut, dem faltigen Gesicht nach lag es bei ihm jedoch am Alter. Eine lange Narbe zog sich über eine Gesichtshälfte, die sich nicht bewegte, wenn er sprach.

»Preiset die Schönheit der Welt, Bruderschwester.« War das Sarkasmus, der aus seiner Stimme tropfte? »Ich bin General Xanderan.« Mehr nicht, kein Zusatz, kein Nachname, nur General Xanderan.

Sie erwiderte den Gruß höflich. »Wenn Ihr mich entschuldigt.« Sie wies auf ihren schmutzigen Holzharnisch.

»Bis meine Tochter soweit ist, könnt Ihr Euch ein wenig stärken.« Emirasab wies auf einen Tisch, der auf der Wiese vor der Veranda aufgestellt worden war. Fladenbrote, feurig rote Pasten und dampfende Schüsseln erwarteten die Gäste.

»Was sagst du?«, wandte sich ihre Mutter an sie, kaum dass sie den Palast betreten hatten. Dunkelblaue Stoffballen lagen vor dem Zimmer, das von roten Tüchern verhangen war. Offenbar plante Denderan wieder eine Umstrukturierung der Räume, wie er es alle vier Monate zu tun pflegte. Wehmütig drangen aus einer Ecke des Hauses die metallenen Klänge des *maracello,* auf dem gerade eine ihrer Nichten übte.

»Es sind Söldner aus der Fürstkomturei Jergan.« Soviel ließ sich an den Wappen erkennen.

Ihre Mutter hob eine Augenbraue. »Und?«

»Sie sind Feinde Maraskans!« Sie kannte die Geschichten. Der *kladj* aus anderen Winkeln der Insel machte auch vor Kumoson keinen Halt.

»Sie sind Feinde des *shîkanydads*. Kumoson liegt auf neutralem Boden, die menschlichen Konflikte kümmern uns nicht. Ich will wissen, ob sie dem Dschungel schaden werden oder nicht.«

Seit ihr Großvater einmal den Fehler beging, ihre Abneigung gegen eine Bittstellerin zu ignorieren, vertraute ihre Familie ihrem Urteil blind. Doch diesmal war ihre Aversion den Söldnern gegenüber rein persönlicher Natur.

Sie schob ein lila-orange gestreiftes Tuch beiseite. Dahinter hockten ihre Tanten an einem Tisch und ließen die Würfel klappern, gefolgt von lautstarken Jubelschreien. »Ich habe ein schlechtes Gefühl bei ihnen.« Gelogen war das nicht, aber auch nicht das, was ihre Mutter wissen wollte.

Emirasab nickte wenig überrascht.

»Was wollen sie überhaupt im Dschungel?«

»Das interessiert mich nicht.«

»Was, wenn sie dort etwas suchen, mit dem sie noch mehr Maraskaner töten oder unterjochen können, wie damals«, gab Reshamajid verärgert zu bedenken. Sie riss ein grünes Tuch aus dem Weg, was ihr kleinster Neffe dahinter mit einem Quengeln quittierte. Ihr Onkel warf die Hände in die Luft. »Er ist gerade erst eingeschlafen.« Damit scheuchte er die drei fort.

Die Position ihrer Mutter, sich nicht einzumischen, nach allem, was ihrer Insel widerfahren war, war ihr schon seit langem lästig. Sie zog sich den Holzharnisch über den Kopf, bevor sie ihr Zimmer hinter dem rosa Vorhang mit den silbernen Libellen betraten.

»Bleib draußen«, wies ihre Mutter Nomjida an.

Ihre Freundin warf ihr einen kurzen Blick zu, ehe sie mit verschränkten Armen neben dem Tuch stehenblieb, das Emirasab sogleich zuzog.

»Es war ein fataler Fehler gewesen, das hat dein Großvater nie geleugnet. Dank dir wird uns sowas nicht noch einmal unterlaufen.« Ihre Mutter sprach leise und drängend.

»Wir können uns nicht ständig raushalten, während unsere Insel auseinanderbricht!« Aufgebracht warf sie den Holzharnisch auf die Kissen.

»Sie bricht nicht mehr auseinander«, rief ihre Mutter ihr ins Gedächtnis. »Die Lage hat sich gebessert, ganz ohne unser Zutun.«

»Das heißt doch nicht ...«

»Genug!«

Als ihre Mutter ihr das Wort abschnitt, wie sie es immer tat, wäre ihr fast der Schädel geplatzt. Lichtpunkte tanzten vor ihren Augen.

»Wenn du die Worte deiner Mutter nicht verstehst, muss ich dich wohl mal zum *medicimer* schicken, damit er sich deine Ohren anschaut.«

Sie war so wütend, dass sie nicht mal bemerkte, wie Emirasab das Zimmer verließ, bis ihr Nomjida aus der Tunika half. Von der Verspieltheit zwischen ihnen war nichts mehr übrig. Ein Streit mit ihrer Mutter verdarb ihr stets die Lust darauf, und Nomjida schien das zu spüren.

»Dein Bad ist fertig«, ließ sich Denderajida vernehmen. »Hast du dich wieder mit Mutter gestritten?«

Reshamajid ließ sich auf dem Diwan nieder und zog sich die Stiefel aus. »Ich weiß, ich sollte es aufgeben, aber ich kann einfach nicht dabei zusehen, wie unsere schöne Welt zunichte gemacht wird!«

Ihre Bruderschwester ließ das Durchgangstuch hinter sich fallen und setzte sich neben sie. Jetzt aus der Nähe konnte sie die bunten Streifen erkennen, die das Geweihtengewand schillern ließen. »Du vergisst, dass wir die Schönheit der Welt auf unsere Art bewahren, liebste Bruderschwester, wie wir es schon seit Kumosons Gründung getan haben.« Sier nahm Reshamajids zitternde Hand. »Was für ein Glück es doch war, dass die Spinnen sich hier angesiedelt haben.« Der Dschungel war die lebende, atmende Seele ihrer Insel, ihn zu beschützen, so stand es in den Büchern des Ersten Geweihtenpaares, war ihre oberste Aufgabe.

»Dein Zwillingsbruder stimmt mir zu«, merkte Reshamajid halbherzig an. Denderan mochte ihrer Meinung sein, doch hatte er es bisher nicht für nötig befunden, dies auch ihrer Mutter mitzuteilen.

»Mein Bruder ist verrückt«, winkte ihre Bruderschwester ab. In dem Moment ertönte der langgezogene Gesang, mit dem ihr Neffe Djurjin sie täglich malträtierte. Er und seine Schwester Zadisab liebten die traditionelle Musik, je älter und schriller, desto besser. ›Nicht nur unser Bruder‹, dachte Reshamajid.

Seufzend drückte sie der Geweihterin den Beutel mit den Shurin-Früchten in die Hand. »Verwechsle es nicht wieder mit deinem Wein, wenn du das Gift angerührt hast.« Damit begab sie sich in den heiß dampfenden Baderaum. Der schwere Magnolienduft machte die musikalische Untermalung wieder wett.

Als sie wenig später in eine blaue Tunika mit oranger Stoffhose gekleidet in den Saal trat, verstand sie, dass die Musik vorwiegend ihren Gästen zuliebe gespielt wurde, die sich damit ebenso wohl zu fühlen schienen wie sie selbst. Sie erkannte an den zusammengepressten Mündern das gleiche Bedürfnis, sich die Ohren zuzuhalten. Djurjin, dessen Stimme Glas bricht und Zadisab mit den sechzehn Zöpfen hockten davon ungerührt in einer Ecke des Raumes und zupften und sangen voller Inbrunst. Am verkniffenen Gesicht ihrer Mutter konnte sie nichts ablesen, aber zumindest Perjin und Denderan schienen der Musik wohlwollend zu lauschen. Denderajida wirkte ein wenig benommen. Entweder war sier mit den Gedanken ganz woanders oder hatte sich doch im Getränk geirrt.

General Xanderan hatte nicht seine gesamte Truppe in den Saal geführt. Neben ihm kniete lediglich ein älterer Mann mit hochrotem Gesicht, vollem Bart und einem Wanderstock anstelle einer Waffe und ein Junge, dessen Gesicht von Narben übersät war. Auch an ihm entdeckte sie keine Waffe. Der General selbst hatte sein Schwert neben sich gelegt, den Griff nach hinten, ein weiterer Hinweis auf seine friedlichen Absichten.

Ohne die Miene zu verziehen stieg sie auf das Podest, das dafür sorgte, dass die Gäste stets tiefer saßen als die Dorfvorsteherin, hockte sich hinter ihren Bruder Perjin und faltete die Hände im Schoß. Das Einzige, was ihr an dieser Position gefiel, war der Raumtrenner hinter ihnen. Ihre Stellung in der Familie sorgte dafür, dass sie genau vor der gigantischen, golden schimmernden Maraske saß, die so aussah, als müsse sie sich noch überlegen, ob sie die beiden Geweihten, die sich vor ihr verneigten, gleich verspeisen oder für später aufbewahren würde.

Nomjida blieb bei der Tür hocken.

»Ich hoffe, die Speisen haben Euch gemundet«, setzte ihre Mutter an. Der Bärtige mit dem roten Gesicht wischte sich den Schweiß von der Stirn, worüber Reshamajid fast gelacht hätte. *Garethja* vertrugen nicht mal den Pfeffer, der hier wuchs. »Mögen Sie Euch für die Rückreise stärken.«

Wie grausam, dachte Reshamajid. Da hatte ihre Mutter die Söldner in den Saal zitiert, nur um ihre Bitte abzulehnen. General Xanderan schien sich jedoch absichtlich dumm zu stellen. »Wir danken Euch für die köstliche Verpflegung. Doch sagt, wie habt Ihr entschieden?«

Die Schultern ihrer Mutter spannten sich ein wenig unter dem Mantel an. »Nach eifriger Beratung haben wir beschlossen, Eure Bitte abzulehnen«, erklärte sie kühl. Reshamajid lief ein Schauer über den Rücken. Anstelle des Generals würde sie die Beine in die Hand nehmen, doch der gab sich ungerührt.

»Ich bitte Euch, es noch einmal zu bedenken.«

Die Musik verklang. Alle Augen ruhten auf ihrer Mutter und dem Söldner.

»Es liegt nicht in unserer Natur, unsere Beschlüsse zu ändern wie das Chamäleon seine Farben.«

»Das Chamäleon wechselt seine Farbe nicht aus einer Laune heraus, sondern um sich neuen Gegebenheiten anzupassen und sein Überleben zu sichern.«

Die Worte ließen nicht nur Reshamajid aufhorchen. Sie sah, wie Nomjida zu ihrem Nachtwind griff, und tat es ihr gleich, langte jedoch ins Leere. Sie hatte ihre Waffen vor dem Bad abgelegt.

»Ihr solltet jetzt gehen«, riet Denderajida.

Xanderan verzog das Gesicht. »Ihr versteht nicht. Wenn Ihr uns nicht freiwillig helft ...«

Ehe Reshamajid etwas unternehmen konnte, blitzte grelles Licht vor ihr auf. Sie riss die Hände vor die Augen und hörte einen Aufschrei neben sich. Als sie die Lichtpunkte wegblinzelte, sah sie ihre Mutter am Boden liegen. Xanderan ragte über ihr auf. Etwas Rotes tropfte von seinem Schwert. Wie in Zeitlupe entfaltete sich das Geschehen, als wollte ihr Verstand nicht begreifen, was sie da sah.

Der Junge kniete noch immer auf dem Boden und starrte Denderan an, der sich kreischend beide Hände vors Gesicht schlug und sich vor Schmerzen krümmte. Ein fauler Gestank zog auf.

Der Bärtige wich Nomjidas Schwerthieb aus, sprang an die Wand und lief zur Decke hoch, wo er sich hinhockte, ein Rohr an die Lippen legte und ...

Denderajida sackte wie eine Gelenkpuppe in sich zusammen. In der Ecke hinter sier kauerten sich Djurjin und Zadisab zusammen, als wollten sie sich hinter den Instrumenten verstecken.

Reshamajid fühlte sich, als würde sie in acht verschiedene Richtungen gerissen. Dann plötzlich bewegte sie sich. Sie rannte an ihrer Bruderschwester vorbei, die um Atem ringend auf dem Holzboden lag. Ihr Neffe und ihre Nichte hatten noch eine Chance! Sie zerrte die beiden auf die Beine, schleifte sie hinter den Wandschirm und stieß sie durch die verborgene Tür. »Rennt!«, krächzte sie.

Als sie in den Raum zurückkehrte, fand sie Perjin und Xanderan in einem hitzig geführten Duell wieder. Obwohl er immer wieder heftig auf den General einhieb, schien Xanderan

nicht zu ermüden. Schlag um Schlag erwiderte er mit einem halben Grinsen im Gesicht, das sie ihm am liebsten rausgeätzt hätte.

Etwas zischte knapp an ihrem Ohr vorbei und brannte auf ihrer Wange. Sie duckte sich hinter den Raumtrenner. Über ihr hing noch immer der Bärtige an der Wand und spuckte seine Giftpfeile nach ihnen wie eine besonders haarige Pfeilschnecke.

Nomjida hatte sich hinter einem der Teetische verschanzt, der zu klein war, um sie völlig zu schützen. Ein gezielter Schuss und sie würde sich am Boden winden wie Denderajida. Von nackter Panik überkommen griff Reshamajid nach dem Fächer in ihrem Gürtel und warf ihn. Wie ein Geschoss durchschnitt er die Luft und traf den Mann zwischen die Augen. Er schrie auf, riss die Hand hoch, ließ das Blasrohr aber nicht fallen.

Nomjida ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, griff den Teetisch an zwei Beinen und schleuderte ihn dem Kerl entgegen. Als erinnerte er sich wieder daran, dass eine Wand kein Fußboden war, stürzte er. Der Aufprall ließ ihn benommen liegen bleiben.

In dem Moment barst die Tür zum Saal und schwere Stiefel trampelten über den Holzfußboden.

»Bring sie hier raus!«, schrie Perjin.

Sie wollte sich weigern, doch da blitzte es wieder vor ihren Augen auf. Etwas rammte unnachgiebig wie ein Felsen gegen sie, riss sie beinahe von den Füßen. Dann krallte es sich wie eine Zange in ihren Oberarm und zerrte sie unerbittlich mit sich. Orientierungslos wollte sie die Füße in den Boden stemmen, doch sie fand keinen Halt. Hinter sich hörte sie, wie Metall auf Metall traf.

Die Söldnertruppe folgte ihnen, brüllend stampften sie über den Boden, doch der Palast trug seinen Namen nicht umsonst. Er war auch hinter der Geheimtür weitläufig und verwinkelt, und die Tücher raubten selbst ihr die Orientierung. Blau folgte auf Lila folgte auf Orange folgte auf Grün.

Es musste Nomjida gelungen sein, sie abzuschütteln, ehe sie durch eine der Hintertüren stürzte und Reshamajid in den angrenzenden Dschungel zerrte. Hier, umgeben von vertrauten Schatten und Gefahren, waren sie sicher. Schließlich verließen sie alle Kräfte und sie ließ sich wie eine Puppe von Nomjida zum Teehaus schleifen.

***

An viel konnte Reshamajid sich nicht mehr erinnern, aber sie musste sich heftig zur Wehr gesetzt haben. Ihre Arme und Beine schmerzten, als wäre sie tagelang gerannt, und Nomjida hatte ein blaues Auge davongetragen.

»Ich habe versucht, so viele zu warnen wie möglich«, hörte sie Nomjida sagen.

Wie vielen waren sie begegnet? Wie vielen Mitgliedern ihrer Familie, wie vielen Bediensteten? Wer hatte überlebt? Die Bilder aus dem Saal, die Geräusche und Gerüche stiegen wieder hoch. Ihr Magen verkrampfte sich und ihre Hände zitterten. Das Atmen fiel ihr schwer. Zumindest ihr Neffe und ihre Nichte hatten es geschafft. Mussten es geschafft haben.

Jeskojin brummte etwas, das sie nicht verstand. Das Rauschen in ihren Ohren war zu laut.

»Wir müssen«, zwang sie die Worte am Kloß in ihrer Kehle vorbei, »zurück. Sie warnen.«

»Das ist so gut wie erledigt«, versicherte der Teehändler ihr. Dabei winkte er seine Tochter Garasab mit den drei Fingern heran.

»Meinst du, die anderen im Dorf werden sich zur Wehr setzen?«, fragte Nomjida.

Jeskojin strich sich über den weißen Bart. »Schwer zu sagen. Eine solche Machtdemonstration wird sie genau wie euch in Schockstarre versetzen.«

Reshamajid schlug auf den Tisch. »Dann werden wir sie eben wachrütteln! Wir sind Maraskaner, wir gehen nicht kampflos unter!« Wie ihre Mutter.

»Du hast sie gehört«, wandte sich Jeskojin an seine Tochter. »Trommle so viele zusammen, wie du kannst.«

»Nein, warte.« Reshamajid hielt sie am Ärmel zurück. »Einige sollen zurückbleiben und die Söldner überwältigen, die den Trupp nicht begleiten.« Es war unwahrscheinlich, dass Xanderan sich nur auf seinen furchterregenden Auftritt verließ. Er würde Geiseln halten. Wer nicht spurte … »Sie sollen uns Bescheid geben.« Sie ließ die zu Fäusten geballten Hände rhythmisch auf und nieder sausen.

Nomjida nickte. »Um die Jägerinnen kümmere ich mich.« Sie wandte sich an Garasab. »Geh du zu Feliziber, er weiß, was zu tun ist.«

Wortlos schlich Garasab ins Unterholz und verschmolz mit dem dunklen Grün der Farne.

»Was genau schwebt dir vor?«, fragte Nomjida.

Wieder dieses Rauschen in ihren Ohren. Und diese Kälte. Abrupt stand sie auf, wobei sie die Teetasse umstieß, die sie nicht angerührt hatte. Erst zwischen den Bäumen des Dschungels, umgeben vom Summen und Brummen und Knurren und Rauschen schien sie wieder Luft holen zu können.

»Es ist meine Schuld«, flüsterte sie.

Nomjida, die sie auch jetzt nicht aus den Augen ließ, legte ihr tröstend einen Arm um die bebenden Schultern. »Du hast doch gesagt, dass du ein schlechtes Gefühl bei ihnen hattest.«

»Ich habe gelogen.« Ihre Stimme versagte ihr. »Ich hatte kein schlechtes Gefühl, ich wollte sie nur nicht hier haben. Hätte ich die Wahrheit gesagt, wäre Mutter ihrem Wunsch nachgekommen.« Und niemand hätte sterben müssen.

»Mir scheint eher, dass dein Bauchgefühl danebenlag«, brummte Nomjida. »Die haben vierdeutig nichts in unserem Dschungel verloren.«

Dem Dschungel war es egal, ob sie hier waren.

»Wir werden sie verjagen«, versicherte Nomjida ihr.

Sie löste sich aus der Umarmung und rückte mit tauben Fingern ihre Tunika zurecht. Jetzt war nicht die Zeit zum Trauern. »Ich komme mit ins Dorf.«

Nomjida schüttelte den Kopf. »Sie würden dich erkennen.« Sie wies auf das auffällige graue Haar und die bunte Kleidung.

»Dich nicht?«

»In diesem Aufzug?« Mit einem spöttischen Lächeln setzte sie sich den Hut auf, den sie im Saal der Dorfvorsteherin nie abgelegt hatte. Er war, wie alle Hüte der Jägerinnen, wie ein zusammengefaltetes Blatt des Schwarzen Nachtschattens geformt, dessen Spitze sie tief ins Gesicht zog. In dieser Kleidung unterschieden sich die Jägerinnen tatsächlich kaum voneinander. »Warte hier«, bat Nomjida sie.

Sie presste die Lippen aufeinander, nickte aber schließlich. »Einige der Jägerinnen sollen bleiben, wo sie sind. Diese Geschwisterlosen wollen geführt werden«, erklärte sie. »Wir brauchen Leute in ihren Reihen.«

Nomjida nickte. Dann verzog sie den Mund zu einem finsteren Grinsen, das einzige, was von ihrem Gesicht unter dem Hut hervorlugte. »Das gibt ein Spektakel!« Wie auf Samtpfoten verschmolz sie mit den Schatten.

Das Warten machte es nur schlimmer. Immer wieder hörte sie die gequälten Schreie ihres Bruders, sah, wie sich ihre Bruderschwester an die Kehle griff, roch den fauligen Gestank. Sie kehrte nicht zum Teehaus zurück, sondern lief in den Wald. Je tiefer sie drang, desto leichter fiel es ihr, die Bilder fernzuhalten, als legte der Dschungel seine schützende Hand über ihr Herz.

Sie trat auf eine Lichtung. Der tote Boden unter ihren Füßen knirschte, die Luft kochte und flimmerte wie in einem Kessel. Die Lichtung zog sich länglich durch den Wald, als hätte sich etwas hindurchgefressen. Kräfte, die die Seele der Insel nicht verstanden und sich wenig um sie scherten, zerstörten sie Stück für Stück. Rurs Spinnen reichten nicht, den Schaden wiedergutzumachen.

Sie setzte sich auf einen Baumstumpf und atmete die abgestandene Luft ein. Wolkenberge türmten sich über ihr auf und der Abend versank in einem tiefen Grau. Eine Spinne kroch unter dem Baumstumpf hervor, kleiner als sie je eine gesehen hatte. Mit jedem Schritt ihrer acht Beine wuchs sie, bis sie halb so groß war wie ein Mensch. Der Kopf mit den vielen Augen musterte sie, blinzelte und reckte sich. Streckte sich. Langes schwarzes Haar wuchs ihm aus der Stirn, scheitelte sich und gebar ein Gesicht. Ein Gesicht, das sie kannte.

»Mutter?«

Ihr Körper war wie aus Stein, sie konnte sich nicht von der Stelle rühren.

In den Händen, die ihr aus dem haarigen Spinnenleib wuchsen, hielt die Spinnenfrau einen Wurm. Sie steckte ihn sich in den Mund und biss ihm den Kopf ab. Graues Blut troff ihr vom Kinn und ihr Grinsen enthüllte tausend spitzer Zähne.

»Das ist nicht sehr nützlich«, entfuhr es Reshamajid. Sie konnte nicht anders, das Ganze war zu absurd.

Ihre Mutter verdrehte die zwölf Augen. Ein Lachen wie trockene Blätter entrang sich ihrer Spinnenkehle. Ihr Mund wurde größer und größer, spaltete ihr Gesicht, reichte vom Himmel bis zur Erde. Spinnweben schossen daraus hervor.

Reshamajid riss die Hände vors Gesicht.

***

Trockenes Gras bohrte sich in ihre Wange, eine Wurzel drängte gegen ihre Rippen, raubte ihr fast den Atem. Mit wild rasendem Herzen setzte sie sich auf. Die Lichtung lag im Dunkel der Abenddämmerung wie verlassen vor ihr. Nur das Lachen ihrer Mutter hallte noch nach, als der Wind durch die Blätter der umstehenden Ginkgobäume strich.

Völlig benommen kehrte sie zum Teehaus zurück, wo sie neben Nomjida, Jeskojin und Garasab von drei weiteren Bruderschwestern erwartet wurde. Sie alle trugen gedämpfte Farben, mit denen sie im Dschungel nur schwer zu erkennen wären.

Nomjida trat auf sie zu und reichte ihr ihre Dschungelkleidung und Waffen. »Wo warst …?«

»Wo ist Feliziber?«, unterbrach sie ihre Freundin. Selbst wenn sie es wollte, könnte sie die Frage nicht beantworten.

»Er will den Überfall auf die Zurückbleibenden leiten«, erklärte Garasab.

»Wie viele von uns führen die Geschwisterlosen?«

»Fünf.« Nomjida hielt eine Hand hoch.

Reshamajid zählte im Kopf durch, während sie sich umzog. Mit ihr waren sie zu zwölft. *Zu viele Augen im Gesicht eines Menschen.* Sie schüttelte den Gedanken ab.

»Xanderan nimmt neben dem Jungen und dem Bärtigen noch acht weitere Söldner mit.«

Zahlenmäßig waren sie ihnen knapp überlegen, doch die Söldner waren erprobte Kämpfer, sie nicht. Sie würden einen nach dem anderen überwältigen müssen. Sie würden auf den Dschungel vertrauen müssen.

Nomjida legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Denderajida lebt.«

Einen Augenblick verschlug es Reshamajid die Sprache. »Sier wurde vergiftet …«

»Wir wissen nicht, wie sier entkommen ist. Vermutlich hat man sier für tot gehalten. Sier ist bei Madahajida und verflucht die Söldner aus Leibeskräften, während das Gift noch in sier tobt. Wir wissen nicht, ob sier die Nacht überstehen wird.«

»Sier verflucht die Söldner?«

»Ja, ließ sie förmlich aus der Schöpfung streichen.«

Bei den Worten grinsten die Bruderschwestern. Sollte einer der Söldner unter ihren Händen ins nächste Leben geschickt werden, würde er dort nicht ankommen. Dabei überkam sie ein mulmiges Gefühl. Jemanden zu töten, der dann wiedergeboren wurde und eine zweite Chance erhielt, war ein Akt der Gnade. Wenn die Seele jedoch im *äthrajin* landete, fern der Schöpfung Rurs, was war das dann?

»Wissen wir, was sie wollen?«, fragte sie in die Runde.

»Die *neuspinnsterer*«, erwiderte Nomjida. »Die Jägerinnen sollen sie zu ihnen führen.«

Außer ihr wusste niemand, wo die Spinnen waren. »Wohin führen sie die Truppe wirklich?«

»Zum Summenden Baum«, erklärte Garasab finster. Welch grausiger Garadan-Zug.

»Wir werden diese Bruderlosen lehren, was es heißt, sich mit Kumoson anzulegen«, schien Nomjida ihre Gedanken zu erraten. Die anderen stimmten ihr jubelnd zu.

Reshamajid betrachtete ihre zitternde Hand. Etwas in ihrem Herzen regte sich, dunkel und achtgliedrig.

»Also, wie sieht der Plan aus?«, fragte eine der Jägerinnen.

»Wir warten auf das Signal«, erklärte Reshamajid.

»Und dann?«

»Greifen wir sie am Summenden Baum an.« Sie musterte jede von ihnen. Nachtwinde, Diskusse und Blasrohre hingen einsatzbereit in Griffnähe. Die Gesichter blickten ihr entschlossen entgegen.

Nomjida beharrte darauf, dass sie sich um den General kümmern würde. »Ich bin die bessere Nahkämpferin«, erklärte sie. Ihr Blick bohrte sich flehend in Reshamajids Augen. Wie würde es sich anfühlen, jemandem das Leben zu nehmen, das ihm von Schwester Tsa nicht zurückgegeben werden könnte? Falls es dazu kam.

Falls.

***

Es gab nicht viele Wege, die ungehindert von Kumoson zum Summenden Baum führten. Die Nester der Boronsottern und Verstecke der Baumwürger würden die Söldner ebenso auf einen bestimmten Pfad zwingen wie die Trichterwurzeln und fleischfressenden Riesenpflanzen. Reshamajid und ihre Truppe verbargen sich im Unterholz zwischen Perainespeer und Schlangenbast. Zum Glück blühte die Goldrute noch nicht, sonst wären sie von ihrem Duft völlig benebelt.

Lange mussten sie nicht ausharren. Sie hörte sie, bevor sie aus den Schatten traten. Die Vögel pfiffen es förmlich von den Bäumen, als beschwerten sie sich über den Lärm, den die Söldner veranstalteten. Doch zunächst war sie sich nicht sicher, was sie sah. Die Gestalten, die aus dem Dickicht ragten, wirkten viel zu groß, ihre Hälse viel zu lang.

Es waren nicht die Söldner, die sie erblickte. Den Unterkiefer wie zu einem Schrei erstarrt, die Augen gen Himmel verdreht drängte sich Perjins Kopf durch das tief hängende Geäst. Dahinter folgten ihre Mutter und Denderan. Was sie dann sah, ließ ihre Glieder taub werden, und nur die Eiseskälte, die sie durchzog, hielt sie davon ab, zu Boden zu stürzen.

Mit schreckverzerrten Gesichtern steckten die Köpfe von Djurjin und Zadisab auf langen Piken.

Die Prozession zog an ihnen vorbei wie ein wahrgewordener Alptraum. Sie konnte keinen klaren Gedanken fassen. Stattdessen sah sie nur die Spinnenfrau vor sich, die dem Wurm den Kopf abbiss. Der Kopf ihrer Mutter wippte auf und ab, als würde er nicken.

Eine Bewegung neben ihr ließ sie zusammenzucken. Nomjida war vorgesprungen und zerrte etwas ins Gebüsch. Sie riss den Kopf hoch und erkannte, wie der Trupp schon wieder fast im Dschungel verschwunden war.

»Das wäre Nummer eins«, verkündete Nomjida. Sie hielt ihr Kleidungsstücke entgegen. Ihr zu Füßen lag gefesselt und geknebelt einer der Söldner. Wann hatten sie ihn überwältigt und entkleidet?

Mit tauben Fingern zog sich Reshamajid die Kleidung des Mannes über und verbarg die Zöpfe unter seinem Kopftuch. Der Saum an den Ärmeln der Jacke zeigte einige dunkle Flecken. Blut?

»Was machen wir mit ihm?«, fragte Garasab.

Reshamajid betrachtete den Mann kühl. »Der Dschungel wird sich um ihn kümmern.«

Dann huschte sie durch den Wald, um sich den Söldnern anzuschließen. Feuchter Moosgeruch drang ihr in die Nase, Frösche brummten, der Urwald war noch immer hier, auch wenn er ihr noch nie so fern vorgekommen war.

Vor ihr blieb einer der Söldner plötzlich stehen und hockte sich hin. »Ihr habt ja Olginwurz hier!«, rief er seiner Begleiterin zu. Die Jägerin warf einen Blick auf das dunkelgrüne Moos und zuckte nur die Achseln. »Mir geht’s schon den ganzen Tag im Magen um. Hier kann man echt nichts essen, ohne sich zu vergiften.« Er stopfte sich das Zeug in den Mund, trank einen Schluck und kaute bedächtig, woraufhin die Jägerin Reshamajid ein finsteres Lächeln zuwarf. Wenige Schritte später ließ ihn das Tarnblatt taumeln und torkeln. Gemeinsam zerrten sie den Betrunkenen ins Unterholz und ließen ihn in einem Strauch lie-

gen, dessen Zweige sich sogleich um ihn schlangen. Über ihnen applaudierte schnarrend ein knallgelber Schnurrvogel, als sie zu dritt mit Nomjida in ihrer Mitte in die Reihen der Söldner zurückkehrten.

Mit jedem Schritt brannte sich ihr Blick durch die Söldnerreihen, bis er Xanderan ein Loch in den Rücken bohrte. Er hätte den Hass spüren müssen. Fort war die Sorge um seine Seele. Oder ihre.

Aus der Ferne vernahm sie bereits das zornige Summen der Bienen, doch noch immer kein Signal aus dem Dorf.

Als sie es endlich hörte, wusste sie nicht, was es war. Wie Donner dröhnte es. Erst ein Schlag, dann der nächste, dumpf und blechern im Wechsel. Schließlich erkannte sie den Rhythmus der Trommeln, die einen laut und entschlossen, die anderen leise und bedrohlich.

Die Söldner schauten in den Himmel, als erwarteten sie Gewitterwolken und Blitze, doch über ihnen ragten nur finster die Bäume auf, verbargen noch den letzten Flecken grauen Himmels. Um sie herum brach Chaos aus. Einer der Söldner, der Bärtige aus dem Saal, wich vier Schritte vor Nomjidas Schwerthieben zurück und wurde vom Erdboden verschluckt. Ein anderer kreischte vor Schmerzen, als ihm Garasab einen Spuckmarder ins Gesicht schleuderte.

»Überfall!«, schrie jemand. »Wir werden angegri...« Das Wort mittendrin abgeschlagen.

Reshamajid verharrte, während die Reihen sich vor ihr teilten wie Grashalme. Das Schwert gezogen wartete sie. General Xanderan stand an der Spitze seines Trupps und brüllte Befehle. Hinter ihm summte es. Hinter ihr donnerte es. Sie rannte los ...

Grinsend fing er ihren Schwerthieb ab.

Die Schreie um sie herum vermischten sich mit den Trommelschlägen, als wäre die Kakophonie ihrem Innern entrissen worden. Schrie sie?

Sie sah nur dieses entsetzliche halbe Grinsen, während er Hieb um Hieb abwehrte. Was ihr an Fähigkeiten fehlte, machte sie mit purer Kraft und Verzweiflung wieder wett. Dass er zurückwich, spornte sie nur noch mehr an.

Hinter ihm ragte der tote Mangobaum empor, wie ein Mahnmal, grau und verdorrt. Aus dem hohlen Stamm summte es bedrohlich.

Zu spät erkannte sie, dass er nicht vor ihr zurückwich, sondern sie aus dem Dickicht lotste. Die Bäume blieben hinter ihnen zurück. Er holte aus und ...

Ihre Wange brannte. Dass sie nicht am Boden lag, hatte sie lediglich dem Baumstamm zu verdanken, gegen den sie geprallt war. Benommen riss sie den Nachtwind hoch, als ein zweiter Hieb sie traf. Der Schlag vibrierte von ihrem Handgelenk hinauf in ihre Schulter. Sein Schwert so nah an ihrem Hals schien sie das Metall förmlich zu schmecken.

Oder war das ihr eigenes Blut?

»Wie hat dir mein Geschenk gefallen?«, höhnte er. »Dein Dorf war ganz aus dem Häuschen.« Wieder holte er aus und schlug mit dem Schwert nach ihrem Bauch. Die Klinge schnitt durch den Lederharnisch wie durch Butter. Nur das Seidenhemd unter der Verkleidung hielt sie davon ab, ihr bis auf die Haut zu dringen. »Eine Pike habe ich mir extra für dich aufgehoben.«

In ihren Ohren rauschte es. Heiß floss ihr das Blut über den Hals. Ihre Arme waren müde und schmerzten, die Klinge glitt ihr aus der Hand.

Sie musste hier weg!

Plötzlich stöhnte er auf und wirbelte herum. Ihr Blick fiel zuerst auf den Riss in seiner Lederrüstung, dann auf den dunklen Fleck, der sich am Schulterblatt bildete.

›Keine Spinnenseide‹, schoss es ihr durch den Kopf. Dann sah sie Nomjida.

»Ich hab doch gesagt, ich kümmere mich um ihn!«, schrie sie wütend, das Schwert Xanderans mit ihrer Klinge gebunden.

Das jagte ihr mehr Angst ein als alles andere. Sie konnte Nomjida nicht auch noch verlieren!

Sie rannte an den beiden Schwertkämpfern vorbei auf den Summenden Baum zu. Dort trat sie so heftig gegen den Stamm, dass ein Schwarm wütender, handtellergroßer Holzbienen aus dem Geäst stiebte. Dann wich sie in den Dschungel zurück zwischen junge Zitroneneukalypten, deren Duft sie vor den Bienen schützen würde.

»Xanderan!«, brüllte sie. »Schwester Hesinde hat dich wohl nicht mal mit dem Arsch angesehen, so einzigartig dumm bist du!«

Er riss das Schwert hoch, um sich gegen die schwarzen Insekten zu wehren.

»Nur ich weiß, wo deine Spinnen sind, du *shazak*.«

Das ließ ihn aufhorchen. Sein Schwerthieb ging daneben und der Stachel einer Biene drang tief in seinen Arm. Sein Aufschrei war Musik in ihren Ohren.

Schlagartig ließen die Tiere von ihm ab. Benommen kehrten sie in ihren Stamm zurück. Hinter Xanderan hockte der Junge mit den Narben im Gesicht, die Arme beschwichtigend gehoben. Der General nutzte die Gelegenheit und stach mit dem Schwert nach Nomjida, die sich noch immer ihrer Bienen erwehrte. Sie taumelte einige Schritte zurück, einen Arm gegen die Insekten hochgerissen.

Der Schrei blieb Reshamajid in der Kehle stecken. »Du willst deine dämlichen Spinnen, dann komm und hol sie!«, rief sie stattdessen.

Sobald sie sich seiner Aufmerksamkeit sicher war, rannte sie los.

Ja, sie wusste, wo die Spinnenkolonie war. In einer ganz anderen Ecke des Dschungels. Wie lange sie vor ihm davonlaufen könnte, das wusste sie nicht. Sie konnte nur hoffen, dass sich der Dschungel seiner annahm.

Als würde der Wald selbst ihr den Weg weisen, spürte sie mehr, als dass sie sah, wie die Krabbeltiere in die Schatten zwischen den hellroten Korallenbäumen wichen, als würden sie ihr den Weg weisen. Hinter ihr erklangen schwere Schritte und die Schwerthiebe, mit denen Xanderan die Pflanzen malträtierte. Doch auch wenn er sich wie ein *äthrajinsterer* verhielt, ließen die tödlichen Vielbeiner ihn in Ruhe passieren.

Sie raste durch das Dickicht, kletterte über Wurzeln, stolperte durch Bäche, immer weiter den roten Boden hinauf. In ihren Lungen brannte die Luft, die Schatten drängten sich in ihre Augen und der Dschungel rauschte in ihren Ohren. Sie rannte, bis vor ihr alles weiß wurde. Abrupt blieb sie stehen. Spinnweben hingen von den Ästen, bedeckten den Boden, hüllten die Baumstämme ein. Dazwischen krabbelten sie grün-blau schimmernd, Rurs Spinnen.

Sie hatte ein zweites Nest gefunden.

Sie drehte sich um und sah, dass auch Xanderan stehengeblieben war. Vielleicht war er doch nicht so dumm. Dass sie nicht weiterrannte, schien ihn zur Vorsicht zu gemahnen.

Da stand er also, der Mann, der ihre Familie abgeschlachtet hatte. Klein wirkte er unter den gigantischen Trompetenbäumen. Unbedeutend. Was hatte er dem Dschungel nur zu bieten, dass der ihm so freundlich gesinnt war? Ganz anders als der Hass in ihr, der ihre Glieder erkalten ließ und alles in ein klares Licht rückte.

»Ich frage mich«, sie streckte eine Hand nach einem der kleinen Achtbeiner aus, der ihr sogleich über den Arm krabbelte, »warum ihr nach den Spinnen sucht.« Diese Frage hätte sie sich vorher stellen sollen, sie hätte ihr vermutlich viel Leid erspart. »Ihr wollt sie im Dschungel ansiedeln, damit sie euch einen Pfad bahnen, nicht wahr? Durch ein verseuchtes Gebiet hindurch …« Sie ließ den Rest unausgesprochen. Es bedurfte keiner weiteren Worte.

»Nachdem ich euer Dorf aus nächster Nähe erlebt habe, ist mir klar, dass ihr gar nicht wisst, was ihr hier habt. Was für eine Verschwendung!«

Die Spinne auf ihrer Hand zwickte ihr in den Daumen, der sogleich kribbelte und glühte. Sie biss die Zähne zusammen, um das Tier nicht fallenzulassen. War es ihnen deswegen gleichgültig, dass die Söldner sie aufspürten? Sie würden sie im Dschungel verteilen, ihnen ein neues Gebiet erschließen.

Aufgeregt hob die *neuspinnsterer* die vorderen Beine.

Sie hatten die Tiere sich selbst überlassen, und Jahr um Jahr mussten sie sich und ihrer Brut alleine den Weg in die verseuchteren und vom Heerbann zerstörten Gebiete bahnen. Wie viel mehr könnten sie mit ihrer Hilfe erreichen? Wie Saatgut, das von Menschenhand in die Erde gesteckt wurde. Eine Plantage aus Spinnennestern, inmitten des Dschungels.

»Preiset die Schönheit!«, hauchte sie.

Da drehte sich das Tier auf ihrer Hand um. Ein paar Mal trat es daneben, weil seine langen Beine über ihren Handteller hinausragten.

Xanderan beäugte das Nest berechnend. Vermutlich plante er schon, wie er die Spinnen einfangen könnte.

»Ich muss dich enttäuschen, sie gehören dir nicht. Sie gehören *mir!*« Sie warf ihm die Spinne – *reshakrabbala* – entgegen. Er riss die Hand hoch und der Spinnenleib prallte an seinem Arm ab. »Oh, vor denen musst du dich nicht in acht nehmen«, höhnte sie. »Die sind noch klein. Ihre Mütter hingegen …« Sie hob den Zeigefinger und er folgte der Geste. Über ihm seilte sich eine Horde fetter Spinnenleiber ab. In dem Moment, in dem er den Kopf hob, löste Reshamajid den Diskus vom Gürtel und warf. Der Reif durchtrennte den Ast, an dem die Spinnen hingen.

Ein überraschter Schrei entrang sich der Kehle des Generals. Er holte mit dem Schwert aus, um Spinnen und Ast abzuwehren, doch fehlte dem Schlag jede Kraft. Das Bienengift zeigte endlich Wirkung. Er hätte ausweichen sollen!

Reshamajid rannte los und rammte ihm den Ellbogen gegen das Brustbein. Aufkeuchend krümmte er sich. Sie stieß sein Schwert beiseite, zog ihm mit dem Fuß das Bein weg und entriss ihm die Klinge. Als er vor ihr zum Liegen kam, rammte sie ihm sein eigenes Schwert in die Brust.

Wie leicht es ihr doch fiel, seine Seele zu verdammen.

Ungläubig starrte er sie an.

»Wie hat dir mein Geschenk gefallen?«, spuckte sie seine Worte zurück. Die Spinne, die sie geworfen hatte, krabbelte ihm über das Gesicht.

Sie zog das Schwert aus seinem Leib und stieß es ihm in den Hals. ›Eine Pike‹, dachte sie dabei, ›ist noch übrig.‹ Dann trennte sie ihm den Kopf vom Rumpf.

Sie nahm das Kopftuch ab, unter dem ihr der Schweiß in den Nacken lief, und wickelte den Kopf darin ein. Dabei kroch ihr die *reshakrabbala* über den Arm auf die Schulter. Mit einem letzten Dankeswort an die Spinnenkolonie und dem Versprechen, zurückzukehren, machte sie sich auf den Rückweg. Das Schlimmste erwartend trat sie auf die Lichtung mit dem Summenden Baum. Die Bienen waren in ihren Bau zurückgekehrt, und zu ihrer Erleichterung sah sie Nomjida, die an einem Baumstamm lehnte. Ihre Brust hob und senkte sich unter dem Verband. Eine Handvoll Jägerinnen umringte die wenigen Geschwisterlosen, die überlebt hatten. Die Trommelklänge waren verstummt, wann, konnte sie nicht sagen.

»Du hast es geschafft?«, fragte Nomjida erschöpft.

Wie zur Antwort hielt Reshamajid ihr Paket hoch. »Käme er wieder, würde ich ihm raten, seine Wünsche respektvoller zu kommunizieren.«

***

Die toten Söldner ließen sie liegen, ihre eigenen Gefallenen aber trugen sie mit sich ins Dorf. Die Gefangenen stießen sie durch den Dschungel, der sich abrupt gegen sie gewendet hatte. Vor dem Palast standen die Trommeln, dahinter lagen von Tüchern bedeckt die Toten, ob Maraskaner oder *fremdijis* ließ sich nicht erkennen.

Gefesselt hockten hier auch die restlichen Söldner, die wenigen, die noch lebten. Die Dorfbewohner empfingen Reshamajid und die Jägerinnen mit Jubelschreien. Unter ihnen befand sich auch Feliziber, der nichts Schlimmeres davongetragen hatte als eine Schramme auf der Stirn. Er nickte ihr grimmig zu.

Reshamajid nahm all das zur Kenntnis, doch fand es keinen Weg in ihr Herz. Sie stieg die Stufen der Veranda empor und ließ sich auf dem Kissen nieder, auf dem am Nachmittag noch ihre Mutter gesessen hatte. Nomjida kniete sich schräg hinter sie.

Hinter ihnen öffnete sich die Tür zum Palast, und eingehüllt in zahlreiche Decken, gefolgt von lautem Wehklagen wurde eine Gestalt hinausgetragen. Die beiden Träger setzten sie neben Reshamajid ab. Da erst erkannte sie das abgehärmte Gesicht ihrer Bruderschwester. Dunkle Ringe lagen unter sieren Augen, die Haare klebten sier in der fiebrigen Stirn, doch siern Blick wirkte hart. Sie sollte Erleichterung empfinden, aber ihre Brust war wie eingeschnürt, und darinnen war kein Platz für Freude.

Mit einer Geste bedeutete sie, die restlichen Gefangenen ebenfalls vor sie zu bringen. Sie betrachtete jeden Einzelnen von ihnen. Dann hob sie eine Hand und verkündete kühl: »Tötet sie.«

»Warte«, zischte Nomjida hinter ihr. Sie beugte sich vor und flüsterte in Reshamajids Ohr: »Wir können sie nicht einfach zum Tode verurteilen. Wenn wir jetzt Recht und Ordnung aufgeben, sind wir nicht besser als sie.«

Reshamajid nickte knapp. »Du hast recht.« Dann wandte sie sich an die Gefangenen: »Ihr seid der Verschwörung zum Mord angeklagt. Ich selbst bezeuge, dass dies die Wahrheit ist. Gibt es noch andere Zeugen?«, rief sie. Denderajida hob eine Hand, die sier wenig später kraftlos wieder sinken ließ. »Als Dorfvorsteherin liegt die Verurteilung Angeklagter in meiner Hand.« Sie hob erneut den Arm, verharrte aber. Etwas kribbelte in ihrem Hinterkopf,

wie tausend kleine Spinnenbeinchen. Mit dem Finger zeigte sie auf den Jungen mit den Narben im Gesicht. Er wirkte völlig benommen, die dunklen Augen vor Angst geweitet. Getrocknetes Blut klebte ihm am Haaransatz. »Komm her!«, befahl sie.

Schwankend kam er auf die Füße und trat vor.

»Für wen arbeitet ihr?«

»General Xanderan«, antwortete er pflichtbewusst.

Sie winkte unwirsch ab. »Für wen hat er gearbeitet?«

»Ich weiß es nicht.« Seine Stimme überschlug sich.

Sie bedachte ihn mit einem finsteren Blick.

»Ich kenne den Namen nicht!«

»Aber du weißt, wie du sie findest.«

Er nickte.

Sie deutete auf die Diskuswerfer, die sich um die Plattform versammelt hatten. Er folgte der Geste und biss sich auf die Unterlippe. Ein falscher Schritt …

»Löse seine Fesseln«, ordnete sie Nomjida an. Sobald seine Hände frei waren, befahl sie ihm: »Überbringe ihnen eine Nachricht von mir!« Damit warf sie ihm den eingewickelten Kopf in die Arme.

»Was für eine Nachricht?«

Sie schwieg. Er sah auf das blutige Tuch in seinen Händen und erbleichte. Zitternd verneigte er sich und wich rückwärts vor ihr zurück. Beinahe erwartete sie, dass er mit dem Hintern voran das Dorf verlassen würde, doch bei den Trommeln drehte er sich um und nahm die Beine in die Hand. Der einzige gerade Weg im Ort führte vom Palast zum Tor hinaus in die Welt. Sie starrte ihm hinterher, wie er Staub aufwirbelnd in die Nacht verschwand. Auf ihrer Schulter klackte die junge *reshakrabbla* mit den Mundwerkzeugen.

Wie es aussah, hatte die Welt sie nach fünfhundert Jahren nun doch erreicht. Was sollte sie tun? Welchen Weg sollte sie für Kumoson einschlagen?

›So viele Entscheidungen.‹ Gedankenverloren strich sie sich über die Seide an ihrem Leib, auf der das Blut bereits zu einem rostroten Ton trocknete.

Wieder betrachtete sie die Gefangenen unter sich, die fast hoffnungsvoll den Blick erhoben hatten. Über ihnen zuckte ein Blitz.

»Tötet sie!«

RVB
2018

# Von Schmetterlingen und Kakteen

von Christian Gross

»Und wenn ein Bösewicht was Ungezogenes spricht,
dann hol ich meinen Kaktus und der sticht, sticht, sticht!«
*»Mein kleiner grüner Kaktus« von den Comedian Harmonists*

*Djafardal im Emirat Amhallassih, Rondra 1040 nach Bosparans Fall*

Dieser altbekannte eiserne Geschmack ... lange her. Belenike wischte sich mit dem Handrücken das Blut vom Mund. Sie musste ruhig stehen bleiben. Beherrscht. Stark.

Der schwarz gewandete Reiter indes, welcher der Unbewaffneten in Weiß und Bunt soeben ins Gesicht getreten hatte, krümmte sich vor Lachen. »Oh, du dumme, nervtötend naive Tochter der eidechsenen Vielfalts-Einfalt!«

Seiner Aussprache nach musste es sich bei ihm um einen Krieger aus dem Stamm der Beni Ankhara handeln. Anscheinend war es doch ein Fehler gewesen, sich als Mitglied des Schmetterlingsordens zu erkennen zu geben, als Anhängerin Tsas aus Omlad, die sich der Verständigung mit Andersgläubigen verschrieben hat. Ein paar der Männer begannen zu schmunzeln und befestigten gelassen ihre Dschadras wieder am Sattel.

»Nike, lass das und lauf! Ich schubse ihn einfach vom Pferd, lenke sie ab und verberge dich dann unter einer Illusion!« Das fiepende Flüstern, das nur Nike wahrnahm, klang weniger ängstlich als verärgert.

»Was gibt's denn da zu lächeln und kopfschütteln, Schmetterlingsfrau?« Der Novadi runzelte die Stirn und stieg ab. Breitbeinig stellte er sich vor Nike. »Was hat dich denn aus der Stadt getrieben, dass du hier alleine wanderst? Inmitten dieser dornenreichen Wildnis, wo wir euch schon einmal vernichtend geschlagen haben! Und glaubst du ernsthaft, dass dir ein Hirtenstab als Waffe genügt?« Wie ein lauernder Löwe umkreiste er die junge Frau, unschlüssig, was er mit ihr tun sollte. »Ach, ich Sohn der Vergesslichkeit! Ihr Friedensstifter dürft euch ja gar nicht wehren!« Hart traf sein Schlag sie in der Magengrube. Sie krümmte sich vor Schmerz, aber sie blieb stehen. Schweigend richtete sie sich auf. In

2017

den Blicken der meisten umstehenden Männer erkannte sie gehässige Belustigung über das Spektakel. Nur einer, der offensichtlich älteste Novadi mit dem gepflegten, grauen Bart, betrachtete die Szenerie mit versteinerter Miene.

»Spiel nur weiter die Heldin Tsas! Als hätten wir nichts Wichtigeres zu tun!«, zeterte es nur für Nike hörbar.

Der Agha bleckte grinsend die Zähne, ballte die Faust und holte wieder aus, ganz langsam, provokativ. »Hau zu! Yalla!«, feuerte ihn die Mehrzahl seiner Truppe an. Er schlug krachend zu. Ins Gesicht.

Die Akoluthin der Ewig Jungen schwankte benommen. Blut schoss ihr aus der gebrochenen Nase, besudelte ihr Kleid. Bis auf den Ältesten lachten nun alle Reiter schallend. Wie ein Gockel stolzierte ihr Anführer um sein Opfer herum. Nein, er würde nicht aufhören. Jeder neue Schlag sollte noch heftiger treffen als der Vorherige. Noch hämischer das Gelächter. Noch erbärmlicher die Niederlage Nikes und der Göttin, für die sie einstand.

»Jetzt lass dir endlich helfen, du dämlicher Dickschädel!«

Doch sie schüttelte wieder nur unmerklich besagten Sturkopf und lächelte ihr Gegenüber mit blitzenden Augen an. Freundlich, ohne Zorn.

Dann sprang sie vor, einer leibhaftigen Löwin gleich! Haltegriff. Wurf.

Mit schreckgeweiteten Augen landete der Agha donnernd mit dem Gesicht im Staub. Er schrie vor Schmerz, als sie ihm den Arm auf den Rücken drehte und ihn mit dem Knie am Boden fixierte. »Tötet sie! Tötet dieses echsenanbetende, widerliche Weibsstück!«

Sofort sprangen zwei Männer von ihren Pferden, die Khunchomer ziehend – doch da schlug blitzgleich eine Dschadra direkt vor ihren Füßen ein. »Genug!«, donnerte der alte Novadi, der seine Lanze geschleudert hatte, bebend vor Wut.

Erschrocken hielten die Beiden inne. Alle sahen auf den wutschnaubend wetternden Wüstenkrieger.

»Bei der erhabenen, tapferen Erstfrau Al‘Ankhras! Ihr seid eine Schande für das Zelt des All-Einen, allen voran du, mein mich entehrender Sohn!«

Beschämt steckten die zwei Reiter ihre Waffen ein und sattelten wieder auf, während der am Boden Liegende zu schluchzen begann.

Belenike ließ den vermeintlichen Anführer des Spähtrupps los, erhob sich und bot ihrem Peiniger die Hand zum Aufstehen an. Siegesgewissheit und Stolz stiegen in ihr auf, doch sie kämpfte sie nieder. Diese ausgestreckte Hand sollte ihn nicht noch mehr demütigen, sie sollte ein echtes Angebot sein.

Der Unterlegene sah zu seinem Vater, der ihn keines Blickes würdigte und sein Wort stattdessen an Belenike richtete: »Überraschend gut habt Ihr gekämpft, überdies getreu der siebenundzwanzig erlaubten Griffe von Unau. Bei Rashtullahs Ehre, Gnade und Güte! Zieht Eurer Wege!«

Mit zornesrotem Kopf stand sein Sohn auf, ohne Nikes Angebot anzunehmen, und bestieg eilends sein Pferd, während die Anderen betreten wegsahen. Der alte Novadi und die junge Tsagläubige nickten einander zu, bevor der Trupp Staubwolken aufwirbelnd von dannen ritt.

»Respekt, Nike, Respekt! Aber darum ging es dir ja, oder?« Aus dem Nichts erschien auf ihrer linken Schulter ein kleiner, wie gefältelter Stahl grau-bunt schillernder Falter. Während sie ihren Rucksack aufhob und schulterte, säuselte der Schmetterling etwas in einer

fremden Sprache und deutete auf ihren Hirtenstab, der sich daraufhin von Zauberhand bewegt erhob und zu ihr flog. »Ohne Respekt erreichst du das Gegenteil dessen, was du forderst.« In seinem menschlich anmutenden Gesichtlein spiegelte sich Selbstzufriedenheit wider - vermutlich ob seines neu ersonnen Sprichwortes.

»Oh Fei ...«, stöhnte Belenike und schnappte sich entnervt den vor ihr griffbereit schwebenden Stab. »Kannst du deine arkanen Angebereien und vor allem deine altklugen Aphorismen einfach mal lassen? Gut, wenigstens war der Spruch mal ohne die andauernden, anstrengenden Alliterationen ...«, schimpfend unterbrach sie sich selbst. »Aaah, das ist ja auch noch ansteckend!«

Grinsend erhob sich Feileacán so majestätisch in die Lüfte, wie man es mit fünf Fingern Flügelspannweite nur konnte. »Apropos altklug! Uns ward zwar beiden verkündet, wir seien an diesem einen, besonderen Tag geboren und schon allein deshalb etwas ganz Besonderes ...«

Ihr erneutes Seufzen konnte den Monolog des Falters nicht unterbinden.

»Aber eigentlich bin ich ja viiiiel älter und weiser als du! Denn ich bin damals nur aus dem Kokon geschlüpft! Davor lebte und lernte ich bereits ein erstes Leben lang als besonders begabte Raupe!«

Belenike lachte zornig auf. »Schön für dich, Klugscheißer! Meine Lehrermeister haben mir auch immer gesagt, ich sei besonders: besonders ungehorsam, besonders unerzogen, besonders unernst ...«

Wind kam auf. Aus der Ferne ertönte dumpfes Donnergrollen. Dunkle Wolken wälzten sich über die Amhallassih-Kuppen, in denen es den ganzen Tag gewittert hatte. Der Yaquir glitzerte im Licht der untergehenden Sonne, deren Strahlen allmählich schwanden.

Nike fröstelte plötzlich. Sie hüllte sich enger in ihren aus verschiedensten Stofffetzen zusammengenähten Umhang und strich sich die dunkelblonden, bunt bebänderten Haare aus dem Gesicht. »Schluss für dich mit Renommieren, Schluss für mich mit Lamentieren! Lass uns lieber mal diesen verka..., den vermaledeiten Kaktus, mein ich, finden, bevor es Mitternacht ist!« Schlurfenden Schrittes ging sie weiter, ihren Blick missmutig umherschweifen lassend und leise vor sich hin fluchend: »Bringt mir einen Kaktus aus dem Tal der Dornen, der am Tag des Schwurs rot und weiß erblüht! Was hat mich da nur geritten ... sowas Langweiliges und Sinnloses ...«

Feileacán wusste es natürlich wie immer besser. »Natürlich hat es einen Sinn! Ich habe es dir doch erklärt, oder? Als sie mich zu dir sandte, sprach sie zu mir, dass sie jemandem in Not ein besonderes Geschenk machen wolle, das dieser bestimmt schon vermisst. Unsere Herrin hat halt Humor!«

Doch die Laiendienerin Tsas bellte gereizt zurück: »Unsere Herrin?! Sie ist mir zwar unglaublich sympathisch und ich streite gern für ihre Sache, aber *Herrin?*« Nike schnaubte verächtlich: »Nein! Niemals werde ich irgendjemandem blind gehorchen, nie unhinterfragt irgendwelchen Befehlen folgen!« Aus tiefster Seele seufzend beendete sie ihre Schimpftirade, stieg auf einen kleinen Erdhügel und ließ ihren Blick gen Südwesten zum vom Abendrot glühenden Horizont schweifen. »Es klang so absurd, nach einem lustigen Ausflug, irgendwie nach komödiantischem Kontrastprogramm zu den bierernsten Feierlichkeiten an diesem ach so hochheiligen Tag. In Arivor und Perricum wird die Stimmung dieses Jahr gewiss, sagen wir mal, andächtig sein ...«

»Was soll der Sarkasmus, Belenike?« Feileacán hob mahnend das Zeigefingerchen. »Wir Sterblichen sind eben auch dahingehend beschränkt, dass wir die Wege der Götter kaum zu deuten wissen, sondern dafür meist einer Offenbarung bedürfen. Aber dank ihnen hat alles im Leben einen Sinn. Zweifle nicht an *Ihr*, auch wenn du sie nicht Herrin nennen willst.«

Nike grinste schief. »Zweifel ist mein zweiter Vorname. Ein blühender Kaktus? Wer bitte braucht denn sowas? Höchstens du vielleicht, du vorlaute Blütenfee!«

Zornesröte schoss in Feis Gesicht. »Zum Donnerwetter nochmal! Wie oft soll ich dir das denn noch sagen? Ich bin *keine* Blütenfee!« Der winzige Falter plusterte sich zu seinen vollen fünf Fingern auf und senkte bedrohlich seine Fühler, als wolle er Nike damit aufspießen. »Ich! Bin! Ein! Biiiiiestingerrr!!!«

Schmollend der Eine, schmunzelnd die Andere zog das ungleiche Duo schweigend weiter durch das Tal der Dornen am Flusse Yrosa, das Djafardal, wie es im Emirat genannt wurde. Denn ihnen war durchaus bewusst, dass dies kein Ort war, an dem man sich wegen Nichtigkeiten stritt. Auf diesem Schlachtfeld wurden einst die Zwölfgöttergläubigen vernichtend geschlagen und das Schicksal Südalmadas besiegelt. Die Novadis hatten die zerbrochenen Waffen ihrer Feinde als Fanal des Sieges in den Boden gesteckt. Doch dann geschah der Legende nach ein Wunder, das aus diesem schaurigen Ort den wohl einzigen von Tsa gesegneten Kriegsschauplatz werden ließ: Aus den Mordwerkzeugen sprossen Blätter und Blüten ... und eben Dornen. Daher der Name des Tals. Denn überall wucherte Dornicht, mal mehr, mal weniger dicht. Disteln und stachelige Sträucher, doch kein Kakteengewächs, das dem Desiderat von Feis Herrin und Nikes *Irgendwas Anderem* entsprach.

Für den über den Dingen schwebenden Schmetterling war die Beschaffenheit des Weges kein Problem, doch der am Boden der Tatsachen verhafteten Nike machte das Gestrüpp durchaus Schwierigkeiten. Unzählige schmerzhaft brennende Kratzer hatte sie sich schon zugezogen, ihre Beinkleider waren zerschlissen. Wo sie ging, hinterließ sie bunte Fäden ihres Umhangs.

Und dann brach zu allem Übel die Dunkelheit herein. Das letzte Licht des Tages schwand und die Schwärze eines wolkenverhangenen Himmels legte sich über das Tal. Stille breitete sich aus. Das monotone Rauschen der Yrosa verblieb als einziges Geräusch. Ja, auch von Boron hieß es, dass er über diese Wallstatt wache. Selbst Belenike wagte es nicht mehr, zu mosern, sondern verfluchte sich und ihre *Alles-Anderere-außer-Herrin* innerlich.

Da endlich durchbrach aufgeregtes Rufen die Ruhe.

»Nike! Da ist einer! Da! Schau da drüben, oben, auf der Uferböschung!« Hibbelig flatterte Fei hin und her und fuchtelte wild mit seinen vier Ärmchen gen Osten, auf die gegenüberliegende Seite des Flusses.

Da erkannte auch Nike etwas matt Leuchtendes. Tatsächlich! Rot und weiß glänzende Blüten auf einem spanngroßen, säulenförmigen Kaktus.

»Ja, leck mich doch ...«, stammelte Nike freudig überrascht. Sie hatte wirklich nicht mehr an den Erfolg ihrer Mission geglaubt und nur noch aus Trotz weitergesucht.

Schon war Fei zu der schimmernden Pflanze hinübergeflogen und schwirrte um sie herum wie eine Motte ums Licht.

Nike sah dem Falter nach und dann auf die Yrosa, die sich durch das Gewitter in den Bergen in einen reißenden Wildbach verwandelt hatte. Da musste sie kurz auflachen und schüttelte den Kopf. Manche haben es so leicht im Leben, dachte sie. Erreichen einfach so

ihre Ziele, ohne dafür kämpfen und Opfer bringen zu müssen. Weil sie besonders begabt sind.

*Begabt*, wie sie dieses Wort hasste! Fast genauso wie *Besonders*! Denn für ein in die Wiege gelegtes Talent hatte der Be-Gabte selbst nichts getan. Außerdem vergaben die launischen Götter ihrer Erfahrung nach ihre Gunst meist recht willkürlich oder, wie der besonders begabte Herr Biestinger sagen würde, nicht nach menschlichen Vorstellungen von Gerechtigkeit. Doch wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.

Sie wollte es möglichst schnell und schmerzlos hinter sich bringen. Sie hatte Schwimmen eher rudimentär und widerwillig gelernt, weil es überlebensnotwendig sein konnte. Es war einfach nicht ihre Disziplin. Dabei war sie auf Hylailos und in Neetha an der malerischen Küste der Zyklopensee aufgewachsen, die jedes Kind zum Plantschen im warmen, flachen Wasser einlud. Hier nun dagegen versprach Efferds Element kalt und tief zu werden und damit noch weniger Spaß. Also legte sie mürrisch ihren Umhang ab, befestigte ihn am Rucksack und schleuderte diesen und ihren Stab im hohen Bogen ans andere Ufer. Dann stürzte sie sich schreiend in die eisigen Fluten, fluchte, kämpfte gegen die Strömung an, fluchte, prustete, ging unter, tauchte auf, hustete, fluchte, spuckte, stemmte sich aus dem Bachbett hoch, fluchte, kroch an Land und … brach zusammen.

»He, wo bleibst du? Trödel doch nicht so, wirst doch nicht auf den letzten Schritten noch hinschmeißen.«

Feis fidelfröhliche Anfeuerungsversuche gaben Nike genug Anreiz, sich schnell wieder zu erheben. »Ohhhhh, wenn wir hier fertig sind, dann …«, knurrte sie. Schlotternd hüllte sie sich in den trocken gebliebenen Umhang, der Schutz vor dem auffrischenden Wind bot, und schwor sich, demnächst häufiger die unangenehme Herausforderung anzunehmen und regelmäßig Schwimmen zu üben.

Da vernahm sie etwas. Leise zunächst, ähnlich dem Heulen des Windes, und doch anders. Ein Schauder jagte ihr über den Rücken. Vom Südrand des Tals ertönte Geheul, schwoll an zu einem schaurigen Kanon unzähliger rauer, hungriger Kehlen.

»N-n-n-nike, wa-wa-was ist das?«, schlotterte nun auch der Schmetterling.

»Khoramsbestien …«, erwiderte sie tonlos.

Panisch krallte sich Fei an der Schulter seiner Beschützerin fest. »B-b-b-bestien?!«

Nike spürte den kalten Schweiß auf ihrer Stirn und musste sich erst einen Moment sammeln, bis sie dem Biestinger den Ernst der Lage erklären konnte. »Ja, Bestien. Verdrängen auch hier die Wölfe. Hässliches schwarzgelbes Fell, grässliches Gebiss, hinterhältig, verseucht, blutrünstig, aber nur in Überzahl mutig – und leider immer in Überzahl. Bei der Jagd verlassen sie sich auf ihren Geruchssinn.«

Fei schluckte deutlich hörbar. »Das heißt ja, meine optischen Illusionen werden sie ebenso wenig beeindrucken wie dein Hirtenstab …«

Nike schüttelte sich, fing sich wieder, zischte eine Reihe übelster zyklopäischer Verwünschungen, sah sich hektisch um. Als ihr Blick auf einen umgestürzten, mannslangen Baumstamm fiel, atmete sie auf. »Puh! Also, hier mein Plan: Während du dich mal wieder einfach so in die sicheren Lüfte erhebst, wuchte ich, bevor die hier sind, das Holz da in den Fluss, klette mich dran und lass mich bis zum Yaquir treiben – aber mit diesem verdammten Kackding da oben im Schlepp!« Nike riss Topf und Spaten von ihrem Rucksack, stapfte zu dem Kaktus hin und begann zu graben.

Fei flehte sie an. »Sei doch vernünftig! Dieser Kaktus ist doch dein Leben nicht wert.«

Doch irgendetwas in Nike wollte nicht aufgeben. Nicht hier. Nicht heute. Schnell hatte sie ein Rund um die kleine Pflanze ausgestochen, hebelte sie mit Wurzeln aus dem Erdreich – und stutzte. In dem Loch sah sie etwas aufblitzen: einen grünen Edelstein! Sie griff danach, spürte eine vertraute Form, umschloss sie instinktiv und hatte sie mit einem kräftigen Ruck aus dem Boden gezogen. Ein edles Schwert, einst anderthalb- oder zweihändig geführt, von dem nach einem heftigen Hieb die Spitze abgebrochen war. Voller Erdklumpen und etwas angerostet, aber das unregelmäßige Wellenmuster war im gefältelten Stahl gut zu erkennen, leicht schimmernd wie ein Regenbogen. Mit zittrigen Händen wischte sie die Erde vom Knauf – der Kopf einer Löwin, mit zwei Smaragden als Augen.

Feileacán hatte natürlich wieder als Erster den Geistesblitz. Er strahlte Nike voller Erstaunen und Bewunderung an, landete sanft auf ihrer Nasenspitze und flüsterte frech: »Das ist wohl ein Geschenk für dich. Nein, du selbst bist das Geschenk, kleiner Kaktus!«

Mit seinen stählern anmutenden Flügeln hielt er ihr einen Spiegel vor, sodass sich Nike darin selbst erkannte. Ihre Augen strahlten grün wie die Smaragde des Schwertes, gerahmt von den bunten Bändern in ihrer Mähne, die im stürmischen Wind wild wehte. Das rote Blut auf weißem Wams, das sie im Kampf mit dem Novadi vergossen hatte, war durch das Gewitterwasser des Flusses zu einem Abbild der Morgenröte verschwommen.

Fei fasste sein Bild von ihr in Worte: »Auch du bist ein besonderes, vom Beginn des Karmakorthäons gezeichnetes Kind, eine Erstgeborene der Heldenzeit, eine Vorreiterin des Kampfes und des Wandels zugleich!«

Da begriff die einstige Rondranovizin, die sich genau heute vor zwei Jahren der Weihe im letzten Moment verweigert hatte, von Zweifeln an sich selbst und ihrer Kirche übermannt. Sie begriff, dass damals nicht nur sie noch nicht reif für den Schwertbund war, sondern dieser auch noch nicht für sie! Vielleicht war es auch nicht nur die falsche Zeit, sondern mit Arivor auch nicht der rechte Ort ...

Sie begriff und ergriff mit dem Schwert ihr Schicksal, das ihr hier und heute anvertraut und zugetraut wurde – was ihre besondere Gabe war. Belenike hob die Klinge in den verfinsterten Himmel empor, über den dunkle Wolkenfetzen jagten, und Feileacán umkreiste sie, vor Freude magische Funken sprühend.

»Dein Name sei - Aorpsyches!«, sprach Nike feierlich, und auf den fragenden Blick Feis antwortete sie: »Das ist ein mehrdeutiges Wort aus der Sprache meiner Mutter und bedeutet Seelenschwert – oder Schmetterlingsschwert, mein Freund!«

»Meine Freundin, ich glaube, wir haben gefunden, wonach wir suchten – aber Bestien bald auch, wenn wir uns nicht beeilen!«, entgegnete der Falter voller Stolz und Genugtuung.

Sie nickte, steckte ihr Schwert in den Gürtel, wickelte den kleinen Kaktus samt Wurzelwerk in ihren Umhang, packte die Rolle auf den Rucksack und hetzte zum Ufer. Hektisch schob sie an dem Baumstamm, der schwerer war, als sie gedacht hatte. Zudem hatte sich das Drecksding auch noch irgendwo verhakt.

Mit ihrem Stab hebelnd versuchte sie, das knorrige Holz zu brechen oder zumindest aufzubiegen, da hörte sie hinter sich leises Knirschen im Kies. »Hoch!«, brüllte Nike den Falter an, der senkrecht nach oben schoss, und wirbelte herum.

Schon sprang sie ein Schatten mit weit geöffnetem Rachen an. Knackend schnappte der Kiefer kurz vor ihrem Gesicht in den Stab. Die Wucht des Aufpralls raubte ihr das Gleichge-

wicht und fegte sie von den Füßen. Noch im Fallen gab sie der Bestie einen Tritt in den Bauch und drückte am Boden aufschlagend den Stab von sich weg. Das Untier überschlug sich im Flug, landete laut platschend im Fluss und wurde von den Fluten fortgerissen.

Nike schnaufte erleichtert und sah zu dem über ihr aufgeregt flatternden Fei hoch. »Eins zu null, wie der Immanspieler sagen würde!«, rief sie enthusiastisch im Kampfrausch.

Fei schien ihre Begeisterung nicht zu teilen. »Jedes andere Ergebnis als zu null wäre hier finale Niederlage. Schau da rüber, dein Spiel läuft noch!«

Nike drehte sich auf den Bauch - und erstarrte: Über dem ihr vorhin aus den Händen gerissenen Hirtenstab stand eine weitere Khoramsbestie. Der bullige schmutzig schwarzgelbe Wildhund fletschte die Zähne und legte knurrend die Ohren an. Geifer tropfte vom bösartig grinsenden Gebiss, Nackenhaare sträubten sich. Die hässliche Kreatur spähte nach links und rechts, als ob sie Verstärkung suchte, doch sie blieb allein. Hoffnung keimte in Nike auf. Sollten es tatsächlich nur zwei Bestien gewesen sein? Mit dieser hier würde sie vielleicht noch fertig werden. Da riss das Tier den Kopf hoch und heulte markerschütternd. Der Rest des Rudels antwortete. Dies war doch nur die Vorhut, vorausgeeilt, um die Beute zu stellen.

»Komm schon, bringen wir's hinter uns!«, knurrte sie zurück. Sie sprang auf, hob die Arme und machte mit leeren Händen eine einladende Geste. »Komm schon, du Scheißvieh! Aaaaaahhhhh!«, brüllte die Ringerin das reißzahnbewehrte Tier an, stampfte wütend auf, schmiss Kies nach ihm. Da verlor die gereizte Bestie endlich die Geduld und sprintete los. Wie der Bolzen einer Armbrust schoss das Raubtier auf Nike zu, sprang hoch zur Kehle – direkt in die Klinge! Aorpsyches, blitzschnell gezogen, hatte zwar keine Spitze mehr, aber die Wucht des Angriffs trieb die scharfkantige Bruchstelle längs durch den Schädel. Knackend platzte der Hinterkopf auf, es spritzte Geifer, Blut und Hirn. Die weit aufgerissenen Augen der zuckenden Bestie wurden trüb, erschlaffend fiel sie zu Boden.

Nike stemmte kreideweiß einen Fuß auf den Kadaver und zog angeekelt die Waffe aus dem Untier. Voller Selbstmitleid betrachtete sie zitternd ihr schönes neues, nun besudeltes Seelenschwert. Völlig neben sich wandte sie sich zum Wasser, um Aorpsyches zu säubern.

Doch da schrie Fei: »Nike, du dumme Nuss! Benutz dein ach so heiliges Schwert jetzt für Profanes, wenn dir dein Leben auch noch was wert ist!«

Jaulen, aus nicht allzu weiter Ferne. Sie verstand und machte kehrt. Wie ein andergaster Holzfäller im Harzrausch drosch sie mit Aorpsyches auf die Wurzeln ein, bis diese den Baumstamm freigaben.

Schnell näherte sich das Heulen. Sie steckte das Schwert an den Gürtel, ergriff mit beiden Händen die Äste des Stammes, zog, schob, zerrte, drückte, versuchte wieder mit ihrem Stab zu hebeln. Doch der Klotz war zu schwer!

Das Geheul klang nun ganz dicht. Verzweifelt richtete sie ihren Blick im Stoßgebet gen Alveran, da erkannte sie Fei, der an ihr vorbei hochkonzentriert auf das Holz starrte. Fremdartige Worte murmelnd drückte er mit allen vier Ärmchen kraftvoll gegen etwas Unsichtbares, bis ein Ruck durch den Baumstamm ging.

Jauchzend packte sie mit an. Heulen – nur noch wenige Schritt entfernt! Mit vereinten Kräften von Körper und Geist wuchteten sie das Ding in den Fluss. Sie schnappte sich ihren Stab und hechtete auf den Stamm, gerade noch rechtzeitig, bevor sie um sich herum nur noch Knurren, Fauchen, Hecheln hörte - und wütendes Jaulen!

Wie auf einem Pferd sitzend und mit dem Stab stakend hielt sie Abstand zu den Ufern, an denen sie beidseits des Flusses die finsteren Schatten verfolgten. Doch was Nike vorher fluchen ließ, dafür dankte sie nun der Donnernden aus vollem Herzen: Hätte es in den Bergen nicht gewittert, wäre sie zwar durch seichtes Wasser leichter zum Kaktus gekommen, doch dann hätten sie die Mistviecher bei der nächsten Furt zerrissen. So war aus dem Bach ein Strom geworden, zu tief, zu reißend und zu breit, als dass sie ihrer habhaft werden konnten. Vielleicht hatte auch in ihrem Leben doch alles irgendwie einen Sinn, etwas Gutes, für das es sich zu kämpfen lohnte.

Bald setzte sich Fei zu ihr an den Bug ihres improvisierten Rettungsbootes. »Gefall‘ ich dir als Galionsfigur?«

Sie schmunzelte. »Solange du mir das Steuer überlässt.«

»Aye, aye, Käpt’n!« Der Biestinger salutierte augenzwinkernd.

So traten die Beiden den taktischen Rückzug an und überließen den Bestien das Schlachtfeld. Sollten sie sich doch gegenseitig zerfleischen, wie es die Götzen des Krieges und deren blut- und goldgierige Anhänger taten. Es gab tatsächlich Wichtigeres, wofür es zu leben, zu kämpfen und zu danken galt.

Von der Yrosa in den Yaquir gespült überlegten sie, wohin der Strom der Ereignisse und der stürmische Rückenwind sie noch treiben würden, und welchen Kurs sie selbst setzen wollten. Eines schworen sie sich jedenfalls noch vor Anbruch des neuen Tages hoch und heilig: Sie gelobten, gemeinsam ihr Schwert gewissenhaft zu führen und zu pflegen, die Klinge von sinnlos vergossenem Blut reinzuwaschen, den Rost vergangener Tage abzuschleifen, die stumpf gewordene Schneide zu schärfen und dafür sowohl Streit mit anderen Kämpfern als auch deren Hilfe und Rat zu suchen.

Sie wollten alles dafür tun, damit das Schwert in neuem Glanz erstrahlt und auch ohne Spitze dem dienen mochte, wofür es ihrer Meinung nach erschaffen wurde: Dem Kampf für Ehre, Freiheit und Frieden – den Verächtern des Lebens, dem vernichtenden Chaos und der eintönigen Finsternis zur Wehr!

RvB
2018

# Der Dämon

von Benjamin Bahr

*Brabak und Mysobsümpfe, im Rahja 1040 nach Bosparans Fall*

Es würde nicht funktionieren! Die Erkenntnis traf Anaca wie ein Schlag. Oh nein, ihr Götter und Jenseitigen, nein! Während sie in ihrem weiten Beschwörungsgewand die von langer Hand eingeübten magischen Schritte ausführte, ihre Arme in weit ausladenden, aber präzise gesetzten Gesten bewegte, während sie jahrtausendealte Formeln in Bosparano intonierte, wurde es ihr unumstößlich klar: Die Beschwörung würde misslingen. Verzweiflung ergriff sie. Sie sah vor ihrem inneren Auge die rot glühenden Fäden astraler Macht, die von den ranzig riechenden Kerzen und dem ausblutenden Hühnerkadaver aufstiegen und sich zu komplexen Mustern verknüpften, die nur sie sehen konnte. Die Muster waren falsch!

Entsetzt griff sie nach den Knotenpunkten im magischen Geflecht, drehte und streckte die arkanen Fäden, doch die zerfaserten und entglitten in die Unendlichkeit. Was für ihren Herrn wie wildes Herumgefuchtel aussehen musste, war ihr verzweifelter Versuch, den fehlschlagenden Zauber irgendwie zu retten, das Muster noch zu verändern. Doch es war bereits zu spät.

Ein Heulen erklang und der Wind frischte auf. Hier oben auf dem Dach des Palazzo Du Berilis konnte man in dieser sternenklaren Nacht ganz Brabak sehen. *Die Sterne!* Ihr Blick wanderte gen Himmel, den letzten aufsteigenden roten Fäden hinterher. Sie spürte wie immer den pochenden Kopfschmerz, der sie ereilte, nachdem sie eine große Menge ihrer Kraft eingesetzt hatte. Jetzt wussten nur die Götter, ob sie diese Nacht überleben würden.

Die scharfe Stimme ihres Herrn riss sie wieder ins Hier und Jetzt. »Nun, Magistra, das war sehr beeindru-

ckend. Was geschieht jetzt? Ich hoffe, ich muss nicht allzu lange warten. Meine Gäste erwarten mich.« Er grinste gehässig. »Ich will dem aufgeblasenen Popanz Boquo Bocadilio endlich sein ... ähem ... *Geschenk* überbringen.«

Sie schüttelte ermattet den Kopf. »Betet zu all Euren Göttern, dass nichts geschieht. Die Beschwörung ist fehlgeschlagen, niemand kann vorhersagen, was jetzt passieren wird!«

Ihr Herr schnaubte empört. »Bitte?! Was soll das heißen, fehlgeschlagen?«

Ihr Blick ging wieder gen Sternenhimmel. »Die Sterne, irgendetwas stimmt nicht mit ihnen. Die Bilder am Nachthimmel verschieben sich, schon seit Monaten. Ich hätte noch viel genauere Berechnungen ...«

»Pah, Ihr und Eure Berechnungen, alles Zeitverschwendung! Ich brauche den Dämon heute Nacht, und Ihr werdet ihn mir besorgen, habt Ihr verstanden?!«

*Törichter Narr!* »Vergesst Euren lächerlichen kleinen Katzendämon! Habt Ihr mich nicht verstanden? Ihr könnt von Glück sagen, wenn wir diese Nacht überleben.«

»Was erdreistet Ihr Euch?! *Ihr* habt doch den Namen dieses Katzendämons in den echsischen Ruinen entdeckt! Es war Eure Idee!« Die Zornesröte stieg ihm ins Gesicht. »Vielleicht war es wirklich ein Fehler, Euch zu vertrauen. Baradia hatte ganz recht. Einer wie Euch hätte man zu ihrer Zeit gar nicht zur Akademie zugelassen, geschweige denn ihr eine Anstellung in unserem ehrwürdigen Hause angeboten! Ihr seid einfach unfähig, wie alle Eures Volkes! Wenn ich Euch nicht in meiner Gutmütigkeit bei mir aufgenommen hätte ...«

Ein sehnsüchtiges Jaulen kam von weit her, durchdrang die Nacht, übertönte das Rauschen des Windes und näherte sich.

Ihr Herr Farquio du Berilis wurde noch bleicher, als er es ohnehin schon war. Entsetzt blickte sie auf das Zentrum des Pentagramms. Dort, wo das kopflose schwarze Huhn noch immer ausblutete und wo, wenn alles gut gegangen wäre, ein niederer Dämon in Form einer kleinen Katze erschienen wäre, fing die Luft an, zu flirren. Die Kerzen loderten rußend auf und grünlicher Nebel entstieg den geschwungenen, magischen Symbolen, die den Boden zierten.

Mit einem scharfen, reißenden Geräusch bohrte sich eine klauenbewehrte Hand aus dem Inneren des Huhns nach außen. Ein dürrer Arm, wie von einem der halb verhungerten Kinder aus dem Armenviertel Brabaks, tastete suchend umher. Dann ertönte ein tiefes Knurren. Ein zweiter Arm erschien, ein Kopf, und aus dem nun völlig aufplatzenden Hühnerkadaver schälte sich eine koboldartige Kreatur. Der Geruch von Blut und ranzigem Fett erfüllte die Luft. Sie blickte fassungslos auf die mit Knochen und Gedärmen überzogene Gestalt, die da im Beschwörungskreis erschienen war. Kaum so groß wie ein Kind, bohrten sich die Klauen des Wesens in den Boden. Sein langer, geschuppter Schwanz zuckte umher, und es bellte unverständliche, kehlige Worte. Es hob den Kopf und ... *schnüffelte.* Dann vernahm sie eine Stimme.

»Da'an kan ur tak Brabak.« Es sprach! Der Kopf des garstigen Homunkulus zuckte hin und her. »Eine ... Erinnerung ... die Menschenstadt, seph tar-gi-nor. So viel Zeit vergangen.«

Seine gelben Augen fixierten die magischen Symbole des Beschwörungskreises. Die Fratze des Geschöpfes entblößte schiefgewachsene Reihen nadelspitzer Zähne. Es grinste! »Genash-ta klor Aphasmayra, die falschen Symbole.« Er machte einen Satz aus dem Kreis heraus, entfaltete die zerfressenen, ledrigen Schwingen auf dem Rücken und erhob sich, bis er auf ihrer Augenhöhe flatterte.

Langsam glitt er auf sie zu und musterte sie. Seine Klauen zuckten gierig und seine Stimme klang heiser und kehlig, als er zu ihr sprach. »Kein Schutz.« Er bleckte seine Zähne und deutete auf den Bannkreis, in dem sie immer noch wie angewurzelt stand. »Zodameka-va zodakame, der Schutzkreis unzureichend für seine Macht.«

Schlagartig wurden ihr die Hörner bewusst, die auf der Stirn und dem langen, echsenartigen Schwanz prangten.

Da vernahm sie die Stimme von Farquio. »Nun, das ist zwar keine Katze, aber egal.« Er räusperte sich. »Ausgeburt der Niederhöllen, du bist hier auf meinen Befehl und du wirst mir dienen, hörst du?!«

Der flatternde Dämon verharrte in der Luft und sein Kopf zuckte herum. Sein Grinsen wurde noch breiter. Und bösartiger. »Wird er das tun?«

»Ja, das wirst du! Ich befehle dir, meinen Rivalen Boquo Bocadilio heimzusuchen und ihn ...«

Wie ein Blitz schoss der Dämon heran, stürzte sich auf den fettleibigen Hausherren und schlug seine Klauen in dessen Gesicht. Farquio schrie wie am Spieß und fuchtelte vergeblich mit den Armen. Mit laut meckerndem Lachen zerriss die kleine Gestalt du Berilis‘ Augen und Nase und biss ihm herzhaft ins Ohr.

Als sie das schmerzerfüllte Kreischen ihres Herrn vernahm und sah, wie sein Blut über den Boden des Turmes spritzte, erwachte sie aus ihrer Schockstarre. *Nicht viel Zeit! S*ie hob ihre Hände und begann eine Bannformel zu intonieren.

Da zuckte der Kopf des Dämons herum und seine Augen verengten sich. »Oh nein, das wird sie nicht!«

Er sprang auf sie zu, ergriff ihren Arm, und mit einer rasiermesserscharfen Klaue fuhr er ihr quer über die Hand. Sie schrie auf vor Schmerz und die astralen Kraftfäden, die sie begonnen hatte zu weben, zerfaserten nutzlos.

»Blut und Knochen, er wird bleiben«, knurrte der Dämon. »Just in diese Welt geboren, wird er ihre Früchte kosten.« Er ließ ihre Hand los und flatterte etwas zurück.

Sie hielt sich die blutende Hand und biss vor Schmerz ihre Zähne zusammen. Da vernahm sie die aufgeregten Stimmen der Hausgardisten, die die Treppe heraufpolterten. Ihr Herr war zu Boden gegangen. »Tötet sie!«, keuchte er mit rasselnder Stimme. »Tötet sie beide!«

Wie eine hässliche Fledermaus hing der Dämon in der Luft, und fast schien es, als wolle er sich wieder auf den jammernden Fettwanst stürzen. Doch dann wandte er sich unvermittelt ihr zu. Er flatterte ihr mit einem spöttischen Grinsen entgegen. Sie wich zurück, stolperte und stürzte zu Boden.

»Er hat sich nicht dafür bedankt, in diese Welt geboren zu werden. Schändliche Verfehlung und untertänigste Bitte um Nachsicht! Zum Dank wird sie leben.« Er senkte den Kopf und funkelte sie bösartig an. »Doch sie wird nicht versuchen, ihn wieder zu verbannen!«

Die Stimmen der Hauswache wurden lauter, und sie hörte wütend gebrüllte Befehle. Des Dämons Kopf zuckte in Richtung der Haupttreppe, dann wieder zu ihr zurück.

»Jedoch, gegen ihre Feinde wird er ihr nicht zur Seite stehen. Dies ist nicht seine Aufgabe.«

Keuchend erhob sie sich und schleppte sich zur Balustrade. Eine Schlingpflanze mit knorrigen Ästen wucherte bis hier oben auf das Dach. Hastig kletterte sie die Pflanze hinun-

ter zum Garten. *Nur weg hier, bloß raus aus dem Haus, aus der Stadt. Als sie die Hauswand hinaufblickte, sah sie, wie der Dämon ihr hinterherflog.*

* * *

Mit lautem Klatschen brach Anaca ein, und das Wasser schwappte über ihrem Kopf zusammen. Sie durchbrach prustend die Oberfläche, bekam ein Grasbüschel zu fassen und zog sich langsam auf relativ sicheren Boden. Hustend und vor Kälte und Nässe bibbernd ließ sie sich ins Gras fallen.

»Sie passt auf, wohin sie ihre Füße setzt. Gefährlich sind die Sumpflöcher bei Nacht.« Der Dämon hatte die Szenerie mit spöttischem Blick beobachtet.

»Danke für den Hinweis«, murmelte sie voller Sarkasmus. Mit klammen Fingern wrang sie das brackige Wasser aus ihrem ehemals weißen Gewand.

»Ihre Schritt, wenige, wo doch viele vonnöten. Ihre Häscher am Horizont.«

Sie blickte hoch, gen Süden, in Richtung Stadt. *Verflucht!* Hastig rappelte sie sich auf und stapfte weiter, ständig darauf bedacht, im morastigen Untergrund nicht wieder den Halt zu verlieren.

Die Mysobsümpfe, die sich nördlich der Stadt Brabak erstreckten, waren schon bei Tag gefährlich und unwegsam, wenn man sich, wie sie, abseits der Dammstraßen bewegte. Nachts wagte sich niemand hierher, der noch bei Verstand war. Nur die Sterne spendeten ihr ein wenig Licht. Sie konnte nicht riskieren, ihre Umgebung mit ihrer Magie zu erhellen, denn obwohl die Dunkelheit sie verlangsamte, stellte die Finsternis ihren einzigen Schutz dar – zumindest würde sie die Fackeln ihrer Häscher sehen.

Ihr Ärmel blieb am knorrigen Ast eines toten Baumes hängen und riss. Sie ignorierte es. Es war ihr geringstes Problem. Ihre Lehrer an der Akademie hatten sie davor gewarnt, doch sie hätte nie gedacht, dass sie selbst erleben würde, wie eine Anrufung derart misslang. Jeder kannte entsetzliche Geschichten von unvorsichtigen Beschwörern, deren Seele direkt in die Niederhöllen gerissen wurde. Viele wurden einfach von Dämonen zerfleischt, die sie gar nicht hatten rufen wollen. Ein falsches Zeichen im Beschwörerkreis, eine falsche Berechnung mit den Sternentafeln – und dein Leben ist keinen Brabaker Kreuzer mehr wert, so hatte sie es gelernt.

Nun, sie lebte noch, auch wenn sie nicht verstand, warum. Der Dämon war nach seiner blutigen Metzelei auf dem Dach des Palazzos geradezu friedlich. Doch sie traute ihm nicht, wie er da ruhig neben ihr her flog und sie gehässig auslachte, wenn sie in den Dreck fiel.

»Sie sollte kämpfen, ihre Macht ist überlegen!« Der Dämon schwebte jetzt träge neben ihr. »Nur mehr haarlose Affen, ihre Verfolger. In ihr fließt die Kraft, gatar-kash-va tok. Doch sie nimmt Reißaus, wie ein ängstliches Kind.« Vorwurf klang in seiner Stimme mit.

Sie runzelte die Stirn. »Warst du es nicht, der sich schon auf das Gemetzel freute? Die Wachen würden mich ohne große Mühe aufschlitzen.« Sie schnaubte verächtlich.

Der Dämon drehte sich zu ihr, ohne seinen Flug zu verlangsamen. Er schwebte jetzt seitwärts, sein Flügelschlagen ganz offensichtlich nur eine Fassade. Seine Magie hielt ihn in der Luft – nicht die löcherzerfressenen Fledermausschwingen.

»Die Menschen sind unwürdige Tiere. Hingegen in einigen von ihnen fließt die Kraft der Alten, das Blut der Sterne. Sie sind zum Herrschen auserkoren.« In der Dunkelheit schim-

merten die Augen des Dämons wie schwarze Perlen, in denen sich das Licht der Gestirne funkelnd spiegelte.

»Sie hat verborgene Tiefen. Sie könnte herrschen, wie es ihr gebührt – mit seiner Hilfe.«

Sie schnaubte verächtlich. »Bis jetzt warst du keine große Hilfe, im Gegenteil.«

Der Dämon öffnete leicht das Maul. Durch seine Zähne sog er die Luft ein, als berausche er sich an den Dämpfen des Sumpfes.

»Seine Hilfe ... erhält sie nicht ohne ihr Angebot.«

Sie blieb stehen.

»Wie meinst du das?«

Der Dämon verharrte jetzt neben ihr. Seine Augen weiteten sich und seine Klauen zuckten gierig.

»Ein ... freundschaftlicher ... Kontrakt. Zwei Hände, einander in feierlicher Abmachung umfassend. Ein gerechter Handel, für beide Seiten ein Gewinn.« Langsam streckte er eine dürre, klauenbewehrte Hand aus.

Sie wich einen Schritt zurück. Ihr Blick verengte sich. Sie hatte es gewusst! »Und was ist mein Teil des Handels? Du willst meine Seele, ist es das?«

Aus der Kehle des Dämons drang röchelndes Lachen. »Lügen und Ammenmärchen! Verbreitet durch die Diener der Götzen dieser Sphären. Sie bibbert furchtsam um ihre Seele, doch dieses Opfer, nicht nötig.« Seine Augen funkelten boshaft. »Den Preis mit den Seelen anderer zu zahlen, dies sei ihr zugestanden.« Die Hand blieb weiter ausgestreckt.

Stumm blickte sie auf die dunkle, leicht zuckende Klaue.

»Er kann sie lehren, reißende Bestien aus dem Jenseits zu rufen. Alleine ihr zu Gefallen und Befehl. Ihr Wort ... und sie stürzten sich auf ihre Verfolger.« Er schwebte langsam näher. »Sie könnte zurück in die Stadt der Menschen ... Rache üben an ihrem Herrn. Sie wird herrschen! Ihre Feinde und Neider, blutige Bündel Schmerzen.«

Herzschläge lang, die ihr wie eine Ewigkeit schienen, starrte sie auf die drei kleinen, dürren Finger, die sich gierig krümmten.

»Die Verfolger, sie kommen näher, Anaca.« Seine Stimme wurde eindringlicher. »Sie hat recht, alleine kann sie jene nicht besiegen, aber mit seiner Hilfe überlebt sie diese Nacht!«

*Nein, nicht so!* Sie schüttelte den Kopf, und lauter, als es eigentlich hätte sein müssen, sagte sie: »Nein! Ich weise dein Angebot zurück!«

Schwer atmend wischte sie sich den Schweiß von der Stirn. Es war, als hätte es sie Kraft gekostet, nicht auf den Handel einzugehen. Sie wandte sich um und stapfte tiefer in den Sumpf. Der Dämon sah ihr nach, die Gier in den Augen. Dann schwebte er wortlos hinterher.

* * *

Die Sonne zeigte sich als heller, diesiger Fleck am Horizont. Erschöpft erklomm Anaca einen Hügel und ließ sich auf einen umgestürzten Baumstamm fallen. Bleierne Müdigkeit zerrte an ihren Gliedmaßen. Die ganze Nacht war sie durch den Sumpf gewandert. Ab und zu hatte sie den Fackelschein ihrer Verfolger in der Ferne gesehen, doch für den Moment war im Dunst des Morgens niemand zu erkennen. Um sie herum herrschte nur fahles Grau.

»Ihr Körper zerbrechlich, ihre Kraft erschöpft. Weiß sie, wohin sie kriecht?«

Sie antwortete nicht, war nur dankbar für einen Moment der scheinbaren Sicherheit.

Zufrieden blickte der Dämon in die Ferne. »Die Richtung ... vielversprechend.«

»Ach wirklich?« Ihre Stimme klang matt.

»Nur wenig mehr gen Mitternacht, ein altes Gemäuer tut sich uns auf. Es ist ihm wohlbekannt. Vor vielen Sternenzirkeln war er bereits einmal dort.«

»Nun, ich gehe keinen Schritt mehr. Wir besuchen deine Ruine später, ich brauche eine Rast.«

Etwas entfernt sah sie eine größere Wasserfläche. Eine Brise vertrieb den Dunst gerade genug, um im Morgengrauen einige grünliche Gestalten erkennen zu können, die sich langsam durch das Wasser bewegten: Zwei Achaz, Echsenmenschen, die hier in den Sümpfen in losen Sippenverbänden hausten. Bekleidet nur mit einem Lendenschurz gingen sie mit geschnitzten Fischspießen auf die morgendliche Jagd. Die Echsen lebten schon seit Menschengedenken im Sumpf und hielten sich meist von der Stadt fern. Die Menschen und sie ließen sich gegenseitig in Ruhe.

Der Dämon landete auf dem Baum neben ihr und betrachtete die grüngeschuppten Jäger. »Siehe, solch jämmerliche Gestalten. Einst die Herren dieses Landes, doch jetzt nur noch armselige Wilde.«

Sie überlegte. »Willst du sagen, die Achaz haben nicht immer in Stämmen gelebt?«

»Ihr Unwissen, enttäuschend!« Er schüttelte den Kopf, als hätte seine Musterschülerin die Antwort auf eine einfache Frage nicht gewusst. Wieder hob er an zu sprechen, und dieses Mal klang es, als würde er aus einem alten Folianten zitieren. »Bevor die jämmerlichen Menschen anfingen, aufeinander geschichtete Lehmziegel als Städte zu bezeichnen, waren die Echsen und ihre Schwesterrassen bereits im Untergang begriffen. Damals, als sich die Menschen aus Angst vor den wahren Herren dieses Landes kaum aus dem Schutz des Waldes hinaus wagten. Weil sie wussten, dass sie für die wirklich großen Beschwörungen zu Hunderten geopfert werden würden.« Der Dämon schaute in die Ferne und seufzte, fast sehnsüchtig. »Glorreiche Zeiten ...«

Er blickte wieder zu den Jägern, und in seiner Stimme schwang beinahe so etwas wie Anerkennung mit. »Die Echsen wussten, wie man ihn und die Seinen ruft. Nicht wie sie, die sich verzweifelt an ihre lächerlichen Sternenkarten klammert, die alle paar Jahrtausende veralten, weil sich die Sterne verschieben. Nicht wie die staubtrockenen, halbtoten Magier auf dem Westkontinent, die sich hinter ihren Formeln und Berechnungen verstecken und glauben, sie könnten die Seinen so gefahrlos rufen. Gähnende Langeweiler!«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, die Echsen wussten, wie man seine Stimme gegen die Sphären erhebt, sodass man sie auch jenseits des Sternenwalls laut und vernehmlich hört. Wie man einen Schrei aus Blut und Schmerz ausstößt, der die Sterne so sehr zum Erzittern bringt, dass es einem der Jenseitigen gelingt, hindurch zu schlüpfen.« In der Stimme des Dämons schwang jetzt ein Hunger mit, eine kaum unterdrückte Gier. »Oh, wie haben sie gerufen, ja, das haben sie. Wie haben die seinen sich gelabt, in jenen Tagen ...«

Er blickte beinahe geistesabwesend in die Ferne. Dann schien er sich wieder zu beruhigen. »Jetzt jagen sie Fische mit Holzspeeren. Und die Klügsten unter ihnen wedeln mit bunten Steinen herum, von Ehrfurcht erfüllt, wenn auch nur ein Bruchteil der magischen Macht von damals gewirkt wird. Nichtswürdig!« Wieder schüttelte der Dämon den Kopf.

Sie betrachtete ebenfalls nachdenklich die Echsen, deren Jagd an diesem Morgen immer noch nicht von Erfolg gekrönt schien. »Sie sind wie mein Volk.«

Der Dämon legte seinen Kopf schief und sah sie an, sagte aber nichts.

Sie machte eine vage Geste in Richtung ihres Gesichtes. »Ich stamme von den Waldmenschen ab. Von einem Stamm auf einer der Inseln weit im Osten von hier.« Seufzend schüttelte sie den Kopf. »Mein Volk vegetiert in Basthütten dahin. Die Mitglieder meines ehemaligen Stammes leben von dem, was sie im Wald erlegen können. Ich bin als Kind von einem reisenden Magus geraubt worden, der die Kraft in mir erkannte.« Sie spuckte verächtlich aus und deutete auf die Echsen. »Ich danke ihm jeden Tag aufs Neue. Ohne ihn wäre ich zu diesem armseligen Leben verdammt worden, und ich hätte noch nicht einmal gewusst, wie bemitleidenswert es ist.«

Ein Knurren entwich der Kehle des Dämons. »Sie erhebt sich über die Geschuppten. Doch sie wisse, dass die Werke ihrer Menschengeschwister nur mehr ein Schatten dessen sind, was die Echsen einst schufen. Es wird nicht lange dauern, dann wird auch von den Menschen kaum mehr als ein armseliger Haufen übrig sein.«

Sie blickte ihn an, die Stirn in Falten gelegt. »Was meinst du denn damit, bitte sehr?«

»Sie schaut auf die Zeichen am Sternenhimmel, doch sie sieht sie nicht. Die Zeitenwende ist angebrochen, der Äon der Menschen ist vorüber! Sie hatten ihre Zeit, so wie auch die Geschuppten. Bald schon werden sie hinfort gefegt, genau wie jene.«

Sie starrte ihn mit aufgerissenen Augen an. »Das ist nicht wahr, du lügst!«

»Er spricht wahr! Eine neue Weltordnung bricht an, und die Menschen werden nicht mehr Teil von ihr sein. Sie sehe sie an, diese jämmerlichen Geschuppten. Das ist das Schicksal ihrer Rasse, wenn sich die Rassen des Nordens erheben und sich endlich holen, was ihres ist. Die Menschenstädte werden fallen, ihre Bücher und Schriftrollen dem Feuer übergeben, und durch die Ruinen werden die wilden Völker streifen und sich wundern, was diese seltsamen, haarlosen Geschöpfe aus grauer Vorzeit einst gedacht haben.«

Er ignorierte ihren entsetzten Blick. »Er und die Seinen haben es schon so häufig erlebt. Und sie werden es wieder erleben.«

Sie schwieg, schüttelte unmerklich den Kopf, als könne sie nicht glauben, was sie da hörte.

Eindringlich fuhr er fort: »Doch sie wisse: Aus allen Rassen gab es allzeit solche, die die Macht besaßen, dem Sog des Vergehens zu widerstehen. Die abseits der Welt überdauerten. Die Echsen, die Vielbeinigen, sogar die dreiäugigen Mondkinder. Nicht gänzlich verschwunden sind sie, oh nein. Ein letzter Funke Überlebenswillen, den alten Glanz ihrer Zeit, das Andenken ihrer Völker bewahrend. Doch nur mit der Hilfe der Seinen.«

Sie blinzelte irritiert. »Sie überlebten ... mit dämonischer Hilfe?«

Der Dämon gab einen kehligen, rauen Ton von sich, der fast so etwas wie Gelächter sein konnte. »Sie erkennt! Wer sonst würde ihnen die Macht gewähren, sich gegen den Weltenlauf zu stemmen? Von ihren eigenen Göttern, vor denen sie sich im Staub wanden, aufgegeben. Jenen, die ihre Anbetung genossen, bis sie sie für ein neues Volk fortschleuderten. Verlassen von ihren Heiligen, unfähig, die Gunst ihrer ehemaligen Götzen zu rufen. Nur die Seinen stehen ihnen noch zur Seite. Denn diese halten sich an ihre eingegangenen Kontrakte!«

Ein Zucken ging abermals durch seine Klauen. »Sie verlangen keinen kriecherischen Gehorsam, keine Ehrerbietung. Doch sie lassen sie auch nicht im Stich, denn sie sind gerechte Handelspartner, keine eifersüchtigen Götzen. Ein Dienst. Ein Preis. Und sie wird überleben.« Langsam streckte er seine Klaue nach ihr aus.

Ein Ruf erscholl von der anderen Seite des Sees. Sie schrak auf und zog ihre Hand zurück, die sie unmerklich erhoben hatte. Beinahe hätte sie seine Klaue umfasst! Sie blickte zum See und sah auf der gegenüberliegenden Seite in der Ferne die Wachen des Hauses Du Berilis, ihre Waffen im Morgenlicht blitzend. Einer der Häscher brüllte Befehle und die anderen gaben ihren Pferden die Sporen, den See zu umrunden. Die Echsenjäger stürzten sich ins Wasser und glitten hastig davon.

Sie stand ruckartig auf. »Schnell, weg von hier!« Sie rutschte eilig den Hügel hinunter und schlug sich in die Büsche. Aus den Augenwinkeln nahm sie sein Grinsen wahr, als er bemerkte, dass sie auf die alte Ruine zusteuerte.

* * *

Anaca lehnte sich keuchend an einen der von Moos überwucherten Steine. Wie schwarz verfaulte Zahnstümpfe ragten die alten Mauerstücke aus dem Sumpf. Sie wischte sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht, blickte sich um und lauschte angespannt in den Wald hinein. Das Quaken und Zirpen der tierischen Sumpfbewohner umgab sie, doch ihre Verfolger waren nicht zu hören.

Der Dämon krabbelte über einen halb zusammengebrochenen Torbogen, auf dem er gerade gelandet war. Er fuhr mit seinen Klauen über die längst verwitterte und unleserliche Inschrift. »So viel Zeit, so lange her ...«

Sie stieß sich von der Mauer ab und wanderte durch die Ruine, bis sie vor einem halb verfallenen Durchgang innehielt. »Hier gibt es einen Weg in das Gemäuer hinab.« Sie blickte zum Dämon. »Ein Teil der Anlage muss unterirdisch sein, dort können wir uns verstecken.«

»Klug ist sie, oh ja. Verborgen. Verborgen vor den Augen ihrer Häscher.«

Sie murmelte einige Worte, und über ihrer linken Schulter entstand ein schwebender bläulicher Lichtpunkt. Der Dämon sprang vom Torbogen und glitt zu ihr hinüber, während sie vorsichtig die von Wasser und Schlamm glitschige Treppe hinabschritt.

Sie wanderten durch feuchte, jedoch angenehm kühle Gänge. Die Wände waren über und über mit Schriftzeichen einer längst toten Sprache verziert. Sie blieb nicht stehen, um sie zu studieren. Immer tiefer führte ihr Weg.

»Ein Großteil des Tempels, versunken. Die alten Betstätten, nicht weit von hier.«

Sie sah ihn nur kurz an, sagte aber nichts.

»Er hatte einen alten Freund, damals, vor langer Zeit. In diesen Hallen, die Echsen gedachten seiner.«

Sie schnaubte verächtlich. »Dein Freund? Schwer zu glauben.«

Der Dämon stierte sie aus kleinen Augen an, in denen sich ihr Lichtzauber widerspiegelte. »Sie wird glauben.«

Sie runzelte die Stirn und setzte den Weg fort.

Als sie an einer Abzweigung vorbeikamen, wollte sie den rechten Weg einschlagen, doch der Dämon hielt sie zurück.

»Sie bleibt stehen! Jener Weg, ein Umweg. Die andere Richtung, versprochene Sicherheit.«

Sie blickte den vom Dämon gewiesenen Gang entlang und runzelte die Stirn.

»Sie vertraut mir. Die andere Richtung, gefährlich.«

Sie zögerte, dann atmete sie tief durch. »Nun gut, so sei es.«

Beherzt machte sie einen Schritt in den Gang hinein. Mit einem Knirschen löste sich eine Druckplatte am Boden und ein langer, rostiger Pfeil schoss mit einem hässlich reißenden Geräusch durch ihre Wade. Sie schrie auf, stürzte und schlug schwer auf den Boden.

Der Dämon flatterte kopfschüttelnd um sie herum und schnalzte missbilligend mit der Zunge. »Sie passt auf, wo sie hintritt! Er hat es ihr bereits einmal gesagt, doch sie hört nicht.«

Wimmernd hielt sie sich das Bein, aus dem der blutige Metallpfeil herausragte. Sie versuchte, sich aufzurichten, doch als sie das Bein belastete, brach sie sofort wieder mit einem Aufschrei zusammen.

»Ihr Jammern, zu laut! Ihre Verfolger an der Oberfläche, taub sind sie nicht.«

Sie biss die Zähne zusammen und warf dem Dämon einen wutentbrannten Blick zu, sagte aber nichts. Dann begann sie, in die andere Richtung zu kriechen, die sie ursprünglich hatte einschlagen wollen. Dabei hinterließ sie eine dünne, rote Spur auf dem Boden.

»Ihre Kraft, noch nicht versiegt. Ihr Bein wieder unversehrt, im Handumdrehen!«

»... kann keine Heilzauber ...«, presste sie zwischen ihren Zähnen hervor, während sie den Gang entlang robbte. Als der Pfeil, der immer noch aus ihrem Bein ragte, an einer Ecke schabte, keuchte sie auf. Reißender Schmerz fuhr durch ihren Körper, aber sie unterdrückte den Schrei.

»Dann kann sie darum bitten. Er will ihr helfen, er kann sie den Zauber lehren, sie muss nur bitten.« Er funkelte sie herausfordernd an.

Sie ignorierte ihn und robbte einfach weiter den Gang hinunter, als würde sie vor ihm fliehen wollen. Der Dämon verfolgte sie knurrend.

Sie kroch in eine größere Halle hinein, in der einige umgestürzte Statuen sowie Überreste eines Altars standen. Fremdartigen Glyphen, die bizarre Riten längst ausgestorbener Echsenkreaturen zeigten, bedeckten die Wände. Das bläuliche Licht, das neben ihr in der Luft hing, flackerte gefährlich, blieb aber bestehen.

Der Dämon schwebte über ihr, die sich nun kaum noch rührte, und blickte sich um. Sein Blick fiel auf eine der umgestürzten Statuen. »Staub der Jahrtausende, da'an kan ur tak. Sein Freund, er haust hier schon längst nicht mehr. Dieser Ort, verlassen von seiner Präsenz.«

Er sah nun wieder zu ihr herunter. »Sie sollte dankbar sein dafür. Sein Freund, er wäre nicht so nachsichtig mit ihr gewesen.« Seine Augen verengten sich. »Doch auch seine Geduld ist begrenzt.«

Ihr Atem ging nun stoßweise, ihre Lider wurden schwer. Lange würde sie den Blutverlust nicht mehr ignorieren können.

Der Dämon fletschte seine Zähne, griff nach dem Metallpfeil und zerrte. Ihr Schrei gellte durch die Halle, doch sie rührte sich kaum.

»Seine Geduld mit ihr, sie ist erschöpft! Die Häscher, sie werden sie bald finden, wenn sie nicht vorher ausblutet. Ihre Sturheit, sie ist bewundernswert. Doch sie sieht es ein: Sie braucht seine Hilfe!«

Sie hob den Kopf und sah ihn mit schmerzverzerrter Miene an. Ihre Haare hingen in schweißnassen Strähnen in ihrem Gesicht, sie keuchte nun immer schneller.

»Und er bietet sie jetzt ein letztes Mal an.« Wieder streckte er die Klaue nach ihr aus, fast als brächte er ihr ein huldvolles Geschenk. »Sie nimmt an oder erträgt die Konsequenzen. Es liegt bei ihr.«

Sie sah ihn aus weit aufgerissenen Augen an. Augenblicke verstrichen. Dann nickte sie. »Also gut, du hast gewonnen.« Sie schob sich einige Spann zurück, richtete sich halb auf und streckte ebenfalls die Hand nach ihm aus.

Der Dämon öffnete sein Maul zu einem gierigen Grinsen. Durch die gebleckten Zähne lief ein kleiner Faden Speichel. Fast bedächtig näherte er sich ihr, seine langen Finger nach den ihren reichend. Zwischen ihren Händen blieben nur wenige Fingerbreit Platz. Er griff zu – doch ins Leere, als sie mit ihrer flachen Hand auf den Boden schlug.

»Was soll das, was tut sie – NEIN!«

Sie schloss die Augen und ließ ihre Kraft in den Stein fließen. Dort, wo der Dämon schwebte, flammten magische Symbole im Boden auf, die die Kammer mit grünlichem Glühen erfüllten. Die Zeichen formten einen Kreis – und der Dämon befand sich direkt in der Mitte.

Wutentbrannt kreischend stürzte er sich auf sie, prallte jedoch gegen eine unsichtbare Mauer und wurde zurück in den Kreis geschleudert.

Sie robbte einige Schritt fort und lehnte sich gegen eine Wand. Mit schmerzverzerrtem Gesicht ergriff sie den Metallpfeil, zog ihn aus dem Bein und warf ihn von sich. Klirrend landete er in einer Ecke. Sie atmete tief durch.

»So, und jetzt spielen wir nach meinen Regeln.« Sie wischte sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht und umfasste die Wunde an ihrem Bein.

»Sie hat ihn betrogen, dafür zahlt sie, lloignoshho!«

»Aber das Wichtigste zuerst.« Wieder murmelte sie Worte in einer fremden Sprache, die man über dem Fluchen und den finsteren Drohungen des Dämons kaum hören konnte. Der Spruch begann, zu wirken, und eine wohlige Wärme breitete sich in ihrem Bein aus. Die Wunde schloss sich langsam wieder.

»Weißt du«, sagte sie, »ich bin fast ein bisschen enttäuscht von dir. Zu glauben, dass ich diese alten Ruinen nicht kenne! Ich kenne sie sogar sehr gut, wir sind hier häufig zur Exkursion gewesen.«

»Die dreckige Schlampe, er wird ihr das Herz herausreißen!«

»Wir schicken die jungen Eleven unserer Akademie hierher, um ihre Künste zu üben. Wir halten die Fallen aktiv, um die Schwachen und Unaufmerksamen auszusortieren. Ich war hier schon oft, um die alten Schriften des Echsenherrschers Raxx‘ssl zu studieren. Eine kurze Dynastie in der dritten Epoche der Herrscher von H‘Rabaal, aber das weißt du natürlich.« Ihre Wunde war nun beinahe verheilt, die Blutung gestoppt.

»Sie wusste es! Sie wusste alles, die falsche Schlange!«

Sie stand auf und klopfte ihr Gewand ab. »Natürlich wusste ich es, du einfältiger Gnom.« Triumphierend funkelte sie ihn an. »Und deinen ... Freund von damals kenne ich auch. Den Bannkreis dort haben wir vor einigen Jahren selbst angelegt, um ihn zu binden.« Sie blickte in gespielter Nachdenklichkeit auf die magischen Symbole, die den Dämon immer noch wie in einem Gefängnis festhielten. »Er musste nur noch mit arkaner Energie wieder aufgeladen werden, zum Glück geht das recht schnell. Und jetzt ...«, sie krempelte ihre Ärmel zurück, »... werde ich mit dir das machen, was wir mit deinem Freund gemacht haben, Nishkakat.«

Der Dämon riss die Augen wütend auf.

»Oh ja, ich kenne dich, Nishkakat, Diener der dreiköpfigen Schlange von Nabuleth. Hältst du mich für eine einfältige Närrin? Ich weiß alles über dich und deine Lügen!« Sie schwang ihre Arme in ausladenden Gesten und intonierte eine Formel in hohem, fast klagendem Singsang.

Das wütende Kreischen des Dämons verkam zu einem jämmerlichen Betteln. »Verfluchte Hexe, sie wird es nicht wagen!«

Unbeirrt deutete sie mit einer Hand auf den Dämon, während ihr Gesang immer lauter von den Wänden hallte. Der Dämon warf sich wütend gegen die magische Fessel, die ihn an Ort und Stelle band. Arkane Energie entlud sich knisternd zwischen ihnen. Grünlicher Rauch stieg vom Boden auf. Der Dämon riss das Maul auf und warf ihr einen Schrei voll Wut und Hass entgegen, der die magische Barriere zum Erzittern brachte. In einem letzten Aufbäumen zuckte die Barriere – und brach zusammen.

Doch es war zu spät: Ihr Gesang schwoll zu einem das wilde Kreischen des Dämons übertönenden Rauschen an. Er zuckte wie von unsichtbaren Schlägen getroffen, dann brach seine Haut auf, Flammen züngelten aus seinem Inneren, umhüllten ihn. Heißer Wind und der Geruch nach Asche umwehte sie, doch sie stand fest und unbeirrbar. Mit steinernem Blick vollendete sie die Formel, die rechte Handfläche ausgestreckt, während der Dämon in einer wild zuckenden Rauchsäule verging. Das Feuer erlosch und der Bannkreis ... war leer.

Ihr Blick folgte einer kleinen Rauchwolke, die durch die Luft wirbelte und schließlich verschwand. Erschöpft sackte sie in sich zusammen.

***

Es war bereits Nacht, als Anaca den alten Echsentempel verließ. Die Sterne standen funkelnd am Himmel, und sie betrachtete die immer noch fremdartigen, neuen Konstellationen nachdenklich. Der Nishkakat war berüchtigt, und die alten Schriften warnten davor, dass seine Rede von Wahrheit und Lüge gleichermaßen durchdrungen sei. Die Welt wandelt sich. Das konnten diejenigen sehen, die nicht aus Angst oder Verblendung den Blick von der Wirklichkeit abwandten. Doch neigte sich die Zeit der Menschen wirklich ihrem Ende entgegen? Würde es ihnen so ergehen, wie den alten Rassen vor ihnen, vergingen sie im Strom der Zeitalter? Sie atmete die kalte Nachtluft tief ein. Hätte sie sein Angebot doch annehmen sollen?

Sie schüttelte den Kopf. Sinnlos, jetzt darüber nachzudenken. Sie hatte Freunde im Dorf Ranak, östlich von hier. Dort würde sie sich sammeln, und dann ... dann würde sie sich aufmachen, Großes zu vollbringen.

RvB
2019

# Der Palimpsest

von Johannes Walter

*Methumis und Arivor, im Ingerimm und Rahja 1039 nach Bosparans Fall*

Wie an den meisten Tagen war Decino einer der letzten, der in den Raum der Strozza-Bibliothek kam, in dem sich das Seminar für Papyrologie traf, um neue Funde zu diskutieren.

»Ah, da kommt ja unser Bethanier-Filius.«

»Ich wünschte, Ihr würdet mich nicht so nennen, Dottore.«

»Aber es stimmt doch – Ihr seid am Tag der Entrückung des verdammenswerten Bethaniers geboren.«

»Ich für meinen Teil verdamme den Tag, an dem ich Euch mein Geburtsdatum verriet.«

Mit einem leisen Lachen bat der Dottore Decino, Platz zu nehmen. »Heute wollen wir uns einigen Funden widmen, die wir dem jüngst zu uns gestoßenen Licentiatus der historischen Wissenschaften Signor Decino Sergio Arcano verdanken.«

Decino verneigte sich im Sitzen, als alle im Raum zu ihm sahen.

»Er hat im Staube der Überlieferung und dieser Bibliothek gewühlt«, der Dottore wies mit den Händen raumgreifend um sich, »und alte Papyri entdeckt, die vermutlich aus der Zeit kurz post Bosparanum captum stammen.«

Bei der Erwähnung des Untergangs Bosparans verzogen einige Anwesende, darunter auch Decino, unwillkürlich das Gesicht. Decino jedoch hauptsächlich, weil er ursprünglich gehofft hatte, dass sein Fund aus den Tagen der alten Bosparaner stammen könnte, auf deren Erbe sich jeder gebildete Horasier beruft. Diese Hoffnung hatte sich nun, wie es schien, zerschlagen.

»Wir wollen nun continuo in tempore diese Funde transkribieren, mit der finalen Absicht der Produktion einer editio princeps.«

2017

Die Angewohnheit des Dottore, bosparanische Versatzstücke in sein sowieso schon hochgestochenes Horathi einzuflechten, hatte Decino vor einigen Jahren noch verwirrt. Mittlerweile bemerkte er es kaum noch, manche Professoren parlierten mit Scholaren und anderen Gelehrten häufig nur auf Bosparano – oder gar in Aureliani.

Recht schnell teilten sich die Anwesenden in kleine Gruppen zu Zweien oder Dreien auf und der Dottore verteilte die Papyrusrollen auf diese. Decino fand sich mit Signora Vantessa Veda ya Valoria zusammen, die etwa in seinem Alter war und die er aus einigen Vorlesungen kannte. Sie hatten einige Male zusammen für Prüfungen gelernt und ihre Anwesenheit war ihm immer ganz angenehm gewesen. Zu seiner Überraschung – und, wie er sah, auch zu Vantessas – gesellte sich der Dottore zu ihnen.

»Signori, ich denke, wir sollten diese Rolle in Augenschein nehmen. Signor Arcano, Euch gebührt die Ehre, mit der Lupe an der Rolle selbst zu arbeiten. Signora ya Valoria, Euch obliegt die schriftliche Fixierung der Transkription. Signor Arcana wird diktieren.«

Sie nickten beide, und Decino nahm vorsichtig die dargereichte Lupe aus geschliffenem Beryll entgegen. Sie kostete vermutlich so viel, wie er in zwei oder drei Monden verdiente. Sodann widmete er sich der sorgsam ausgebreiteten Papyrusrolle. Der Text war in einem Bosparano abgefasst, das bereits den Übergang zur späteren Sprachstufe des Horathi erkennen ließ. Einige Wörter sorgten bei Decino zunächst für eine gewisse Verwirrung, bis der Dottore ihn darauf hinwies, dass es sich dabei um Namen handeln musste. Nachdem sie erkannt hatten, dass hinter jedem Namen ein Titel wie *Ehrenwerter Diener der Leuin* oder *Schildträgerin des Sturmes* stand, wurde ihnen klar, dass es sich um eine Priesterliste des Rondra-Kultes handeln musste.

»Die Zeit um Bosparans Fall ist ja eine ganz spannende Epoche für den Rondra-Kult«, bemerkte Decino.

»Ahja?« Vantessa zog eine Augenbraue hoch.

»Nun, Signor Arcano hat da gar nicht so unrecht. In dieser Zeit entwickelte sich aus den regionalen, nur lose vernetzten Kulten jene veritable Kirchenstruktur, wie wir sie heute kennen. Ihr wisst ja sicher, dass sich in der bosparanischen Zeit ein Kult meist auf eine Stadt und ihr Umland beschränkte. In diesen Kulten konnte dann jeder ohne weitere Ausbildung – geschweige denn theologischen Kenntnissen – bei entsprechender Inklination seine Dienste meist der Gottheit direkt anbieten. Und just zu der Zeit, aus der unser Papyrus stammt, entstehen aus den einzelnen Kulten der nach dem Edikte des heiligen Silem-Horas obligatorischen Zwölfe die Kirchen, wie wir den Begriff verstehen: mit einer überregionalen Organisation, einem offiziellen, von allen anerkannten Oberhaupt – zumindest bei manchen Kirchen – und einer eigenen Priesterausbildung. Natürlich prägte sich genau damals aus einzelnen sakralen Persönlichkeiten eine Hierarchie des Klerus‘ aus. Da wären wir auch wieder bei unserem Text. Beachtet nur die verschiedenen Titel! Lest weiter, Signor Arcano, dies könnte eine wichtige Quelle für die Geschichte der Rondra-Kirche sein! Gut möglich, dass man in Arivor hocherfreut sein wird, unsere Forschung unterstützen zu können!« Der Doktor wirkte äußerst zufrieden.

»Ich habe eine Schwester bei den Ardariten. Wenn Ihr es wünscht, kann ich ihr von unserem Fund berichten, Dottore.«

»Nun, ich habe natürlich eigene Kontakte am Hof des Erzherrschers, aber das wird bestimmt nichts schaden, Signor Arcano. Widmet Euch nun bitte wieder dem Text!«

»Gewiss, Dottore, gewiss!«

Als Decino wieder auf den Papyrus sah, war er irritiert. Zuerst glaubte er, der staubige Geruch der Bibliothek, der ihn in der Nase kitzelte, sei schuld daran. Dann fiel ihm auf, dass die Schrift in der nächsten Zeile der Priesterliste anders aussah als in den Zeilen darüber. Er beugte sich ganz nah an den Papyrus heran und hielt sein Auge dicht an die Lupe, bis die Wimpern fast den geschliffenen Beryll berührten. Schließlich erkannte er, was ihn gestört hatte: Der Untergrund des Papyrus' schien hier anders. Aufgerieben. Als sei jemand mit einem scharfkantigen Gegenstand immer wieder auf dem Papyrus herumgefahren und habe erst dann darauf geschrieben. Eine Rasur! Er sah noch genauer hin. Zwischen den deutlich erkennbaren Buchstaben der Priesterliste konnte man, ganz undeutlich, hier und da eine Haste oder eine krumme Linie erkennen, die in den Papyrus hineingedrückt worden war.

»Oha!«

»Was ist los, Signor Arcano?«

»Tja, Dottore. Ich glaube, hier hat jemand den Papyrus abgeschabt und dann die Priesterliste darauf geschrieben.«

»Ein Palimpsest?«

»Allerdings. Man kann sogar Reste der alten Beschreibung erkennen.«

»Lasst mal sehen ... in der Tat. Signora ya Valoria, das solltet Ihr Euch auch mal ansehen. So etwas sieht man nicht alle Tage.«

Dicht gedrängt standen die drei um den Tisch und ließen die Lupe von Hand zu Hand gehen.

»Hm, kaum etwas zu erkennen. Ich kann zwei Zeilen ausmachen, dann kann man zwar noch die Rasur erkennen, aber keine Rückstände einer eventuellen vorherigen Beschreibung.«

»Die Frage ist doch, Dottore, wie können wir die alte Beschreibung sichtbar machen?«

»Das ist in der Tat die Frage, Signor Arcano. Wenn es deutlicher zu erkennen wäre, könnte man einen Magier von der Fakultät des Magischen Wissens hinzuziehen, aber für ihren Lese-Cantus ...«

»Ich glaube, er heißt Xenographus«, warf Vantessa schmunzelnd ein.

»Wie auch immer, dafür brauchen die Collegae von der magischen Zunft jedenfalls auch mehr Substanz, fürchte ich.«

»Ich denke, es gibt einen anderen Weg.« Vantessa beugte sich über den Papyrus und ignorierte die erstaunten Blicke des Dottore. »Ich habe im Studium generale einige Seminare zur Alchimie besucht. Mit bestimmten Substanzen lässt sich die Schrift vermutlich wieder sichtbar machen. Es gibt aber einen Dämonenfuß.«

»Einen Dämonenfuß?«

»Ja, diese Substanzen verbrauchen langsam das Trägermaterial. Mit anderen Worten ...«

»Der Papyrus würde dadurch aufgelöst werden.« Decino blickte sie mit einer Mischung aus Hoffnung und Ernüchterung an.

»Exakt.«

»Das ... können wir nicht ... können wir das tun?«

»Ich denke, wir haben sogar die Pflicht. Was auch immer in dem Palimpsest steht, muss der Forschung publik gemacht werden.«

»Damit spielen wir va banque. Wir vernichten einen Teil eines Papyrus', den Ihr eben selbst als wertvolle Quelle für die Rondra-Kirche bezeichnet habt, in der vagen Hoffnung auf einen weiteren substantiellen Fund. Was, wenn dort nur: *hic futui multos pueros* steht?«

»Das schreibt man normalerweise auf Bordellwände und nicht in einen Papyrus«, warf Vantessa trocken ein.

»Ihr wisst, was ich meine.«

»Aber was, wenn nicht? Was, wenn der Text unter dem Sichtbaren noch essentieller ist als die Priesterliste? Dann haben wir ein paar Zeilen einer gut zu transkribierenden Liste geopfert und gehen möglicherweise als Entdecker einer antiken Zauberformel oder eines unsterblichen Poems, das die Garether der Nachwelt vorenthalten wollten, in die Geschichte der Altertumswissenschaft ein! Der Papyrus, den Ihr entdeckt habt!« Die Augen des Dottore strahlten Decino an.

»Ich bin nach wie vor der Meinung, dass wir den Papyrus, den, wie Ihr richtig bemerkt habt, ich entdeckt habe, nicht leichtfertig zerstören dürfen.«

»Es wäre auch aus alchimistischer Sicht äußerst spannend, dieses Zusammenwirken der Disziplinen.«

»Da seht Ihr es, Signora ya Valoria stimmt mir zu.«

Decino verzog die Mundwinkel. »Dies ist keine Gerusia, in der nach Mehrheiten abgestimmt wird.«

»In der Tat«, bemerkte der Dottore schmunzelnd. »Dies ist eine Universität, in deren Eigentum sich die Papyrusrollen befinden und deren papyrologisches Seminar ich leite.«

»Ihr wollt sagen, es sei Eure Entscheidung.«

»Gewiss, gewiss, aber ich hoffe, Euch von der Weisheit meines consiliums überzeugen zu können, mein junger Freund.«

»Ich höre, was Ihr sagt, aber vielleicht bin ich einfach nicht so risikofreudig wie Ihr, Dottore.«

»*Fortes fortuna adiuvat.* Ich sage: Wir wagen es.« Der Dottore wippte eifrig auf und ab. »Wir werden zunächst den recenteren Text komplett transkribieren, dann können wir den Papyrus mit euren Substanzen traktieren.« Er nickte Vantessa zu. Mit neuem Eifer machten sie sich wieder an die Arbeit.

Als der Moment da war, den Papyrus mit der von Vantessa bereitgestellten Tinktur zu behandeln, spürte Decino, wie ihm ein kalter Schauder langsam den Rücken entlang kroch. Vantessa, angetan mit einer Alchimistenschürze und einem Mundschutz, den Decino äußerst adrett fand, beugte sich über den Papyrus und war im Begriff, zu beginnen. Das dringende Bedürfnis, ihr Einhalt zu gebieten, überkam ihn, aber als er den Blick des Dottore sah, besann er sich eines Besseren. Er würde den Namenlosen tun und sich nochmal einen Feigling schimpfen lassen!

»Könnt Ihr schon etwas erkennen, Signor?« Der Dottore wurde wohl schon ungeduldig.

»Ja, langsam wird es sichtbarer. C-A-D-I-T ... cadit ...«

»Er, sie, es fällt.«

»Eure Bosparano-Kenntnisse sind makellos, Signora ya Valoria.« Der Dottore grinste.

»L-E-O-N-A-E-N-U-N-C-C-A-P-U-T ...« Vantessa runzelte die Stirn »Cadit leonae nunc caput? Es fällt nun der Löwin Kopf?«

»Oder der Löwin Hauptstadt, was nicht sinnvoller klingt.«

»Sehen wir, wie es weitergeht.«

»Gewiss, Signora. Signor, wenn ich bitten darf.«

»C-U-N-C-T-A-T-U-R-C-U-I-U-S-A-G-N ... könnte auch ein M sein ...«

»Verseht es mit einem Punkt für unsichere Lesung.«

»... E-N. Hier endet die Zeile.«

»Gut. Tragt bitte die Transkription vor, Signora.«

»Cadit leonae nunc caput, cunctatur cuius agmen. Es muss am Ende ein M sein, agnen ergäbe keinen Sinn.«

Decino sagte den Satz ein paar Mal leise auf. Er stutzte. Kurz war ihm, als hätte ihm Hesinde einen kleinen Schubs gegeben. »Natürlich. Das ist ein Hexameter.«

»Ahja?« Der Dottore schien zwischen Zweifel und Erstaunen, dass es ihm nicht selbst aufgefallen war, zu schwanken. Decino wiederholte die bosparanischen Wörter, wobei er die Versfüße überbetonte.

»Eindeutig ein Hexameter.«

»Allerdings kein guter.« Vantessa kräuselte die Nase.

Decino zuckte mit den Schultern. »Wir haben nicht wirklich hohe Literatur erwartet, oder?«

Der Dottore machte eine Geste, als wollte er sich die Hände reiben. »Wenn es ein Hexameter ist, dann sehen wir doch mal, ob der zweite Vers ein Pentameter ist. Dann hätten wir ein Epigramm, möglicherweise einen Spottvers oder eine Totenehrung.«

»Das wäre aber eine seltsame Totenehrung, die so anfängt ...«

»Wir wissen ja nicht, Signora, ob sich das nicht im zweiten Vers aufklärt. Bitte, fahrt mit der Transkription fort!«

»Gewiss.« Vantessa schob den Mundschutz wieder vor ihr Gesicht und öffnete die Phiole mit der alchimistischen Substanz.

Der scharfe Geruch stieg Decino in die Nase. Eine Zeit lang war nur das Streichen des Pinsels über den Papyrus und das angespannte Atmen dreier Personen zu hören. Decino spürte zudem seinen Herzschlag in den Ohren, der zunahm, als der erste Buchstabe sichtbar wurde. Dann besann er sich auf seine Aufgabe.

»H-I-N-C-V-E-S-P-A-E-A-D-V-E-N-I-T-M-I-L-I-T-I-B-U-S-V-I-N-C-E-N-D-I-D ... hier sehe ich nur eine Haste, eventuell ein I, vielleicht aber mehr ...«

»Wir nehmen es als unsicher gelesenes I. Bitte, fahrt fort.«

»... E-S-N-U-N-C.«

»Danke, Signor. Signora, wärt Ihr so gut ...?«

»Hinc vespae advenit militibus vincendi dies nunc.«

Decino legte die Stirn in Falten. »Das ist kein Pentameter. Es klingt eher wie ein zweiter Hexameter.«

Der Dottore nickte zustimmend. »Zwei Hexameter? Möglicherweise ein Fragment eines Epos‘?«

»Oder eines Lehrgedichts.«

»Signora, Eure Kenntnisse der Verwendung des Hexameters in der antiken Literatur in allen Ehren, aber klingt das für Euch nach einem Lehrgedicht?«

»*Es fällt nun der Löwin Kopf, ihre Schar zögert. Von dort aus kommt für der Wespe Soldaten des Siegens Tag jetzt.* Vielleicht ein Lehrgedicht über das Jagen von Löwenrudeln?«

»Warum sollten Wespen einen Löwen jagen?«

»Vielleicht eine Allegorie. Zum Beispiel auf die Treibjagd.«

»Das passt hinten und vorne nicht. Wer bezeichnet denn Löwenjäger als Wespen?«

»Nun, sie jagen gemeinsam …«

»Ja, andere Insekten – für die Jagd auf eine Löwin wären wohl eher Wölfe oder Hunde eine gute Allegorie …«

Decino hörte dem Schlagabtausch zwischen Vantessa und dem Dottore eine Zeitlang schweigend zu. Seine Gedanken schweiften indes zu einem Gespräch mit seiner Schwester ab, das er vor einiger Zeit bei einem Besuch in Arivor geführt hatte. Draußen hatte ein Gewitter getobt und sie hatten sich über Rondrakleas Herrin RONdra unterhalten – oder Quendinas, wie er sie in seinem Herzen immer noch nannte. Schließlich war das der Name, mit dem er sie bei ihren Spielen als Kinder angesprochen hatte, da war es ihm egal, ob sie beim Eintritt in den Orden einen der Göttin gefälligeren Namen anlegen musste. Für ihn war sie trotz des Kettenhemds noch seine kleine Schwester, die ihm stolz ihre am Onjet-Ufer gefundenen Kiesel gezeigt hatte. Er wischte das geistige Bild weg und dachte an die Schwester, die ihn im Ardariten-Ornat in Arivor empfangen hatte. Als das Gewitter sie überrascht hatte und sie eilig in einer alten Seitenkapelle Zuflucht gefunden hatten, war ihr Blick auf den alten Altar gefallen. Eine Abbildung zeigte eine Löwin, die einen archaischen Krieger anfällt. Der Krieger trug nur einen Speer, einen Helm und einen Schild, sonst war er nackt. Auf dem Schild war eine große Wespe oder Hornisse abgebildet.

»Der Altar muss sehr alt sein«, hatte er bemerkt.

»Wie kommst du darauf?«, wollte seine Schwester wissen.

Er erklärte es ihr anhand des Stils und der Bearbeitung, stolz auf sein archäologisches Wissen von der Universität. Seine Schwester sah ihn voll ernstem Stolz an und stimmte ihm zu. »Außerdem«, sagte sie, »erkennt man es an der Szene. Das ist eine symbolische Darstellung der Schlacht auf den Bluthügeln. Der Krieger ist Shinxir, ein Götze, den in den Dunklen Zeiten viele Soldaten der Bospараner verehrt haben. Sein Symbol war die Hornisse oder die Wespe. Bei dieser Schlacht wurden seine Anhänger besiegt, sein Kult vernichtet. Kurz danach hat Silem-Horas Rondra als einzig wahre Kriegsgöttin in seinem erleuchteten Edikt proklamiert.« Daraufhin hatten sie sich eine ganze Weile über die Geschichte des Rondra-Glaubens im antiken Bosparan unterhalten. Seine Schwester – obwohl sie eine Frau des Schwertes geworden war – war auch zu einer erstaunlich belesenen jungen Dame herangereift.

»Shinxir.« Decino sagte nur das eine Wort.

Der Dottore, den er gerade in einer Tirade unterbrochen hatte, sah ihn indigniert an. »Pardon?«

»Es geht um Shinxir. Dottore, Signora – Ihr wisst vermutlich vom Kriegsgötzen Shinxir aus bosparanischer Zeit.«

Beide nickten.

»Bei einer blutigen Schlacht wurde der Kult durch die Anhänger Rondras am Ende der Dunklen Zeiten ausgelöscht.« Decino sah triumphierend in die Runde. *»Es fällt nun der Löwin Haupt, ihre Truppe zögert«*, übersetzte er den ersten Vers neu. *»Von dort kommt für die Soldaten der Wespe der Siegestag jetzt.«*

»Ja, und?« Der Dottore schien noch skeptisch.

»Die Löwin, die Wespe, Dottore? Rondra und Shinxir? Eine Schlacht zwischen ihren Anhängern, also den Soldaten der Wespe und der Truppe, der Schar der Löwin?«

»Decino«, begann Vantessa, ihn zu unterbrechen, als er drohte, sich in einen Enthusiasmus hineinzusteigern. »Die Soldaten der Wespe haben aber doch verloren. Was ist also der Sinn des Textes?«

Der Dottore machte eine wegwischende Handbewegung. »Es kann auch vorher Bataillen dieser Art gegeben haben. Dann wäre es also doch das Fragment eines Epos' ...«

»Oder einer Satire, einer Prophezeiung, eines Lehrgedichts, einer Versepistel oder einer Ekloge ...«

Decino musste sich einen sarkastischen Kommentar verkneifen. Das Gespräch lief in den üblichen Bahnen einer philologischen Diskussion ab: Jeder wiederholte seine Meinung solange, bis einer nachgab.

»Danke, Signora, dass Ihr uns alle Genera ins Gedächtnis ruft, die aus Hexametern bestehen. Aber ich denke, ein Epos auf eine ansonsten unbesungene und unbekannte Bataille, in der die Streiter der Leuin den Shinxir-Kultisten unterlegen waren, ist die wahrscheinlichste Variante ...«

»Was ist mit einer Satire?«

»Was wäre das denn bitte für eine geschmacklose Satire?«

»Ist alles schon vorgekommen, Dottore. Die Siburer, per exemplum, sind ja der Auffassung, Satire dürfe alles ...«

»Wahr. Aber ich denke, ohne den Kontext zu kennen, sollten wir uns an die wahrscheinlichste Variante halten. Wenn wir doch nur mehr Text hätten.«

»Ich fürchte, Dottore, mehr stand da nicht. Es wurde zwar großflächig rasiert, aber so wie die Schrift angebracht war, hat sie nur hier das Zentrum dieses Abschnittes der Rolle bedeckt. Weiter oben und unten sind keine Spuren einer Schrift zu finden.«

»Das ist ungewöhnlich. Warum sollte jemand nur diese beiden Verse auf die Mitte einer Papyrusrolle schreiben?«

»Vielleicht ein Zitat?«

»Möglich. Dann wäre der Rest des Textes für uns verloren. Schade. Aber das Dictum, sich an die wahrscheinlichste Variante zu halten, ist auch hier zu beachten. Stimmt Ihr uns zu, Signor Arcana?«

Decino starrte auf den Text und zuerst schien es, als habe er den Dottore gar nicht gehört. Dann richtete er sich abrupt auf. »Dottore, ich möchte noch eine weitere Possibilität offerieren: Was, wenn es doch ein geschlossener Text ist?«

»Aber keines der Textgenera, die Signora ya Valoria so korrekt wie vollständig aufgezählt hat, hat nur zwei Verse. Nur Epigramme sind zweiversig.«

»Prophezeiungen können kurz sein. Antike Prophezeiungen sind ja meistens im Hexameter abgefasst, aber nicht sehr lang. Es könnte also eine Prophezeiung sein.«

Vantessa zog kritisch die Augenbrauen hoch. »Worauf bezogen?«

»Na, auf eine Bataille zwischen rondragläubigen Kriegern und Shinxir-Kultisten.«

Sie seufzte. »Aber die Kultisten haben am Ende verloren.«

»Eine Prophezeiung von einem Götzenkult muss ja auch keine tatsächliche Aussagekraft haben. Es muss für die Anhänger nur so scheinen, dass sie wirklich von einer divinen Entität stammt.« Triumphierend blickte Decino seine Vantessa und den Dottore an. »Es ist eine

Prophezeiung, an die die Anhänger dieses Shinxir geglaubt haben, aber da Rondra die einzig wahre Kriegsgöttin ist, hat sich die Prophezeiung als falsch herausgestellt. Dennoch war sie für die Kultisten wichtig genug, sie so prominent zu platzieren.«

Der Dottore zog beeindruckt eine Augenbraue hoch. »Das erklärt tatsächlich alle Probleme, die wir mit dem Text haben. Sehr philologisch gedacht, Signor Arcana, sehr philologisch. Ihr habt recht. Brillante Analyse.«

»Danke, Dottore.« Decino wurde ein wenig rot.

»Fasst doch Eure Gedanken in einem kurzen Aufsatz, in dem Ihr Fundumstände, Text und Textkritik sowie Eure Analyse des Textgenus' darlegt, zusammen. Vergesst den Beitrag von Signora ya Valoria nicht. Wir werden den Aufsatz dann, wenn ich ihn gegengelesen habe, unter unseren Namen der Universitätsleitung zur Publikation vorlegen.«

»Darf ich ... darf ich ihn auch privatim meiner Schwester nach Arivor schicken, Dottore?«

Der Angesprochene runzelte die Stirn. »Wenn sie verspricht, den Inhalt vor der Publikation diskret zu behandeln.«

»Ich denke, ich kann sie zur Verschwiegenheit anhalten. Aber es mag helfen, wenn wir Gelder von den Ardariten für die Publikation der Priesterliste akquirieren wollen.«

»Da mögt Ihr recht haben. Schickt es Eurer Schwester, aber erwähnt die Priesterliste in Eurem Brief!«

»Gewiss, Dottore, gewiss.«

Decino war sehr stolz auf sich und seine Entschlüsselung des Palimpsests. Die Abfassung des Aufsatzes stellte sich indes als zeitaufwendiger heraus, als er gedacht hätte. So konnte er erst nach einigen Wochen frohen Schrittes dem Dottore eine Abschrift in sein Officium in der Nandus-Schule bringen.

»Es ist also vollbracht, Signor Arcano?«

»In der Tat, in der Tat. Ich hoffe, Ihr findet es zu Eurem Gefallen und wir können ohne große Änderungen publizieren.«

»Das hoffe ich auch. Was sind das für Papiere?« Er zeigte auf einige Schriftstücke, die Decino in der Hand hielt.

»Ah, das ist nur ein Brief für meine Schwester und eine weitere Abschrift des Aufsatzes über den Palimpsest. Für sie. Ihr hattet es gestattet.«

»Certo, certo, junger Freund. Schickt Ihr das sofort ab?«

»Ich werde gleich im Anschluss eine Poststation aufsuchen und den Brief aufgeben.«

»Für die Semaphore wird es wohl etwas lang sein.« Der Dottore lachte, und auch Decino konnte sich eines Grinsens nicht erwehren. »Nun denn, junger Freund, ich lasse Euch wissen, was ich von Eurem Werk halte, grüßt Eure Schwester von mir!«

»Danke, Dottore.«

Als er ins Freie trat, setzte sich Decino den Hut auf, der ihn als Mitglied der Universität auswies, und steckte den Brief in seine Tasche. Er schritt rasch über den Hof hinaus auf die Herzog-Thion-Esplanade und zog den Hut, um Professor di Metello, den etwas verschrobenen Lehrstuhlinhaber für Mathematik, zu grüßen. Der Mann wirkte ungewöhnlich besorgt, als hätte er eine erschütternde Nachricht erhalten, und beachtete ihn nicht. Decino hörte das Lärmen der Stadt, das Rollen der Karren, die Stimmen der Menschen und das Geklapper

der Werkstätten. Die Menschen schienen ihm aufgebracht. Eine Gazettenverkäuferin, ein Mädchen von vielleicht gerade mal zwölf Jahren, eilte von Menschentraube zu Menschentraube und wurde ihre Ware wohl sehr einfach los.

»Extrablatt, Extrablatt – Arivor in großer Katastrophe zerstört – Die Stadt Rondras ein einziger Trümmerhaufen – Erzherrscher und die meisten Ardariten tot – Suche nach Überlebenden dauert an – Lest alles über das Unheil, das über Arivor kam! Extrablatt, Extrablatt!«

Er hielt inne. Dann rannte er auf das Mädchen zu, riss ihr die Gazette aus der Hand.

»Hee! Erst bezahlen!«

Achtlos kramte er ein paar Münzen hervor und ließ sie fallen, wobei er die ausgestreckte Hand der Kleinen verfehlte. Diese bückte sich, um sie aufzuheben. Er beachtete sie nicht mehr, er las eilig. Es war tatsächlich wahr: Arivor wurde, wie es schien, durch höhere Mächte vom Angesicht Deres getilgt. Als er realisierte, dass die Gazettenverkäuferin nicht übertrieben hatte, erstarrte er. Er wurde bleich, sein Schädel dröhnte und seine Ohren hallten vom Geräusch des Blutes wieder, das in ihm herab rauschte. Die Gazette entglitt seinen Händen. Sein Hut fiel zu Boden. Er schrie vier Worte, wieder und wieder:

»CADIT LEONAE NUNC CAPUT.«

RvB
2018

70

# Der Weg der Kröte

von Marcus Winterstein

*Ansvell, am 23. Ingerimm 1021 nach Bosparans Fall*

Der Sonnenaufgang dieses dreiundzwanzigsten Ingerimms vertrieb den Tau von den Moorwiesen um Ansvell und die wandernde Quacksalberin und Hure Yasma Garje lag in den Wehen. Das Leben des Jungen, der in diesem Augenblick in das Licht Deres drängte, begann jedoch unter wenig glücklichen Umständen. Noch bevor er den Leib seiner Mutter ganz verlassen hatte, beschloss Schwester Mendoza, ihn aus dem Kreis der Zwölfgötter-gläubigen auszuschließen. Die dunkelgrüne, mit Pusteln übersäte Haut auf den winzigen Handrücken stieß die Predigerin ab und ließ sie an böse Omen denken. Kaum hatte der Kleine seinen Weg in die Welt gefunden, entriss sie ihn des wärmenden Schoßes seiner Mutter.

Statt das schreiende Bündel in die bergende Umarmung zu legen, hielt Ferinde Mendoza der vor Schmerz und Anstrengung halb entrückten Frau eine Hand des Knaben vor die Augen. »Du hast Schuld auf dich geladen, Metze! Sieh das Ergebnis deiner Umtriebe!« Sie zeigte die andere ebenso grüne Hand hin. »Das ist das Stigma Asfaloths, der sich wandelnden Schänderin!«

Auf dem Gesicht der Mutter machten sich Unglaube und Furcht breit. »Aber ...«, brachte sie kleinlaut hervor. Tränen sammelten sich an ihren Lidern.

»Ich nehme diese niederhöllische Frucht von dir! Ich übergebe sie den Sümpfen, auf dass sie verfaule und kein Übel über unsere Gemeinde bringe! Und du, scher dich fort!«

Mendoza trug das Kind an einem Fuß hinaus, dass es schrie und sich wand, doch erhielt es keine Hilfe. Sie schlug es fest in grobes Leinen, damit niemand das Dämonenmal sah, und trug das inzwischen stille Bündel fort vom Dorf. Sie ließ Ansvell hinter sich und marschierte fast eine Stunde, bis der Pfad sich im Sumpf verlor. In Gedanken legte sie sich den Bericht zurecht, den sie nach Lowangen würde schicken müssen.

***

Aenas Kröte sprang mit langen Sätzen durch tiefe Sumpflöcher auf die Hexe zu und setzte sich direkt neben das Büschel Donf, das sie gerade mit ihrer Sichel abschneiden wollte. Mitten in der Bewegung hielt sie jedoch inne und konzentrierte sich ganz auf die Bilder, die die große, hellgrün glänzende Amphibie ihrem inneren Auge zeigte. In ihrem Verstand formten sich Visionen eines Kindes an der Schwelle zwischen Leben und Tod. Morgenkühles Sumpfwasser umspülte das winzige Bündel und der kleine Kopf drehte sich unablässig auf der Suche nach Hilfe, trotz der noch geschlossenen Augen.

»Los, Gara, zeig mir den Weg dorthin!« Aena ließ die Kröte auf ihre Schulter hüpfen und schwang sich auf ihren Wanderstab. Kraftvoll stieß sie sich mit beiden Beinen vom Boden ab, erhob sich in die Luft und raste über die Altsvelltsümpfe hinweg, sodass sie die Tümpel und Schilfbüsche unter sich gerade noch wahrnehmen konnte.

Der Flug dauerte nur wenige Augenblicke, dann sprang Gara über einem Schlammloch ab und quakte aufgeregt. Die Hexe ließ ihren Stab nach unten stürzen, riss kurz vor dem Aufprall die Spitze nach oben, setzte zur Landung auf einem Grasflecken an und federte ihren Fall mit den Knien ab.

Sie wühlte sich durch das Dickicht, versank beinahe bis zur Hüfte im Morast. Nicht weit von ihr erscholl das schwache Klagen eines Kindes. Sie drehte sich danach um und erkannte tief in einem Gewirr fauliger Äste verfangen ein leinenes Bündel, in dem sich ein winziges Köpfchen regte. Kaum hatte sie das tropfnasse Kind in ihre Arme gehoben und in der Wärme ihres Mantels geborgen, vernahm sie lautes Platschen in der Nähe.

Zwei Sumpfranzen bewegten sich, gebremst vom schlammigen Wasser, auf sie zu. Die affenähnlichen Wesen bleckten ihre Reißzähne, brüllten und johlten.

Aena formte mit der freien Hand eine Geste und sah den Raubtieren in die Augen. Die Ranzen blieben stehen, wackelten mit den Köpfen, traten Wasser, aber fixierten ihren Blick. Der Hexe hämmerte das Herz gegen die Brust, sie fühlte ihr Blut aufbrodeln. Ihre Lider verengten sich zu Spalten und Zornesfalten türmten sich zwischen ihren Brauen auf. Tief aus ihrer Kehle entließ sie ein Knurren, und die Sumpfranzen stoben in heller Panik davon.

Sie schob eine Hand unter das bibbernde Köpfchen, ließ die *Kraft* fließen und ihre Magie nahm die Kälte von dem durchgefrorenen Körper. Das Bündel mit dem rechten Arm fest an ihre Brust drückend schwang Aena sich wieder auf ihren Stecken. Auf ihr Nicken hin sprang Gara auf ihre Schulter und versteckte sich in der weiten Kapuze. Dann stieß sie sich erneut vom Boden ab und flog – diesmal vorsichtiger – zum Lager des Zirkels.

Als sie auf dem Platz zwischen den zwei schiefen Hütten auf der kleinen Sumpfinsel landete, erwartete ihre Mutter sie bereits. Talare war nicht wirklich ihre Mutter, aber sie war die älteste und erfahrenste Hexe des Zirkels der Töchter der Erde in der Gegend und so nannten die Jüngeren sie Mutter. Die Jüngeren, das waren neben Aena Zylla und Deirdre.

»Was hast du uns da ins Haus gebracht, meine Liebe? Ich konnte das Kind spüren, was ist mit ihm?«, fragte die Alte mit trockener Stimme, in der jedoch immer Freundlichkeit schwang.

»Bringen wir ihn hinein. Er braucht Wärme und eine flauschige Decke. Ich erzähle dir drinnen alles.«

Talare hatte Gara fixiert, während Aena gesprochen hatte. Jetzt sah sie die rothaarige Hexe mit verständnisvollem Blick an. »Es ist gut, sie hat mir alles gezeigt, was ich wissen muss. Deine Vertraute ist sehr klug. Gib gut auf sie acht.«

Damit gingen sie in die Hütte. Es roch nach Rauch, Pastinakensuppe und Wiese. Glut von einem Kochfeuer im Lehmofen erwärmte den kleinen Raum, der ansonsten neben einer Kochnische mit Hängeregalen nur einen Tisch mit zwei alten Stühlen und eine Eckbank beinhaltete, auf der einige Felle als Polster lagen. Die Decke war so dicht mit verschiedensten Kräutern behangen, dass die Dachsparren kaum noch zu sehen waren.

Aena befreite den Säugling aus dem nassen Laken, worauf Talare ihn mit einer sanften Handbewegung auf der Stelle trocknen ließ. Dabei wurde sie der Krötenhaut auf seiner Hand gewahr.

»Deshalb haben sie das arme Ding in den Sumpf gebracht«, stellte die Alte enttäuscht fest. »Es ist immer dasselbe.«

»Wahrscheinlich dachten sie, ein Dämon hätte das Kindchen verflucht. Selbst wenn das ausgemachter Unfug ist, wir sollten den Jungen beobachten. Vielleicht hat es etwas anderes damit auf sich«, sagte Aena und wickelte ihn in ein weich gewalktes Leinentuch, dem ein Duft von Seifenkraut und Veilchen anhaftete.

Mit einem Knarren schwang die Tür auf. Die beiden jüngeren Schwestern schlichen herein und reckten ihre Köpfe dem Kind entgegen. »Hat er einen Namen?«, fragte Zylla, nachdem Aena sie über die Ereignisse unterrichtet hatte.

Darauf wusste keine der Frauen eine Antwort.

»Ich habe jedenfalls keinen Hinweis darauf bei ihm finden können. Warum nennen wir ihn nicht Quinn? Mit gefällt der Klang, in ihm schwingt Hoffnung mit«, schlug Aena vor. »Aber sollen wir ihn denn behalten?«

***

In seinem dritten Winter hatte Quinn Spaß daran, die Kerzen und Lampen in den Hütten auszublasen. Er tappte und wackelte zu den Lichtquellen hin, holte tief Luft und pustete, so fest er konnte, gegen die Flamme. Manchmal lachten die Hexen über den Streich, meistens schimpften sie ihn aber einen Taugenichts, Tagedieb und Tunichtgut. Vor allem Deirdre raubte das Spiel des Jungen die Nerven, war sie doch die einzige im Zirkel, die keine Flamme auf ihrem Finger erzeugen konnte.

Am Morgen eines Windstags im Hesinde – draußen lag die Welt gefroren da, unter den Stiefeln knirschte der Schnee und eisige Böen trieben die Menschen in ihre Häuser – ließ Quinn sich vor Langeweile gar nicht mehr von seinem Spiel abbringen.

»Lass das, hab ich gesagt! Die im Dorf müssen wohl doch recht gehabt haben. Die Niederhöllen müssen dich ausgespien haben, du kleiner Plagegeist!«, schalt Deirdre ihn.

Doch Quinn ließ sich nicht beirren, wusste er doch, dass alle Herzen des Zirkels ihm gehörten. Aus dem halb erfrorenen Bündel war in den vergangenen Monden ein pausbäckiger Junge mit leuchtend grünen Augen und immerzu strubbeligem braunem Haar geworden. So stürzte er sich erneut neben die junge Hexe und pustete mit aller Kraft das Talglicht aus.

Deirdre fuhr zornesrot herum und schrie den Kleinen an: »Du neunmal verfluchter Sohn der Einfalt, lass endlich deinen Unfug sein, sonst lernst du mich kennen!«

Quinn schrak vor ihrem harschen Ton zurück und trollte sich auf die Bank, wo er die Schultern hängen ließ.

Bald baumelte er mit den Füßen, schnippte mit den Fingern und starrte dabei fest auf die flackernde, rußende Flamme, als könne er sie allein mit der Kraft seiner Gedanken verlöschen lassen. Der Wind pfiff um die Hüttenecken und zerrte an den Fensterläden hinter seinem Kopf. Wenn doch nur eine kleine Bö zu diesem Flämmchen käme, das wäre ein Spaß, dachte er sich, und das Licht flackerte.

Angestachelt von seinem Erfolg wünschte er es sich immer mehr, sodass die Flamme tanzte.

Deirdre prüfte die Fensterläden, doch sie saßen alle fest und ließen keine Zugluft ein. Unter der Tür wehte jedoch stets ein Hauch hindurch, den sie mit einem Fell von der Bank, das sie vor den Türspalt legte, auszusperren versuchte. Das Flackern jedoch dachte nicht daran, zu verschwinden, es wurde sogar noch wilder. Die Flamme tanzte und wand sich, wurde kleiner und wuchs wieder an, nur um schließlich doch zu verlöschen. Die Hexe stöhnte entnervt, entzündete einen Zweig im Ofen und hielt ihn an den noch qualmenden Docht. Für einen Augenblick wurde es wieder hell im Raum, doch bald begann das Flackern erneut.

Diesmal ging es schneller, flickflack, und das Zimmer lag im Dunkeln. Quinn grinste bis über beide Ohren, doch das konnte sie ja nicht sehen, und das freute ihn umso mehr. Wieder begann das Spiel. Diesmal schnippte er, sobald sie sich gesetzt hatte. Ein sachter Hauch raunte durchs Zimmer und das Licht erlosch erneut. Offenbar konnte Quinn sich wünschen, dass die Flamme verlosch. Die Euphorie, die diese Erkenntnis in dem Jungen auslöste, machte es ihm unmöglich, sein Kichern zu unterdrücken.

Deirdre wandte sich nach dem Geräusch um und kam mit finsterer Miene auf ihn zu. Bevor sie ihn zurechtweisen konnte, hielt sie jedoch inne, die Hand halb zu einer Ohrfeige erhoben. Quinn war, als setzte sein Herz kurz aus, doch dann strich Deirdre ihm durch sein Wuschelhaar, statt ihn zu schelten, und lächelte mit gehobener Augenbraue. »Komm mit, Kleiner. Wir haben Talare etwas zu erzählen.«

***

*Am Rand der Altsvelltsümpfe, 2. Boron 1039 nach Bosparans Fall*

Regen. Nicht enden wollender, eiskalter Regen aus einem bleiernen Himmel. Er hielt das südliche Svellttal seit Tagen in seinem Griff, trieb sämtliches Getier in die hintersten Winkel seiner Unterschlüpfe, durchweichte Wege, Felder, Wiesen und Dächer, ließ Bäche, Seen und Flüsse über die Ufer treten und schwängerte die Luft mit einer Kälte, die bei jedem Atemzug ein eisiges Prickeln durch die Lungen fahren ließ.

Quinn saß am Bett Mutter Talares und betupfte die heiße Stirn der schlafenden Greisin mit einem feuchten Tuch. Zylla riss im Bett gegenüber ihren Kopf so wild hin und her, dass ihr die durchschwitzten Haare im Gesicht kleben blieben. Die Vertrauten der Hexen hockten starr an den Kopfenden der Schlafstätten, ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihre Herrinnen fixiert.

Im Moment konnte Quinn nichts weiter für die beiden geliebten Menschen tun, erst mussten sie Fieber und Albträume überstehen. Zudem bereitete ihm die Arbeit bei derart nasskaltem Wetter mehr Mühe als sonst, es machte die Krötenhaut auf seinen Handrücken und Unterarmen taub und ledrig.

*Schwestern, wo bleibt ihr mit dem Traschbart?*, fragte sich Quinn und machte sich daran einen frischen Sud aus Hollbeerenblättern und Gulmond aufzusetzen. Von beidem hatten sie kurz vor Einsetzen des Unwetters mehrere Körbe erstanden und gedörrt. Während das nach Gras und Erde duftende Getränk, das den beiden Hexen einen ruhigen und erholsamen Schlaf bringen würde, im Kessel aufwallte, riss ein Hustenanfall Zylla aus ihrem Traum. Sie krümmte sich in ihrem Bett zusammen und gab bellende Laute von sich, bis die Luftnot sie vollends erwachen ließ. Mit um das Bettgestell gekrampften Fingern stemmte sie sich hoch, um ihre Kehle mit einem Würgen zu befreien. Graugrüner Schleim landete, begleitet von einem schmatzenden Geräusch, auf dem Holzboden. Auch Talare schlug unter dem Lärm ihre Augen auf und schnäuzte sich in eines der frischen Leinentücher neben ihrem Bett.

Zylla hielt sich indessen mit schmerzverzerrter Miene die Brust und bat um einen Schluck des Kräutersuds. Er reichte ihr eine flache Schale von dem dunkelgrünen Gebräu, das sie halb liegend in kleinen Schlucken zu sich nahm. Ihre massige Kröte hatte sich inzwischen unter ihr Laken gekuschelt. Die Nähe des zauberkräftigen Tieres ließ die Hexe sich entspannen.

»Quinn, mein Junge, hast du die Salbe bereitet, wie ich es dir aufgetragen habe?«, näselte die Alte mit ihrer von der Krankheit noch dünneren Fistelstimme.

Er nickte, reichte Zylla eines der Leinentücher und machte sich dann daran, die frisch gekochte Salbe aus dem Bronzetiegel in eine Handvoll irdene Gefäße abzufüllen und zu verkorken. »Ganz nach deiner Vorgabe«, antwortete er auf ihre Frage. »Auf zwanzig Flux Distelöl habe ich eine halbe Unze Bienenwachs eingekocht und als wirksame Ingredienzen je drei Gran Öl von Kamille, Salbei und Pfefferminze dazu. Der Balm wird euch Ruhe schenken, Mutter.«

Die alte Hexe rang sich ein Lächeln ab und sank wieder in ihre Kissen, als das Kratzen des Türriegels Aenas und Deirdres Rückkehr ankündigte. Die beiden Hexen schüttelten ihre Gugeln aus, bevor sie die Hütte betraten, um nicht dort, wo sie standen, eine wachsende Pfütze zu hinterlassen.

»Aena!« Quinn umarmte seine ältere Schwester. »Bin ich froh, dass ihr zurück seid!«

»Und wir erst. Möchte wissen, was den Herrn Efferd so erzürnt, dass er solche Wassermassen zu uns schickt«, sagte Deirdre und wrang ihren Mantel über der Türschwelle aus. Aena trug einen Weidenkorb mit ledernen Riemen auf dem Rücken. Als sie ihn mit breitem Lächeln abstellte, wanderten Quinns Augenbrauen in die Höhe. Seine Schwestern hatten dem Unwetter getrotzt und eine reiche Ernte eingebracht. Dank des bis knapp unter den Rand mit verschiedenen Heil- und Küchenkräutern gefüllten Korbs kämen die Hexen problemlos über den Winter. Das Riesenbündel grüngrauer Flechten des Traschbarts verpestete den ganzen Raum mit seinem Modergeruch. *Oh Mutter der Erde. Eine Woche lang dörren, destillieren und Salben kochen*, ging es ihm durch den Kopf.

Deirdre machte sich daran, die beiden Kranken mit der frischen Salbe zu behandeln. Quinn und Aena sortierten unterdessen die Ernte nach der angedachten Verarbeitung der Kräuter. Die ganze Hütte lag voller Pflanzenbündel, und als Talare und Zylla in einen fiebri-

gen Schlaf dämmerten, begann Deirdre die Hexenküche für den Auszug ätherischer Öle vorzubereiten.

Es herrschte bedächtiges Schweigen in dem kleinen Raum, um die Schlafenden nicht durch Gespräche aufzuwecken. Der Lauf der Zeit ließ sich durch das spärliche Licht, das aus dem grauen Himmel durch die Fensterläden fiel, kaum erahnen, und so versanken die drei Hexen über ihrer Arbeit in eine die Gedanken entführende Monotonie. Halb entrückt unter dem Binden, Auffädeln oder Hacken der Kräuter ließ sie die plötzlich aufschwingende Tür zusammenfahren.

Aus dem Unwetter stolperte ein Junge in die Hütte, hielt sich am Türknauf fest und sank in die Knie. Noch bevor er einen Ton herausbrachte, schüttelte ihn ein Hustenkrampf. Er krümmte sich unter krächzenden Geräuschen, und als er wieder aufblickte, bedeckte blass lilafarbener Auswurf seinen Handrücken. Die Lippen in seinem wächsernen Gesicht zeigten einen Blauton.

»Mutter der Erde!« Aena schrie mit einer Hand auf der Brust auf, knallte die Tür zu und stürzte zu dem Jungen, um ihn zu stützen. Quinn hatte seinen Bund Gulmond fallen lassen und kramte eine Decke unter der Ofenbank hervor, um sie dem Jungen überzuwerfen.

Der Hustenanfall ließ inzwischen nach und mit einem rasselnden Geräusch kam der Besucher wieder zu Atem. »Helft uns!«, presste er hervor, bevor er bewusstlos in den Armen der Hexe zusammensank.

Zylla und Talare wälzten sich unruhig in ihren Betten.

»Bei allen Zwölfen, ich kenne den Jungen!« Deirdre schluckte merklich. »Das ist der Sohn des Fischers aus Ansvell.«

»Dann müssen die Kräuter warten«, sagte Aena und sah zu Quinn. »Hilf mir mit ihm hier. Er hat die Blaue Keuche, wir bringen ihn in unsere Hütte, fort von den beiden.«

*Die Keuche, alles nur das nicht*, dachte der junge Hexer und stemmte die Füße des Bewusstlosen hoch, um ihn mit seiner Schwester durch Regen und Schlamm in seinen Unterschlupf zu bringen. Er entzündete ein Feuer im Kamin und holte einige heiße Steine aus dem Ofen in der Hexenküche, um sie unter das Bett zu legen, damit sie den Jungen wärmten, bis der Kamin den kleinen Raum aufgeheizt hatte.

***

Aena war inzwischen wieder zurückgeeilt, um mit Deirdre zwei Kiepen mit allerlei Kräuterbündeln, Salbendöschen und irdenen Phiolen mit heilsamen Ölen und Tinkturen zu packen. In einer kleinen Truhe, eingeschlagen in schwarzes Öltuch, verstaute Aena die getrockneten Teile verschiedener Tiere und magischer Wesen, und auch ihren Kupferkessel, ein abgenutztes altes Ding voller Dellen und Grünspan, verzurrte sie fest auf den Traggestellen.

»Geh mit Aena, Quinn«, wandte sich Deirdre an den Hexer, als er zurück in die Hexenküche kam.

»Aber ich habe mich schon die ganze Zeit um Talare und Zylla gekümmert, ich kann sie jetzt nicht allein lassen.«

»Das tust du auch nicht, ich sorge bestens für sie. Aber du steckst seit Tagen hier fest. Du brauchst frische Luft, kleiner Bruder.«

Aena beobachtete den Wortwechsel nur einen Wimpernschlag lang, dann hakte sie harsch ein und wies auf die Tür. »Quinn, lauf in deine Hütte und hole Stab und Dolch. Ich habe hier noch zu packen. Schnell jetzt.«

Ihre zusammengezogenen Augenbrauen duldeten keinen Widerspruch, so schlüpfte er wieder hinaus.

»Einen Dolch?«, fragte Deidre.

»Wer weiß, wie die Leute reagieren, wenn die alte Vettel von einer Hebamme Quinn wiedererkennt und ihr Schandmaul aufreißt? Und du musst ihn auch noch dorthin schicken.«

»Ich dachte, es täte ihm gut, endlich aus dieser Hütte rauszukommen.«

»Aber nicht auf diese Weise. Was wenn einer dieser Leute im Fieberwahn auf die Idee kommt, wir hätten ihnen die Seuche auf den Hals gehetzt, hm? Was dann? Er hat noch nicht genug Erfahrung für so etwas.«

»Irgendwann wird er sich seiner Herkunft ohnehin stellen müssen. Warum nicht jetzt? Warum nicht die Situation ausnutzen?«

»Was ausnutzen?« Quinn war herein gehastet, stand mit seiner Dolchscheide am Gürtel und dem knapp zwei Schritt langen Stecken über der Schulter pudelnass im Raum und schaute fragend drein.

»Das restliche Tageslicht. Los, wir müssen uns beeilen«, warf Aena ein und ließ Deirdre mit offenem Mund stehen.

»Kannst du dich an deine letzte Flugstunde erinnern?«, fragte sie Quinn.

»Du sagtest, es wäre besser, bei Sturm am Boden zu bleiben.«

»Genau. Vergiss, was ich gesagt habe. Los jetzt!«

»Viel Glück!« Deirdre stand auf den hölzernen Stufen vor der Hütte und winkte den beiden nach.

Quinn und Aena sprangen über ihre Stecken, stießen sich vom Boden ab und jagten dem Dorf im Westen entgegen. Die Kröte Gara, kaum auszumachen im bodenlosen Matsch, sah ihrer Herrin nach, bis ihre Umrisse vor dem dunkelgrauen Himmel verblassten. Sie würde Aenas Verbindung zu den Kranken im Zirkel sein.

***

Im Flug rasten die Sümpfe in Schlieren aus Schlamm und Schilf unter ihnen vorbei. Die Wolkendecke ließ keinen Sonnenstrahl passieren und tauchte das Land in Grau. So mochte es Augenblicke oder auch Stunden gedauert haben, bis sich Quinn und Aena Dämme und Grachten zeigten und kurz darauf reetgedeckte Häuser, deren Kaminrauch mit dem Horizont verschmolz.

Sie landeten auf der Hauptstraße des Ortes, doch niemand streckte zur Begrüßung auch nur den Kopf aus dem Fenster. Auf einigen kleinen Koppeln standen völlig durchnässte Ziegen und Wollschweine, denen der Schlamm das Fell zu dicken Klumpen verklebte. Ohne die Neuankömmlinge eines Blickes zu würdigen, starrten die Tiere weiter in ihre leeren Futterraufen. Am Rand der Umfriedung lagen zwei reglose Körper halb im Schlamm versunken.

»Bei allen Göttern«, entfuhr es Quinn, als er die Fassung ob der Trostlosigkeit dieses Ortes wiedererlangt hatte.

»Die sucht man hier wohl vergebens. In der Hütte da brennt ein Feuer.« Aena zeigte auf ein Fachwerkhaus, aus dessen Schornstein sich eine Rauchfahne kräuselte. »Dort richten wir uns ein.«

»Wie machst du das nur?« Quinn legte seine Stirn kraus.

»Hier ist Beistand von einer festen Hand nötig. Mitleid hilft diesen Leuten nicht. Und Mitgefühl zeigst du am besten durch das, was du tust. Also an die Arbeit. Aber halt dich von der Kapelle fern, hörst du? Schwester Mendoza schätzt unsere Kunst nicht.«

Quinn klopfte mit seinem Stecken gegen die Eichenbohlentür. Der Regen schluckte die meisten Geräusche, sodass von drinnen nichts zu hören war. Auf ein zweites, vernehmlicheres Klopfen antwortete eine dünne Männerstimme.

Der Türriegel scharrte zurück und aus dem Dunkel der Stube schob sich ein Gesicht mit struppigem Bart und dicken Augenringen hervor. »Was wollt ihr? Geht besser, so lange ihr noch ...« Der Mann fuhr sich mit der Rechten übers Gesicht. »Wartet. Ihr seid eine der Kräutersammlerinnen aus dem Sumpf. Peraine sei gepriesen, Will hat euch gefunden. Wie geht es ihm? Bitte, bitte kommt herein.« Er trat zurück und zog die Tür ganz auf.

Den beiden Hexen quoll der beißende Geruch von Siechtum entgegen, der aus der Mischung von abgestandener Luft, Fieberschweiß und ungewaschenen Leibern entsteht.

»Der gütigen Mutter sei tausendfach gedankt, ihr guten Leute. Bitte, bitte folgt mir. Eure Kiepen könnt ihr hier abstellen, ihr habt sicher schwer getragen.« Er wies auf eine Ecke des engen Flurs. »Was ist mit meinem Sohn?«

»Er kam völlig entkräftet bei uns an, aber bei unserer Schwester ist er in guten Händen. In ein paar Tagen hast du ihn zurück.« Aena versuchte Gewissheit in ihre Stimme zu legen, aber Quinn fühlte ihr Zögern.

»Die Götter seien gepriesen! Gute Schwester, nun bitte, meine Frau fiebert so schlimm. Ich hab schon alles versucht, bin bei dem Wetter sogar raus und hab frische Egel aus dem Sumpf geholt. Das schlechte Blut muss doch raus, nicht? Und wo sind eigentlich meine Manieren, verzeiht es mir bitte, Davert, mein Name, Davert Welzelin.« Er machte einen Diener. Quinn und seine Schwestern kannten die meisten Menschen im Dorf. Vermutlich stellte der Fischer sich nur vor, um irgendetwas sagen zu können.

Aena, Quinn und ihr Gastgeber standen inzwischen im Schlafzimmer des Hauses. Im Ehebett ruhte auf einem Sack voll Stroh eine Frau von gut dreißig Sommern. Ihre Haut war fahl und gerötet vom Fieber, die Lippen schimmerten blau und das Rasseln ihres Atems füllte die Stille. Ein Netz geplatzter Äderchen zog sich durch ihre verquollenen Augen, die sie starr zur Decke richtete.

In der hintersten Ecke des Raumes standen neben einem Bett mit löchrigen Decken eine Wiege und ein kleines Bettchen, in denen keine Strohsäcke mehr, wohl aber hölzerne Puppen lagen.

»Wie heißt deine Frau?« Quinn legte dem Mann eine Hand auf die Schulter.

»Alle hier rufen sie Rike, aber ihr Name ist Harika. Bei den Göttern, sie und Will sind alles, was mir geblieben ist. Bitte, ihr dürft sie nicht auch noch gehen lassen.« Der stämmige Fischer presste die Lippen zusammen und schluckte schwer. »Der Herr Boron hat von diesem Haus genug geholt.«

Quinn wandte sich dem übermüdeten Mann zu und setzte seinen zuversichtlichsten Blick auf. »Wir werden für Harika tun, was in unserer Macht steht. Du brauchst dich nicht mehr sorgen, das verspreche ich dir.«

»Und braucht ihr dafür irgendetwas? Ich kann doch hier nicht tatenlos herumstehen, sie braucht mich doch jetzt. Aber wo ihr jetzt hier seid, könnte ich kurz gehen und eins der Tiere schlachten. Erst neulich hab' ich gehört, dass die Leber von 'nem Ziegenbock Krankheiten fortnimmt? Man könnte es doch ...«, schlug Davert vor und knetete seine Hände.

»Davert, du bist ein tapferer Mann. Aber dies hier ist unsere Kunst.« Aena sprach voller Wärme in ihrer Stimme und legte ihm eine Hand auf die Schulter. Quinn sah, wie sie hinter ihrem Rücken Zaubergesten formte, die seine ÄNGSTE LINDERN würden. »Deine Verantwortung liegt bei deinem Hof, und ohne Vieh übersteht ihr den Winter nicht. Ob mit oder ohne Seuche, ist dann ganz gleich. Eure Schweine und Ziegen sterben dort draußen und ihr habt im Frühjahr nichts zu essen. Also geh und versorge die armen Wesen. Wir lassen deiner Frau alle Hilfe zukommen, die wir zu geben imstande sind. Hilf du solange den anderen im Dorf«, sagte sie und zog ihre Hand mit einem mitfühlenden Blick von der Schulter des Fischers. Quinn erinnerte sich an ihre Unterweisungen in der Heilkunst. Ein Zauber zur rechten Zeit wäre gewöhnlich wirkungsvoller, wenn der Verzauberte gar nichts davon mitbekäme, hatte sie gesagt.

Als sie ausgesprochen hatte, straffte sich der Fischer und brachte so etwas wie ein Lächeln zustande. Er setzte zu Widerworten an, schluckte sie dann aber doch hinunter und nickte. »Wenn Ihr es wünscht, ziehe ich mich zurück. Ich sehe dann mal nach Grumpens Tieren. Er hat gestern Nacht seine Älteste begraben müssen, heute Morgen waren sie alle mit Sack und Pack verschwunden.« Vor der Haustür wandte er sich noch einmal um. »Aber bitte, wenn ich etwas tun kann, ich bleibe in Rufweite.« Er drückte das Kreuz durch und verschwand in das Unwetter.

»Gut, weg ist er. Hier braucht niemand zu sehen, wie wir kochen.«

Quinn machte sich daran, den Inhalt der Kiepen auszupacken und einen Kessel mit Wasser über das Feuer zu hängen.

Aena verteilte unterdessen den Inhalt eines der Salbentöpfchen auf der Brust der Kranken. »Was gibst du hinein?«, fragte sie, als Quinn die Kräuter für den Tee vorbereitete.

Er wies auf das hölzerne Brett vor ihm, auf dem er drei gleichgroße Häufchen aufgeschichtet hatte. »Traschbart, Hollbeere und Gulmond, wie Mutter es gezeigt hat.«

»Nimm vom Gulmond nur eine Winzigkeit. Gibst du ihnen zu viel, überdeckt er die Hollbeere und raubt ihnen den Schlaf. Wir wollen sie nur etwas kräftigen, damit sie sich besser gegen die Krankheit wehren können.«

Quinn brummte eine Bestätigung und wog den Gulmond mit zitternden Händen neu ab.

***

Aena setzte ebenfalls ihren Kessel über die Flammen und schöpfte Wasser aus dem Fass an der Küchenzeile hinein. Sie bediente sich aus den Vorräten der Familie Welzelin und bald brodelte in ihrem Topf eine herzhaft duftende Suppe aus Gemüse und Fisch. *Nur noch abschmecken*, dachte sie und holte das eingeschlagene Kästchen. Heraus kramte sie eine Phiole mit zu braunem Pulver getrocknetem Krötenschleim und eine Holzdose voller Spinnen-

beine, deren Inhalt sie vorsichtig in die Suppe streute, woraufhin sie einmal kräftig aufwallte. Zuletzt ließ die Hexe eine borkige Kugel, die einst der Karfunkel eines Baumdrachen gewesen war, unter hastig aufgesagten Zauberformeln hinein gleiten. Die Suppe kochte und blubberte, Spritzer ergossen sich über den Boden, verbrannten Aenas Hand, und der Kessel glühte einen Herzschlag lang golden auf.

Erschrocken sprang Quinn Aena zur Seite, doch Kessel und Inhalt hingen bereits wieder so langweilig über dem Feuer, wie ein Eintopf eben nur sein konnte, und Aena leckte sich die Suppenspritzer mit einem zufriedenen Lächeln von der Hand.

»Baum und Borke, so habe ich deine Süppchen ja noch nie wüten sehen«, kommentierte Quinn erstaunt.

»Ich brauchte sie auch noch nie so dringend wie jetzt. Bring mir ein Tuch, ich will es im Dorf verteilen, aber der Henkel ist heiß.«

»Lass mich das übernehmen, bitte. Ich ... dieses Haus ist nichts für mich. Die leeren Betten ... Aena, ich bringe die Suppe zu den anderen Leuten.«

Ihr Blick verfinsterte sich. Irgendwann wird er sich seiner Herkunft ohnehin stellen müssen, erinnerte sie sich an Deirdres Worte und seufzte. »Also gut. Ich bin hier, wenn du etwas brauchst.«

***

Quinn verließ das Haus des Fischers mit dem Suppenkessel und einer Kanne voll Tee. Allein für Harika und Davert hatte er etwas zurückgelassen. Zuerst wollte er sich auf Bauer Grumpens Hof gegenüber vergewissern, dass dort wirklich niemand zurückgeblieben war. Außer den Spuren eines überhasteten Aufbruchs und dem gelegentlichen Schluchzen des Fischers, der sich auf der Koppel mit dem übrigen Vieh abmühte, fand er jedoch nichts weiter vor und trat wieder auf die Straße.

Inzwischen kam etwas Leben in das Örtchen und in einigen Häusern war Lichtschein zu erkennen. Aus Türspalten und spärlich geöffneten Fensterläden starrten neugierige Augen auf Quinn mit seinem Kessel, dessen Inhalt in der Kälte dampfte. Der Ort bestand nur aus wenigen Häusern und an einigen Stellen hatte das Moor den Hauptweg, Vorgärten und Hinterhöfe überschwemmt. Kalter Niesel peitschte Quinn entgegen und lastete ebenso auf seiner Stimmung wie die kaum zu deutenden Blicke der Menschen mit ihren grauen Gesichtern in ihren grauen Häusern. Drückende Fragen drängten sich in seine Gedanken: *Wohin gehe ich zuerst? Wollen die überhaupt, dass wir hier sind? Ich hätte Aena gehen lassen sollen*.

Schließlich entschied er sich, einfach ein Haus nach dem anderen zu besuchen. Er trat vor die nächste Hütte und räusperte sich.

Kurz darauf erschien ein Mädchen von kaum mehr als zehn Sommern mit blondem Wuschelhaar, schmutzigen Wangen und einer zerfledderten Puppe und sah ihn aus großen Augen an. »Wer bist du?«

»Ich bin Quinn und ich möchte dir helfen. Wie heißt du, meine Kleine?«

Das Mädchen zog sich ein Stück weit ins Haus zurück und schaute auf ihre Füße. Sie schien einen Augenblick mit sich zu ringen, dann trat sie wieder einen Schritt vor. »Ich bin Caya. Hilfst du meiner Mama und Nella? Und Myra und Reto?«

»Sind das deine Geschwister? Ich habe Suppe für sie. Darf ich eintreten?« Er hielt den Kessel hoch.

Das Mädchen verschwand daraufhin wortlos. Quinn hörte ihre hölzernen Schlappen auf dem Holzboden klappern.

Einen Augenblick später rief die Kleine von drinnen: »Mama spricht nicht mehr, aber sie hat genickt. Du kannst reinkommen.« Der Klang der Kinderstimme erschien Quinn geradezu unwirklich in der durchweichten Herbstristesse.

Das Haus bestand aus einer Küche und einer Stube, in deren Kamin ein qualmendes Feuer am feuchten Holz leckte. Auf dem Sims bemerkte er eine sauber zusammengelegte Weibelschärpe der Lowanger Bürgerwehr mit silberner Fibel und rostbraunen Flecken. Auf dem Bett in der Stube lag eine junge Frau mit drei schlafenden Kindern neben sich. Alle hatten sie blaue Lippen und graue Gesichter, aber die Mutter wirkte stark und ihre Kinder fieberten nicht. Quinn war sich sicher, dass sie es mit ein wenig Fürsorge schaffen würden, und so reichte er ihnen Suppe, Tee und Salbe und überließ ihr eine Birkenrindendose mit einer kleinen Menge Pastillen gegen die Schmerzen.

Quinn besuchte ein Haus nach dem anderen und fand in jedem einzelnen Erkrankte vor. Kaum eine Familie hatte noch keine Angehörigen an die Keuche verloren. Auf dem künstlich trocken gelegten Boronsacker zeugten siebzehn frische Erdhügel mit zerbrochenen Rädern aus Schilfrohr von dem Martyrium, das die kleine Gemeinde ergriffen hatte. Immer wieder eilte Quinn zu Aena und rief sie zu besonders schlimmen Fällen, denn ihre Kunstfertigkeit in der Heilkunde suchte ihresgleichen. Er verabreichte unterdessen Kräutersude und Heilsüppchen, erklärte denen, die noch für ihre Angehörigen sorgen konnten, welche Kräuter halfen und welche eher schadeten. Er trug Salben auf, legte kalte Wickel gegen das Fieber und um die Schwellungen im Hals zu lindern und half einer jungen Familie bei der Versorgung ihres erst wenige Monde alten Kindes.

Niemals legte er dabei seine Handschuhe ab und verwies bei Fragen wegen dieses seltsamen Verhaltens auf heilkundliche Erfordernisse.

Stunden verstrichen unter der Fürsorge für die Kranken und Madas Mal stieg als matter Schimmer hinter den Wolken empor. Kein Stern leuchtete über Ansvell und das Prasseln des Regens zerriss die nächtliche Stille. Die Entbehrungen der vergangenen Tage zehrten an Quinn. Sein Magen knurrte und seine Lider wurden schwer, sodass er selbst vom Heilsüppchen aß und lustlos an dem Gulmondtee schlürfte, den Aena ihnen bereitet hatte. Das bittere Gebräu ließ seine Kräfte tatsächlich neu erwachen, aber sein Geist fing dennoch an, sich gegen all das Leid, dessen er an diesem Tag gewahr wurde, zu wehren. Er sehnte sich nach seinem Bett und wünschte sich nichts mehr als zu schlafen.

Die Aussicht auf eine kurze Pause, nachdem er mit dem Schrein der Peraine das letzte Haus des Dorfes besucht hatte, ließ Quinn sich straffen. Er zog seine Schultern zurück, dass es in den Wirbeln knackte, und stapfte mit dem inzwischen mehrfach aufgewärmten und erneut mit den Ingredienzen aus Aenas Schatulle angereicherten Süppchen auf das kleine Gebetshaus zu. Aena hatte ihn angewiesen, das Gebäude zu meiden, aber irgendjemand musste nach der alten Akoluthin sehen. Sicher wäre die Hexe dankbar, wenn sie diese leidige Aufgabe nicht mehr übernehmen müsste.

Auf sein Klopfen öffnete niemand. Er umrundete das kleine Gebäude, konnte jedoch keinen Lichtschein erkennen. So drückte er die bronzene Klinke sachte herab und trat ein.

Drinnen umfingen ihn die Kälte eines ungeheizten Gemäuers und der Geruch von Äpfeln, Stroh und Alter. Die Mischung wollte nicht recht zusammenpassen, kribbelte in der Nase und brachte ihn zum Niesen. Kurz darauf ertönte aus der Tür hinter dem Altarraum ein Husten, und Quinn ging um den mit allerlei Erntefrüchten beschnitzten Holzblock herum, drückte auch hier die Klinke und fand sich in einem dunklen Raum wieder. Das rasselnde Schnarchen einer alten Frau durchdrang das Schattenspiel, das sein FLIM FLAM an die Wände warf. Auf einem einfachen Strohlager ruhte die Greisin unter mehreren Wolldecken. Einige waren von ihrer Schulter gerutscht und offenbarten das grüne Ornat der Perainekirche. Quinn räusperte sich, um sie zu wecken, die Alte rührte sich jedoch nicht.

»Hallo? Peraine zum Gruß«, versuchte er, sie anzusprechen, doch er erhielt keine Antwort. Er legte ihr die Hand auf die Stirn und zuckte auf der Stelle zurück. Die Frau vor ihm glühte im Fieber. Aena hatte er erst vor wenigen Augenblicken zur Familie des Zimmerers geschickt, er konnte sie nicht schon wieder herbeirufen. Nein, das würde er allein bewältigen müssen.

Quinn setzte seine Arzneien auf dem Tisch in der Kammer ab und holte aus dem Vorraum kühles Wasser aus einem Fass, in das er einige Tücher legte. Er schlug vorsichtig die schweren Decken zurück, worauf der ausgemergelte Leib der Alten zu zittern begann. Die kalte Nacht und die durchnässten Handschuhe vertrieben jedes Gefühl aus Quinns Fingern. So vergewisserte er sich, dass die Predigerin fest schlief, legte die Handschuhe ab und rieb seine Finger, bis sie kribbelten. Mit dem kleinsten Tuch begann er, ihre Beine abzutupfen, damit sie von dem kalten Wickel keinen zu großen Schock bekäme.

Die Kälte schien sie jedoch selbst durch ihr Fieberdelirium zu spüren, denn sie begann sich auf ihrem Lager hin und her zu werfen und unverständliche Silben zu brabbeln. Immer wieder glaubte Quinn in dem Gestammel Satzfetzen zu erkennen.

»Fort ... nein, nein, fort mit dir ... fort aus dieser Welt ... fort, Dämonenbalg!«

Quinn schrak zusammen, ließ sich aber in seiner Arbeit nicht beirren. Wissend, dass ein alter Mensch das Fieber nicht lange aushalten würde, fuhr er fort, Wickel an ihre Beine zu legen.

Kaum hatte er den ersten Umschlag festgesteckt, fuhr die Akoluthin schweißgebadet hoch und starrte Quinn aus trüben, aber weit aufgerissenen Augen an. Ihr Blick bohrte sich in ihn, maß ihn, erkundete jeden Spann seines Gesichts und seiner Haut. Furcht nistete sich in Quinns Innereien ein und machte ihm selbst das kleinste Zucken unmöglich. Unfähig auch nur einen Finger zu rühren sah er der Greisin entgegen und fühlte die Welt um sich herum innehalten. Ihre Pupillen wanderten seinen Hals hinab, über die zerschlissene Weste, an den wegen des Wassers hochgekrempelten Ärmeln entlang und hafteten an seinen Handrücken. Seit seiner Geburt zierte sie dunkelgrüne Haut voller brauner, dicker Pusteln, mal trocken und rissig, mal glitschig feucht, mit einem Vorbild in der Natur irgendwo zwischen der Haut einer Koschkröte und dem Gesicht eines Opfers der Zorganpocken.

Der verdorrte Mund der Alten öffnete sich und ein Faden getrockneten Speichels spannte sich zwischen ihren Lippen vor den lückenhaften Kiefern. »Lass ab von mir, du scheußlicher Wiedergänger! Asfalothbrut! Zurück in die Niederhöllen mit dir, elendes Untier!« Sie schrie aus heiserer Kehle. Unter Aufbietung aller Kraft hob sie den rechten Arm und richtete ihren dürren Zeigefinger auf Quinn. »Ich habe dich vom Antlitz dieser Welt gebannt! Ich habe dich eigenhändig zurückgeschleudert in die dunklen Sphären, aus denen du gekro-

chen kamst. Du solltest nicht hier sein, du darfst, du kannst nicht hier sein! Du solltest in den Sümpfen verfaulen! Du bist nicht wirklich da! Du warst die Inkarnation der Schande, die deine Mutter auf sich geladen hat, und mit dir habe ich sie von ihr genommen! Du kannst nicht hier sein! Nicht hier, auf gesegnetem Boden!« Ihre Stimme überschlug sich, sie verschluckte sich und rang röchelnd nach Luft. »Fort! Fort mit dir, du Scheusal! Fort, Dämonenbalg!« Sie krächzte mit ersterbender Stimme in die Nacht, dann sank sie hechelnd und vollkommen entkräftet auf ihr Lager und dämmerte in gehetzten Schlaf.

Quinn stand blass wie das Madamal vor dem Strohbett und hörte in der plötzlichen Stille sein Herz gegen seine Brust hämmern. Seine Finger zitterten und das Tuch fiel in den Staub, doch er bemerkte es nicht. In seinem Innern drängten all die Fragen nach oben, die er sich sein Leben lang gestellt hatte und auf die er von den Hexen nie eine wirklich befriedigende Antwort erhalten hatte. Vor seinem Geist rasten all die Bilder vorbei, die die Erzählungen seiner Schwestern und Mutter Talares in ihm hatten wachsen lassen. Er sah seinen Vater, wie er mit seinem Floß im Svellt ertrank, kurz bevor seine Mutter im Kindbett unter Talares Händen verblutete.

*Waren das alles Lügen gewesen? Was wenn die Alte die Wahrheit sagt, wenn ihr Gerede nicht bloß ein Fiebertraum ist? Lebt meine Mutter noch? Erinnert sie sich an mich, trauert sie womöglich? Gibt es einen Mann, der sich ausmalt, wie es gewesen wäre, mich aufwachsen zu sehen? Ist Quinn überhaupt mein Name? Wieso hat Aena mir das alles verschwiegen?* Die Gedanken überschlugen sich in seinem Kopf, hielten sein Herz im Klammergriff, fegten die Liebe, die er sein Leben lang von den Hexen erfahren hatte, beinahe davon. Auf einmal wirkte die Welt so unendlich schwer und er wollte nichts als Schlafen, in der Dunkelheit verschwinden, die sein verlöschender Zauber hinterlassen hatte, sich hinlegen, hier und jetzt, und loslassen, entschlummern und in einer wieder geordneten Welt erwachen.

Das Donnern der gegen die Wand geschlagenen Tür riss Quinn aus seiner Lethargie, seine nachgebenden Knie fanden Halt und er fuhr herum. Vor ihm stand Aena, bespritzt mit Schlamm bis zur Hüfte, und leuchtete ihn mit ihrem FLIM FLAM an.

»Quinn! Bei der Erde, geht es dir gut?«

Er starrte die schöne, rothaarige Frau an, mit der er so viele Erinnerungen teilte, versank in ihren blauen Augen und fühlte die Frage sich als feurigen Schmerz seiner Kehle entringen: »Warum, Aena?«

Sie hastete ihm entgegen, fing seinen kraftlosen Leib auf und drückte ihn an ihre Schulter. Ihre Hand strich sanft und zitternd durch sein Haar. Ihre Wärme, die Liebe, die sie ihm gab, ließ sein Herz überschießen. Tränen mischten sich mit dem Regen in Aenas Gugel.

»Weil ich es nicht übers Herz brachte, dir deine Geschichte zu offenbaren. Ich dachte, es wäre noch Zeit. Deirdre wusste es besser, aber ich habe mich der Hoffnung hingegeben, dass hier alles gut gehen würde. Quinn, es tut mir so leid. Du solltest alles erfahren, aber doch nicht auf solche Weise. Es tut mir so unendlich leid.«

Er spürte, wie ihr Körper zitterte, wie sie gegen die Tränen kämpfe.

»Dann sagt sie die Wahrheit?« Quinn riss sich los, atmete schwer. Sein Blick raste im Raum umher, suchte einen Ausweg, doch vor der einzigen Tür stand seine Schwester. Er wollte fliehen, fort von diesem Ort. *Was hatte die Alte gesagt? Dämonenbalg? Bin ich eine Gefahr für alle anderen?*

Mit dem Blick einer Wölfin, die ihr Junges verteidigt, schrie sie ihn an: »Denk nach! Wie kannst du das Geschwätz dieser vergeistigten alten Vettel glauben? Hat sie dir auch erzählt was sie mit dir gemacht hat? Wie sie dich im Sumpf zurückgelassen hat?«

Quinn konnte kaum atmen. Sein Herz donnerte in der Brust und er schluckte, um den Druck von seiner Kehle zu nehmen, doch es half nichts. Seine Zunge formte nicht einen einzigen Laut, nur seine Augen flehten darum, seine Welt wieder zu ordnen.

Die Hexe atmete hörbar aus. »Also gut«, sagte sie und berichtete, was vor fünfzehn Jahren in Ansvells Gebetshaus geschehen war. Nachdem sie geendet hatte, herrschte einige Zeit Schweigen. Quinn starrte an einen Punkt weit hinter ihr.

Schließlich brach Aena die Stille. »Bei der Erde und allem was uns eint, verurteile uns nicht. Quinn, du hast diese unglaubliche Gabe. Die Kraft brennt in dir, wie ich es in noch keinem anderen Wesen gesehen habe. Es muss einen Grund geben, aus dem wir zueinander gefunden haben. Irgendeinen.« Tränen rollten über ihre Wangen.

»Vielleicht gibt es den«, sagte er mit belegter Stimme. Sein Blick wanderte zu Mendoza und Adlerkrallen wuchsen aus seinen Fingern.

»Nein!« Aena riss ihn zurück.

»Doch! Sie verdient nichts anderes!« Quinn schrie sie an, entwand sich, rammte sie mit der Schulter zur Seite und sprang wieder zu der Schlafenden.

Aena bekam seine Gugel zu fassen, zerrte ihn in einem Halbkreis herum und rief die KRAFT DES TIERES an. Quinn fand gerade sein Gleichgewicht wieder, da schlug sie ihm so hart mit der flachen Hand ins Gesicht, dass er zu Boden ging.

Die Adlerkrallen zogen sich ein. Für einen Moment blieb er liegen, die Stirn gegen den kühlen Boden gepresst. Leise weinend stemmte er sich hoch und lehnte sich an die Wand. »Und jetzt?«

»Gehen wir nach Hause. Aber zuvor hast du noch Arbeit zu verrichten.«

Er schluchzte. »Ich kann das nicht. Nicht nach allem, was sie getan hat.«

»Sie stirbt ohne dich. Willst du das auf dich laden? Willst du leben wie sie?«

»Sie hat von mir gesprochen. Im Schlaf.« *Es verfolgt sie bis heute,* dachte er voller Schauder und griff zu seinen Salben.

***

»Ferinde Mendoza ist ein verbittertes Weib. Das war sie schon immer. Die Götter allein wissen, wie die gütige Peraine solch einen Menschen als ihre Dienerin annehmen konnte«, sagte Mutter Talare mit schwacher Stimme und stemmte sich im Krankenbett hoch.

Aena trank einen Schluck Tee und sah zu der Alten. »Vielleicht, um ihr eine Perspektive zu geben.«

»Wenn, dann hat sie sie nicht gut genutzt. Sie hat damals versucht, mich umzubringen, und hätte sie noch die Kraft dazu gehabt, hätte sie es wieder getan. Wie machst du das, Mutter?«

»Was?«

»Den Menschen trotzdem helfen. Wir hausen hier im Sumpf, weil sie uns andernorts davonjagen. Sie scheren sich einen Dreck um uns, bis sie nicht mehr weiter wissen. Dann krähen sie nach Hilfe und danken es uns mit altem Brot. Es muss doch mehr geben als das.«

Talare legte ihre Hand auf Quinns, und ihm fiel auf, welche Spuren das Alter an ihr hinterlassen hatte. Die dünne Haut ihrer Handrücken, voller Falten und dunkler Flecken, ließen sie zerbrechlich erscheinen. Dabei wusste er um die Macht, die ihren Zaubern innewohnte.

»Mein lieber Quinn, Undank wird nur allzu oft dein Lohn sein. Und doch musst du die Güte in deinem Herzen bewahren. Eine Zeit kündigt sich an, da der Mut eines Einzelnen, das Richtige zu tun, die letzte Hoffnung für Viele sein kann. Sturmwolken ziehen auf, die die Ordnung, wie wir sie kennen, hinwegzufegen drohen. Das Fallen der Sterne kündigt sie an, wie die fallenden Blätter den Herbst.«

RvB
2018

# Auserwählt I

von Fred Ericson

*Grafschaft Honingen, Albernia, im Peraine 1041 nach Bosparans Fall*

Silbernen Kristallen gleich stach das Licht des Madamals in Kendras Kammer und wandelte die Schwärze der Nacht in kühles, trostloses Blau. Tränen rannen ihr über die Wangen, fanden ihren Weg entlang der tiefen Narbe, die ihr ein splitternder Schild beschert hatte, und benetzten ihre Lippen.

Was stimmte nicht mit ihr? Sie sollte doch glücklich sein! Ihr Ritterschlag lag keine Woche zurück, die qualvolle Knappenzeit war endlich vorbei. Wie sehr hatte sie den Tag herbeigesehnt, an dem die ständigen Reisen an der Seite ihres Schwertvaters ein Ende finden würden. Nicht wegen ihm, denn er war ihr ein guter Lehrmeister und väterlicher Freund gewesen, sondern wegen all der anderen. Stets war sie eine Außenseiterin geblieben, die von den Jungadligen im besten Falle ignoriert wurde. Egal wie sehr sich ihr Schwertvater bemüht hatte, sie blieb ein Trampel. Tanz, Konversation oder Jagd – immerfort war es ihr gelungen, den Spott der anderen auf sich zu ziehen. Die Vorstellung, ihr Leben am Hof eines fremden Adligen oder in einem der Ritterorden zu verbringen, machte ihr Angst. Dort schien kein Platz für eine wie sie.

Und nun, da sie endlich heimgekehrt war, musste sie feststellen, dass nichts so war, wie in ihrer Erinnerung. Die Burg ihrer Familie war bereits kurz nach Beginn ihrer Knappenzeit einem anderen Haus zugesprochen worden. Ihre Mutter habe Aufständischen im Bürgerkrieg Unterschlupf gewährt, so die Anklage. Nur der Gnade der Honinger Gräfin war es zu verdanken, dass das Urteil nicht härter ausgefallen war. Kendras Schwertvater hatte dafür Sorge getragen, dass ein alter Turm am Rande des wenige Seelen zählenden Örtchens Schattenhang

hergerichtet wurde, um als neues Domizil der Familie zu dienen. Doch dieses neue *Heim* erschien ihr düster und trostlos. Sie konnte nur erahnen, wie schlimm das alles für ihre Mutter gewesen sein musste. Die Tochter in der Ferne und des Familiensitzes beraubt hatten die letzten Jahre tiefe Furchen in das schmale Gesicht gegraben, das Kendra so fröhlich in Erinnerung geblieben war. Eine ungewohnte Distanziertheit hatte ihr Wiedersehen überschattet. Nahm ihre Mutter ihr Übel, dass sie in diesen schrecklichen Jahren nicht an ihrer Seite gestanden hatte? Oder lag es daran, dass Kendra ihrem Vater so ähnlich sah, dass ihr Anblick den überstanden geglaubten Seelenschmerz erneut entfachte?

Kendras Blick glitt zu dem Gemälde, das ihren Vater in voller Rüstung zeigte. Mit seiner roten Lockenmähne, der breiten Nase und den kräftigen Kieferknochen wirkte er wie ein Löwe, und nach dem, was ihr Schwertvater erzählt hatte, hatte er Rondras heiligem Tier nicht nur äußerlich geglichen. Wie wäre das Leben ihrer Familie wohl verlaufen, wenn er nicht am Tage ihrer Geburt an der Trollpforte verschollen wäre? Vermutlich war er tot, doch hatte man seinen Leichnam nie gefunden, was ihrer Mutter den endgültigen Abschied verwehrte.

»Kenni?«

Ihr Kopf ruckte zum Fenster, von dessen Sims sich gerade ein Schattenumriss von der Größe eines Kleinkindes in ihr Zimmer herabließ. Mit offenstehendem Mund beobachtete sie, wie das Wesen leise quiekend auf dem Hintern landete und sich ungelenk wieder aufrappelte. Der runde Kopf mit den Knopfaugen … der fellbedeckte Körper … eine Weste mit großen Hornknöpfen …

Sofort sprang sie aus dem Bett. »Marmotil!« Sie ging in die Knie und schloss den Murmeltierbiestinger in die Arme. Diesmal waren es Tränen des Glücks, die sie vergoss. »Wo warst du all die Jahre?«

Der Biestinger stieß ein protestierendes Quieken aus, beruhigte sich aber sofort, als sie ihn im Nacken zu kraulen begann. Während sich Marmotil in ihren Armen räkelte, atmete sie tief den Geruch getrockneter Frühlingsblumen ein, den sein Fell verströmte und der sie an ihre Kindheit erinnerte. »Oh, Marmotil, ich dachte schon, dass ich mir als kleines Mädchen nur eingebildet hatte, dass es dich gibt. Wo bist du bloß gewesen?«

»Wieso Marmotil?« Das pelzige Geschöpf entwand sich ihrer Umarmung und stemmte die Hände in die pummeligen Hüften. »*Du* warst auf einmal weg!«

»Ich musste …«

Der Biestinger winkte ab. »Marmotil weiß, Kenni. Hat deine Mutter belauscht. Marmotil weiß alles!« Er nickte wichtigtuerisch. »Jetzt bist du wieder da, Kenni, und das ist gut. Sie braucht dich!«

»Wer braucht mich? Wofür?«

»Briaghella! Ihr Reich, meine Heimat … wir erwarten dich. Wird Zeit, das Erbe deines Vaters anzutreten. Komm, Marmotil bringt dich zu ihr. Müssen in den Wald.«

»Jetzt? Es ist mitten in der Nacht?«

Der Biestinger watschelte bereits zur Tür. »Natürlich, Kenni.«

***

Das Erste was Kendra spürte, als sie aus dem Tunnel kroch, den Marmotil im Wald gegraben hatte, war Kälte. Jedoch keine unangenehme, beißende Kälte, sondern eine belebende Kühle, die sie sanft umfing. Noch auf allen Vieren kauernd sog sie gierig die Luft ein, um den modrigen Hauch des stickigen Gangs aus ihren Lungen zu vertreiben. Entkommen aus der Enge unter dem Erdreich genoss sie die frische Brise, die sie umwehte und ihre roten Locken tanzen ließ.

Erst während sie sich aufrappelte, bemerkte Kendra, dass sie die ganze Zeit über die Augen geschlossen gehalten hatte. Zögerlich öffnete sie die Lider.

Eine hügelige Graslandschaft, eingerahmt von schneebedeckten Gebirgszügen, erstreckte sich vor ihr. Blumen, die eigentlich im Frühling blühen sollten, tauchten die Wiesen in Gelb, Blau und Rot. Dicke Hummeln, Schmetterlinge und einige Blütenfeen flogen durch das Farbenmeer. Vereinzelte Säulen aus Kristall – von doppelter Mannshöhe und durchscheinend rosa gefärbt – ragten aus dem Grund.

»Komm, Briaghella wartet!« Marmotil zupfte an ihrem Wams und deutete mit dem Schnäuzchen in Richtung eines der Hügel. »Dahinten!«

Leichter Schneefall setzte ein, während sie dem Biestinger folgte. Die filigranen Flocken führten einen schwungvollen Tanz im Wind auf, als wollten sie Kendra auf ihre eigene Art willkommen heißen.

»Mir kommt das alles hier so vertraut vor, Marmotil.« Fasziniert betrachtete sie eine der Kristallsäulen, in deren unmittelbarer Nähe sie den Hügel hinaufstiegen. Der Kristall war aus einem einzigen Stück gewachsen. Faustgroße Öffnungen verteilten sich auf seiner Oberfläche und führten ins Innere. Gerade als sie sich fragte, ob diese Löcher einen Zweck erfüllten, schlüpfte eine blauhaarige Blütenfee daraus hervor. Das zierliche, elfengleiche Wesen entfaltete bläulich durchscheinende Flügel, schwirrte auf sie zu und umrundete sie mehrfach. Sein hohes Stimmchen redete in einer ihr unbekannten Sprache auf sie ein. Kendra konnte den Blick nicht von der Fee nehmen. Ihr Körper erweckte den Eindruck, als sei er aus feinstem Unauer Porzellan gefertigt. Alles an ihr wirkte elegant, grazil … und Kendra kam sich neben ihr wie ein Abilachter Fleckvieh vor.

»Sie sagt«, wandte sich Marmotil an Kendra, »dass du beim letzten Mal kleiner als Marmotil gewesen bist.«

Die Fee kam nun ganz dicht und gab ihr einen Kuss auf die Wange, der sich anfühlte, als würde eine Schneeflocke auf ihrer Haut schmelzen. Dann flog das Wesen fort.

Kendra schaute ihr noch eine Weile nach. »Das heißt … ich habe das nicht geträumt? Ich bin schon hier gewesen! Wieso kann ich mich nicht richtig erinnern?«

Der Biestinger setzte seinen Weg fort. »Warst klein. Ihr Menschen vergesst schnell.« Das Murmeltier nickte gewichtig. »Marmotil erinnert sich immer.«

Nachdem sie die Hügelkuppe erreicht hatte, tauchte in einer Meile Entfernung ein kristallenes Lustschloss auf. Dutzende Türme in milchigem Weiß oder zartem Rosa schraubten sich in die Höhe. Schmale Brücken, auf denen sie kleine Gestalten erkennen konnte, spannten sich dazwischen auf. Das zerbrechlich wirkende Bauwerk glitzerte im Licht – doch erst jetzt bemerkte Kendra, dass die Praiosscheibe überhaupt nicht zu sehen war. Während sie irritiert und vergeblich den Himmel absuchte, zupfte Marmotil sie am Ärmel.

»Schau, Kenni, das da unten ist dein Teich. Gleich neben dem Kristallgarten.«

Mit zusammengezogenen Brauen starrte sie erst den Biestinger an und dann auf die von ihm gewiesene Stelle. Unterhalb des Schlosses, auf der ihnen zugewandten Seite, ragten hunderte Kristallsäulen aus dem schneebedeckten Grund. Angeordnet zu drei ineinander liegenden Ringen nahm ihre Höhe nach innen hin zu. Verwirrt beobachtete sie die Schneeflocken, die streng der Kreisbahn der Kristalle folgten, ohne an Höhe zu verlieren. Noch merkwürdiger war jedoch, dass der Wind, der über dem mittleren Säulenkreis wehte, die Schneeflocken in entgegengesetzte Richtung im Kreis trieb.

Behufte Biestinger mit dem Kopf von Steinböcken patrouillierten im äußersten Säulenring. Sie zählte sechs dieser Wächter, die mit silbernen Brustpanzern und Rundschilden gerüstet waren. Streitkolben baumelten an ihrem Gürtel, während sie mit wiegenden Schritten das Rund abliefen. Unwillkürlich wanderte ihr Blick am Wams aus Ziegenfell hinab zu ihrem Dolch. Sie hatte darauf verzichtet ihr Schwert mitzunehmen, da es ihr unpassend erschienen war, bewaffnet vor der Holden zu erscheinen. Jetzt fühlte sie sich nackt und wehrlos.

»Kenni? Da hinten meint der gute Marmotil!«

Wieder schaute sie zu dem Murmeltier, das sie mit schiefgelegtem Kopf und zuckendem Näschen ansah. Sein linkes Bein scharrte ungeduldig im Schnee, während es auf eine Stelle am Rande der Säulenkreise deutete.

Tatsächlich befand sich dort ein unscheinbarer Weiher, an dessen Ufer eine Weide ihre reifüberzogenen Äste bis ins Wasser hängen ließ. Kendra ließ den Blick schweifen und fand zwei weitere Teiche – dem ersten zum Verwechseln ähnlich –, die an anderen Stellen abseits der Säulen lagen. Dass die beiden zugefroren waren, während auf dem ersten nicht die kleinste Eisscholle trieb, verwunderte sie angesichts dieser Welt nicht mehr.

»Am Grund deines Sees liegt der Zugang zu eurer alten Burg. Dort konnten wir nicht entlang, aber Marmotil findet immer einen Weg.« Der Biestinger stemmte die Hände in die Hüften und hob sein Köpfchen an. »Marmotil ist ein Grenzgänger. Der beste Grenzgänger in Briaghellas Reich!«

»Und die anderen beiden Seen?«

»Auch Pforten in eure Welt. Aber verschlossen.« Marmotil machte sich auf den Weg in Richtung der Kristallsäulen. »Komm, Kenni, Briaghella wartet schon.«

Trotz des feinen Pulverschnees, der sich wie eine dünne Decke über die Wiese gelegt hatte, war der Abstieg nicht schwierig und Kendra konnte den Blick vom Boden lösen. Sie hielten auf das Zentrum der Säulenkreise zu, wo sich eine niedrige Kuppe aus durchscheinendem Kristall erhob. Dort erkannte sie eine zierliche Gestalt, gehüllt in ein hellblaues Kleid, das glitzerte, als sei es mit tausenden winzigen Sternen bestickt. Auf dem silbernen Haar, unter dem spitze Ohren hervorschauten, trug sie eine Krone aus Bergkristall. Die blasse Haut des ebenmäßigen Gesichts kontrastierte mit den großen, mandelförmigen Augen, die nicht nur die Farbe, sondern auch die Tiefe eines Gebirgssees besaßen.

Drei menschengroße Biestinger standen an ihrer Seite. Bei zweien handelte es sich um Gämsen – eine graubärtig, die andere offensichtlich jünger – die stoisch vor sich hinstarrten. Die Jüngere trug ein mit Tüchern umwickeltes Bündel in Händen und hielt sich im Hintergrund.

Der dritte Biestinger war ein breitschultriges Katzenwesen, dessen schwarzgeflecktes Fell die Farbe dreckigen Schnees aufwies und der mit einem silbern glänzenden Brustpan-

zer samt Armschienen gewappnet war. Ein kurzstieliger Speer mit armlanger Klinge ruhte in der Pranke des Raubtiers, das jeden ihrer Schritte misstrauisch verfolgte. Da er als einziger bewaffnet war, vermutete sie, dass er Briaghellas Leibwächter oder ein Feenritter sein musste.

Während sie sich näherten, überlegte Kendra fieberhaft, wie sie die Feenherrscherin anzusprechen hatte. Majestät? Das schien ihr nicht richtig. Schließlich handelte es sich um eine Unsterbliche. Sie seufzte. Bei Hof war sie ein Trampel. Was, wenn sie sich auch hier lächerlich machte? Was, wenn sie die Holde verärgerte?

Als sie die Kuppe im Zentrum erreichten, wusste Kendra immer noch keine Lösung. Unsicher blickte sie zwischen der wunderschönen Holden und dem angespannt wirkenden Schneeparder hin und her, vermied jedoch direkten Augenkontakt. Ohne ein Wort sank sie auf ein Knie und beugte das Haupt.

»Kendra ni Glaìwen – Tochter Bealors.« Briaghellas Stimme war klar wie eine frostige Winternacht. »Willkommen in meinem Reich. Ich danke dir, dass du meinem Ruf gefolgt bist.«

Mit zitternden Beinen erhob sich Kendra. In den Iriden der Holden spiegelte sich der Flug der Schneeflocken, was eine seltsam hypnotische Wirkung auf sie ausübte und ihren Blick gefangen hielt. Unfähig, ein Wort von sich zu geben, starrte sie Briaghella an. Der Eindruck, dass ihr die tiefblauen Augen in die Seele schauten, um all ihre Fehler ans Licht zu bringen, gewann die Oberhand.

Nach einer gefühlten Ewigkeit setzte die Holde ein schmales Lächeln auf und neigte den Kopf leicht zur Seite. Mit einem Mal wirkte Briaghella trotz ihrer Macht nicht mehr einschüchternd, sondern wie eine alte Freundin. »Du bist gekommen, um den Pakt zu erneuern, der dein Haus seit Generationen an mich bindet.«

*Das war keine Frage. Das war eine Feststellung*, ging es ihr durch den Kopf. Aber es störte sie nicht. Nein, es schmeichelte ihr. Sie fühlte Verbundenheit mit der Holden, mit dieser Welt. Sollte das ihre Bestimmung sein? Von Briaghella konnte sie mehr über ihren Vater erfahren. Quälende Fragen, die ihre Mutter nie richtig beantworten wollte. Was war er wirklich für ein Mensch gewesen? Wäre er stolz, sie hier zu sehen – den alten Pakt wiederbelebend?

Außerdem konnte sie hier Teil einer Gemeinschaft sein, die sie nicht ausgrenzte oder verlachte, und etwas Wichtiges vollbringen. Das hatte sie sich doch gewünscht …

Kendra schluckte, doch der Kloß, der sich in ihrem Hals festgesetzt hatte, wollte nicht weichen. »Ja!«, brachte sie mühsam heraus.

»Dann nimm mein Geschenk, das den Pakt besiegelt!«

Aus den Augenwinkeln nahm Kendra wahr, wie der jüngere Gämsenbiestinger nach vorne trat, während die Holde weitersprach:

»Du wirst mein verlängerter Arm im Reich der Menschen sein! Wohl und Wehe meines Volkes werden untrennbar verknüpft mit dem deinen sein.« Briaghella wandte den Blick zu dem Biestinger, der das Tuch von seinem langen Bündel zog.

Zum Vorschein kam eine Waffe, die dem Griff und der Länge nach ein Anderthalbhänder war, wobei die Breite der Klinge und das kaum vorhandene Parier an ein Breitschwert erinnerten. Eine Reihe kleiner Bergkristalle zog sich entlang der weißen Schwertscheide, in der die Waffe ruhte.

Mit einem Räuspern ergriff Kendra das Schwert, das sich für ein Breitschwert dieser Länge erstaunlich leicht anfühlte. Das Gewicht musste sogar unter dem ihres eigenen Anderthalbhänders liegen, den sie nicht mit sich genommen hatte. Über den sagenhaften Feenstahl hatte sie die wundersamsten Erzählungen gehört. Gewiss handelte es sich um ein verzaubertes Schwert! Sie würde Briaghella nicht enttäuschen und sich des Schwertes als würdig erweisen.

»Ich habe auch sogleich eine Aufgabe für dich!«, schreckte Briaghellas Stimme sie aus ihren Gedanken auf. »Du kannst es nicht sehen, aber diese Welt befindet sich im Untergang. Ich hätte es vorausahnen sollen, doch der Wechsel der Zeitalter kam, bevor das alte Zeitalter zu Ende sein sollte. Er kam schnell. Zu schnell um die nötigen Vorbereitungen zu treffen.«

»Ich ... ich verstehe nicht«, flüsterte Kendra. Sie fühlte, wie ihr die Schamesröte ins Gesicht stieg.

»Du weißt, dass dein Vater auszog, um an dem Ort, den ihr *Trollpforte* nennt, gegen den *Nehmenden Zwilling* zu kämpfen?«

Sie musste Borbarad meinen. Kendra nickte, ohne zu verstehen, worauf Briaghella hinaus wollte.

»An jenem Tag, der auch der Tag ist, an dem du selbst ins Sein getreten bist, sollte enden, was Jahre zuvor eure Welt und auch alle mit ihr verbundenen Welten erschüttert hat. Ich verstand nicht, dass jener Tag nicht das Ende jener Erschütterungen war, sondern ihr eigentlicher Beginn. Erst jetzt, da es beinahe zu spät für mein Volk ist, begreife ich, was sich schon seit Jahren ankündigt. Erst jetzt erkenne ich die Zeichen, die doch so unmissverständlich offenbarten, was auf uns alle zukommt.« Die Holde sah ihr tief in die Augen. Ihre ausdruckslose Miene passte nicht zu den Worten, die ihr über die Lippen kamen. In beinahe freundschaftlicher Geste legte sie Kendra eine Hand auf die Schulter. »Ein Zeitalter ist vorüber. Das Nächste kündigt sich an. Wir sind im *Dazwischen*, wo Untergang und Aufstieg eng beieinander liegen!« Mit einem tiefen Seufzer wandte Briaghella den Blick zum Horizont. »Meine Welt wird fallen! Die Barriere, die uns von dem *Nichtsein* trennt, wird schwächer. Der Schutz bröckelt. Wir müssen hier fort!«

Das mitfühlende Lächeln, das die Holde ihr nun schenkte, löste Unbehagen in Kendra aus. Sie verstand zwar nichts von dem, was die Feenherrscherin ihr zu erklären versuchte, aber dass die Holde sie einer großen Gefahr aussetzen musste, das war ihr klar. Nur, wie konnte sie einem so mächtigen Wesen helfen? »Soll ... soll ich eine neue Heimat für euch finden?«

»Nein, mein Kind. Das ist bereits geschehen, doch noch können wir nicht aufbrechen. Dieser Ort ist uns nicht nur Heimstatt gewesen, sondern auch Verpflichtung.« Die Holde trat einen Schritt zurück und schaute zu Boden. Ein sechskantiges Loch vom Durchmesser einer Kinderfaust klaffte dort in der milchigen Kristallfläche. »Sgathàn!«

Der Schneeparder trat vor. In seiner breiten Pranke hielt er eine Lederschnur, an deren Ende ein fast spannlanger Kristall baumelte. Form und Länge zeigten deutlich, dass dieser in das Loch am Boden passte, und die feingeschwungenen Runen auf seiner Oberfläche dienten gewiss irgendeiner Verzauberung.

Zögerlich griff Kendra das Artefakt, schaute fragend zur Holden.

»Dies, Kendra ni Glaìwen, ist ein Schlüssel. Er gibt den Weg zu einer Höhle frei, die ich nicht zu betreten wage. Unter uns befindet sich ein uraltes und gefährliches Zauberwerk. Ein Jagdhorn, das direkt aus dem Reich der Jenseitigen stammt.«

Kendras Finger krampften sich um das Band, an dem der Kristallschlüssel hing. Sie ahnte, was ihre Aufgabe war. »Ich soll dort hineingehen.« Ihre Stimme blieb ein zaghaftes Krächzen, auch wenn sie sich bemühte, ihr einen festen Klang zu verleihen. »Aber … wenn selbst du dich vor diesem Ort … fürchtest, was kann *ich* dann ausrichten?«

»Du bist ein Mensch! Der jenseitige Herrscher, der das Horn vor Äonen schuf, wird danach trachten, dich zu versuchen, doch ich weiß, dass du ihm standhalten wirst! Wir jedoch …« Mit ausladender Geste deutete sie auf die Biestinger und legte sich schließlich die Hand auf die Brust. »Wir würden vergehen, sobald wir uns dem Einfluss dieses *Dinges* aussetzen.« Die Holde seufzte. »Wir brauchen dich, um *es* von hier fortzubringen.«

»Wer … wer ist dieser jenseitige Herrscher? Wohin soll ich dieses Horn bringen? Wie finde ich den Weg? Auf was …« Kendras Gedanken überschlugen sich. Geschichten über Schwarzfeen, den Namenlosen und die dämonischen Gegenspieler der Zwölfgötter spukten in ihrem Kopf.

»Du …« Schlagartig verstummte Briaghella und wandte den Blick zum Horizont.

Kein Laut durchbrach die Stille, die sich so plötzlich über das Kristallrund gelegt hatte. Kendra schaute zu Marmotil, dessen Knopfaugen unruhig den Horizont absuchten. Hatte sie etwas Falsches gesagt?

Ein Gefühl des Beobachtetwerdens ergriff Besitz von ihr und jagte ihr einen Schauder das Rückgrat hinauf. Die Anspannung der anderen war greifbar. Irgendetwas ging hier vor, aber sie verstand es nicht.

Sie spürte ein leichtes Beben, doch es ging nicht von ihrem Körper aus. Der Boden … er erzitterte. Zunächst nur sacht, nahm das Beben an Intensität zu und brachte die Kristallsäulen zum Klingen. Die Disharmonie der Töne schmerzte, der Impuls, die Hände an die Ohren zu pressen, wurde schier übermächtig. Gerade als sie ihm nachgeben wollte, endete der Spuk. Verwirrt blickte sie sich um, während ihre Hand an den Schwertgriff wanderte.

Briaghella thronte statuengleich und mit geschlossenen Augen inmitten ihrer Biestinger. »Sie kommen!«, wisperte sie.

Ein Bersten, als würden Tausende dicker Lederbahnen zerreißen, ließ Kendra zusammenzucken. In einigen Hundert Schritt Entfernung klaffte der Himmel auf und wie Eiter aus einer schwärenden Wunde quoll grauer, dicker Nebel daraus hervor. Ihm voraus eilte ein heulender Wind, der, als er sie erreichte, auch ihr Innerstes mit Frost erfüllte. Furcht umklammerte ihr Herz. Der eisige Wind ließ ihre Gelenke schmerzen, lähmte die Muskeln. Unweit von ihr fiel eine Blütenfee zu Boden, eisblaue Kristalle bedeckten den schwarz verfärbten Körper.

Mit schrillen Schreien schossen falkenartige Kreaturen mit ledernen Schwingen aus dem grauen Nebel hervor, verteilten sich am Himmel und fuhren immer wieder herab, um Jagd auf Blütenfeen oder kleine Singvögel zu machen, die panisch in alle Richtungen davonstiebten.

Starr vor Schreck und unfähig, den Blick abzuwenden, verfolgte Kendra das Geschehen, bis niederhöllisches Bellen sie aus ihrer Lethargie riss. In dem Moment, als sie sich den Kristallschlüssel um den Hals hängte, brachen zahlreiche Dämonen aus dem Sphärenriss her-

vor. Kalbsgroße weiße Hunde mit dolchartigen Reißzähnen und große schwarze Wiesel stürmten aus dem Nebel, dazwischen rannten bleiche Spießträger, die wie eine groteske Mischung aus Sumpfranzen und Menschen wirkten. Den Naturgesetzen spottend fielen sie, kaum dass sie die grauen Schwaden verlassen hatten, Dutzende Schritt zu Boden, ohne Schaden zu nehmen oder wenigstens zu stürzen. Stattdessen rasten sie geifernd über die verschneite Fläche, als sei das Fallen Teil ihrer unnatürlichen Bewegung.

Zuletzt schob sich ein trollgroßes, vierarmiges Ungetüm aus dem Riss. Der unförmige Kopf trug ein Elchgeweih, das mit dunklem Blut verklebt war. Ein klirrender Schrei, aus dem die Pein tausender geknechteter Seelen sprach, entsprang dem scharfzahnigen Maul, während er seine stachelige Keule in Richtung des Säulenkreises reckte und in die Tiefe sprang.

Wirkten die Dämonen bislang ziellos, richteten sie nun ihre Aufmerksamkeit auf die Stelen. Die niederhöllischen Kreaturen fächerten auf. Kaum hundert Schritt lagen noch zwischen ihnen und dem heranstürmenden Chaos.

Nacktes Entsetzen breitete sich in Kendra aus. Zögerlich tat sie einen Schritt nach hinten und zog das Feenschwert. Ihr Blick heftete sich auf die zitternde Klinge. Sie musste die Angst bezwingen. Nur wie?

Ein Aufschrei ließ sie herumfahren. Neben ihr quiekte Marmotil vor Aufregung. Briaghella! Sie musste gestürzt sein, denn die beiden Gämsen halfen ihr gerade wieder auf die Beine. Der Parderbiestinger reckte den Kopf in Richtung der Dämonen und brüllte. Verwirrt schaute Kendra zu Briaghella – dann wurde ihr klar, was geschehen war.

Die Feenherrscherin sah an sich hinab. Mit ungläubigem Blick betrachtete sie ihre Brust, aus der ein schwarzer Pfeilschaft ragte. Raureif bildete sich auf der Haut der Holden und zu ihren Füßen durchstachen Eiskristalle den Boden.

»Flieh!« Sgathàns Pranke packte ihre Schulter. »Bring den Schlüssel in deine Welt!« Der Schneeparder riss sie mit sich.

Und Kendra rannte.

Von Ferne drang das Schreien und Heulen der Dämonen an ihr Ohr, doch da war noch etwas anderes: ein Knirschen und Splittern – sehr viel näher. Die Stelen, auf die sie zuhielten ... sie verbreiterten sich. Als sie den zweiten Ring erreichten, wurde ihr klar, dass jeder Säulenkreis bald eine Kuppel aus Kristall gebildet haben würde. Wenn sie nicht rechtzeitig herauskämen, würde der Eispanzer sie hier einschließen.

Wo war Marmotil? Hektisch schaute sie zurück. Nur wenige Schritt hinter ihr rannte er auf allen Vieren durch den Schnee. Briaghella stand mit den beiden Gämsenbiestingern noch immer im Zentrum. Auch an ihr wuchs Eis empor, das sie bereits bis zur Hüfte eingeschlossen hatte, doch sie schien lebendig.

»Schneller!«, peitschte sie Sgathàns Stimme weiter. »Briaghella schließt den Eispanzer!«

Als sie den äußersten Säulenring erreichten, hatten sich die Stelen bereits in massive Eiswände verwandelt, die sich fast berührten, sodass sie sich hindurchzwängen mussten.

Sgathàn hielt außerhalb des Rings inne. Sein Blick suchte die Umgebung ab. Überall hatten sich die Dämonen verteilt. Eine größere Gruppe hatte die Steinbockwächter eingekreist und stürzte sich auf sie. Die Schreie der Biestinger gellten in Kendras Ohren.

»Wohin? Wir schaffen es niemals bis zum Wald.«

Der Schneeparder schüttelte den Kopf. Mit der Speerspitze deutete er auf den Teich, den Marmotil ihr zuvor schon gezeigt hatte. »Dorthin. Briaghella wird den Durchgang bereits verschlossen haben, doch der Schlüssel wird dir kurzzeitig einen Weg öffnen. Falls wir dort ankommen, Menschenfrau.«

Sgathàn preschte los und sie rannte so schnell sie vermochte hinter ihm her. Zu ihrer Rechten stürmten drei Dämonenhunde heran. Schwarze Wiesel und Affenmonstren folgten ihnen. Niemals würden sie den Teich erreichen, bevor die Bestien bei ihnen wären.

Brüllend grub Sgathàn seine Pranke in den Boden, schlitterte einen Halbkreis beschreibend über den Schnee und kam zum Stehen. »Weiter!«, brüllte er, dann jagte er auf die Dämonen zu.

Er hatte recht, der Schlüssel durfte nicht in die Klauen der Jenseitigen fallen. Oder redete sie sich das nur ein? Panisch schaute sie zur Seite. Vielleicht zwei Dutzend Schritt von ihr fegten die Dämonen über den Grund. Ihre Bewegungen waren unnatürlich, nicht voraussehbar. Ohne die Geschwindigkeit zu verringern, wechselten sie die Richtung, um aufzufächern. Sgathàn schleuderte einem der Höllenhunde gerade den Speer entgegen, da stolperte Kendra über eine Unebenheit, stürzte und überschlug sich.

Schnee spuckend hob sie den Kopf. Einige Schritt vor ihr lag ihr Schwert. Sgathàns Gebrüll und das Bellen der Dämonen dröhnten in ihren Ohren. Im Aufrappeln sah sie, wie der Schneeparder verkeilt in einen der Hunde über den Boden rollte. Ein weiterer Dämonenköter stürmte ihr entgegen, war bis auf wenige Schritt heran. Vom dritten fehlte jede Spur. Auf Händen und Knien versuchte sie, an ihre Klinge zu gelangen. Die Pranken des Dämons trommelten über den Boden. Sein Hecheln gellte in ihren Ohren. Sie packte den Schwertgriff und warf sich zur Seite.

Zu früh! Das Scheusal stoppte abrupt, statt ins Leere zu rennen. Grünlicher Geifer tropfte von seinen Reißzähnen, die vor ihr in die Luft schnappten. Den eigentlichen Angriff führte er mit dem Schwanz. Wie eine dornengespickte Peitsche schoss er nach vorne, zerfetzte ihr Wams und traf sie in Rippenhöhe. Niederhöllisches Brennen ließ sie aufschreien. Sofort schlug der Schwanz wieder zu. Kendra warf sich zur Seite, versuchte das Schwert zwischen ihren Körper und den Dämon zu bringen. Hart prallte sie auf, begleitet vom schrillen Jaulen des Ungeheuers. Schwefelgestank. Am Boden vor ihr lag der abgetrennte Schweif, zuckte und zerschmolz dann rückstandslos. Die Augen ihres Gegners brannten mordlüstern in grünlichem Feuer. Er setzte zum Sprung an, da traf ihn ein Schneeball am Kopf. Marmotil. Der nächste Schneeball landete im Ohr des Monsters. Seine Fratze zuckte zu dem Murmeltier, was ihr die Zeit gab, sich aufzurichten, bevor der Dämonenhund sie ansprang. Sie wich nach hinten aus, schlug zu und traf ihn am Schulterblatt. Der Hieb warf ihn zu Boden und Kendra setzte sofort nach, rammte die Klinge so hart durch den Brustkorb, dass sie sich Fingertief in den gefrorenen Boden bohrte. Zischend stieg schwefliger Dampf auf, brannte in der Nase und jagte ihr Tränen in die Augen. Mit verschwommener Sicht riss sie das Schwert aus dem Boden und stolperte in Richtung des rettenden Teichs. Von dem Höllenhund war nichts zurückgeblieben.

Keuchend kam sie mit Marmotil am Ufer an. Briaghella hatte ihn tatsächlich versperrt.

»Der Schlüssel«, japste der Murmeltierbiestinger, während er mit zitterndem Näschen und weit aufgerissenen Augen in die Mitte des zugefrorenen Teichs lief.

Sie schob das Schwert in die Scheide und folgte ihm. Den Kristall unter ihrem Wams herausziehend warf sie einen Blick zurück. Sgathàn hatte seinen Gegner in den Schnee gedrückt und hackte mit den Pranken auf ihn ein. Zwei der Wiesel näherten sich ihm von hinten. Eines sprang ihm ins Genick, das andere verbiss sich in seiner Wade. Auch die bleichen, affenartigen Spießträger waren heran und schleuderten Netze auf den Biestinger, der gegen die dämonische Übermacht rang. Zwei weitere Wiesel preschten ihnen entgegen. Wo sie den Schnee berührten, hinterließen sie schwarze Flecken.

»Kenni!«, schrie Marmotil. »Schnell, müssen Hilfe holen!«

Sie ging in die Knie, fasste den runenverzierten Kristall mit beiden Händen. »Öffne dich.«

Nichts geschah.

»Bitte«, flehte sie. »Geh auf. Schmilz doch endlich.«

Marmotil packte ihre Hand und drückte sie hinab, sodass der Schlüssel die Eisfläche berührte. Das Eis knackte, verschwand schlagartig, und frostiges Wasser schlug über ihr zusammen. Jeder Muskel ihres Körpers verkrampfte, Luftblasen wirbelten um sie herum, doch sie stiegen nicht etwa auf, sondern strömten zu allen Seiten hin weg. Überall um sie herum nur dunkles, gleichförmiges Blau. Sie verlor die Orientierung und Panik ergriff sie. Dann erschien Marmotil vor ihr, sah ihr tief in die Augen und nahm ihr Gesicht in seine Pfoten. Sobald sie sich beruhigt hatte, deutete er unter sich und schwamm tiefer in die lichtlose Finsternis. Kendra folgte ihm.

***

Prustend tauchte sie auf, blinzelte das Wasser aus den Augen. Sie befand sich in einem Becken, das von einem schmalen Mäuerchen umgeben war. Immer noch japsend griff sie die glitschigen Steine und zog sich heraus. Knackend bildete sich eine Eisschicht auf der Oberfläche und schnitt ihren Verfolgern den Weg zu ihnen ab. Entkommen! Völlig entkräftet ließ sie sich zu Boden gleiten und atmete die modrige Luft ein, die sie hier umgab. Sie brauchte nur einen kurzen Moment Ruhe, sonst würde sie zusammenbrechen.

Marmotil tappte an einer Wand aus Bruchstein entlang. Über ihm schwebte eine blau leuchtende Kugel, deren kaltes Licht die einzige Lichtquelle des fensterlosen Raums war. »Keine Tür«, quiekte er. »Marmotil weiß, dass sie hier war.«

Fröstelnd richtete sie sich auf, suchte mit ihren Blicken den kleinen Raum ab, doch vergeblich. Überall nur Bruchstein. Sie eilte zu einer der Wände, fuhr die Fugen entlang, sodass rötlicher Mörtel zu Boden fiel, doch eine Geheimtür fand sie nicht.

Resignierend lehnte sie die Stirn an das feuchte Gemäuer. »Wo sind wir, Marmotil? Wir müssen doch Hilfe holen.«

»Deine alte Burg. Aber hier war früher keine Mauer, nein, Marmotil weiß es genau. Die Menschen, die jetzt hier wohnen, müssen sie erbaut haben. Aber warum?«

Sie runzelte die Stirn. »Nein. Das war bestimmt meine Mutter. Bevor wir unser Heim verlassen mussten, muss sie den Zugang vor den neuen Besitzern verborgen haben.« Kendra tat einen Schritt zurück, musterte verzweifelt die Wand. »Hilfe!«, schrie sie, so laut sie es vermochte. »Wir sind hier eingemauert!« Mit aller Kraft trat sie gegen den Stein. »Hier unten! Hört uns doch!« Hoffnung keimte in ihr auf. Man würde sie hier finden. Es musste dort oben Pferde geben, einen Ritter und Waffenknechte. Sie legte das Ohr an die Mauer und

hielt den Atem an. Tatsächlich. Stimmen. Sie klangen dumpf und entfernt, aber da waren Stimmen!

Lächelnd betrachtete sie Marmotil, dessen kurzes Schwänzchen sich vor Freude hin und her bewegte, dann wandte sie den Blick dorthin, von wo ihre Befreier kommen mussten. »Hier! Hinter der Wand!« Wieder lauschte sie. Die Stimmen kamen näher. Befehle wurden gebrüllt. Aber die Worte … Ihr Atem stockte. Das war kein Garethi. Dort draußen waren … Orks, nur wie konnte das …?

Hastig trat sie von der Wand weg, warf einen Blick zu dem zugefrorenen Wasser des Beckens. Dämonen auf der einen und Schwarzpelze auf der anderen Seite. In was für einen Alptraum war sie nur geraten?

Ein Schlag ließ die Mauer erzittern. Putz rieselte herab. Sie stopfte den Schlüssel unter ihr Wams und zog das Schwert. Der nächste Schlag traf mit der Gewalt eines heranstürmenden Auerochsen die Wand. Sie schloss die Augen, schickte ein Gebet zu Rondra.

Ausgerechnet Orks. Ihr Schwertvater hatte ihr von den Gräueln erzählt, die sie ihren Menschensklaven antaten. Auf keinen Fall würde sie den Schwarzpelzen lebend in die Hände fallen, das schwor sie sich. Dann brach die Mauer.

RvB
2018

# Auserwählt II

von Fred Ericson

*Grafschaft Honingen, Albernia, im Peraine 1041 nach Bosparans Fall*

Blut, Rauch, Tod. Shazzag sog die Luft ein, genoss den Geruch seines Triumphs. Der Geist der Jagd hatte ihm einen leichten Sieg versprochen und er hatte Wort gehalten. Er hielt immer Wort.

Zufrieden stapfte der Blutkrieger durch den Innenhof der Burg, stieg über den Leichnam eines Menschenweibes hinweg, das dort dem Arbach eines Kriegers zum Opfer gefallen war. Der brennende Stall tauchte den Ort des Gemetzels in flackerndes Licht, und vermutlich sollte er den Kriegern befehlen das Feuer zu löschen, dessen Schein in der Nacht weithin sichtbar sein musste. Andererseits ... die Sinne seiner Feinde waren schwach. Bevor die Blankhäute hier wären, hätte er längst das Portal gefunden, das irgendwo hier verborgen sein musste.

Am Burgtor entdeckte er Morkha, der neben dem stierköpfigen *Rakyach Brazoraghi* stand und den schmalen Pfad entlangblickte, der sich durch die Felsklippen schlängelte. Shazzag bleckte die Hauer. Dieser verweichlichte Schamanenschüler hatte ihn vor dem Angriff gewarnt. Solange Feiglinge wie Morkha oder sein Meister Rote Krähe das Sagen hatten, würden sich die Orks nie aus dem Schatten der Blankhäute erheben. Er spuckte aus. Der Geist der Jagd hatte es ihm prophezeit: Den Starken gehörte das neue Zeitalter! Und er würde sein Volk zu neuer Stärke führen. Wie Gravesh Eisen schmiedete, würde er die Orks schmieden, und sobald der Aikar Brazoragh ihn zum Heerführer ernannte, würde er die Stämme tief in die Reiche der Menschen führen!

Shazzag schaute zur Seite, wo Bradok, ein vielversprechender Krieger, die Handvoll Gefangene bewachte, die sie genommen hatten. Ängstlich kauerten sie beisammen, zitternd wie Welpen im Winter-

wind. Erbärmlich! Wie konnten diese winselnden Wesen nur die herrschende Rasse darstellen? Ihre Burgen mochten stark sein, doch die Blankhäute waren schwach und furchtsam. Ihre Zeit lief ab.

Mit einem Seitenblick zu Morkha vergewisserte er sich, dass der Schamane sah, wie er ihn warten ließ, um zu den Gefangenen zu treten. Ein Grunzen genügte, damit Bradok verstand.

»Sie wissen nichts von einem Feentor, Silberschläfe.«

Silberschläfe. Shazzag fuhr sich über das weiße Fell, das seine linke Gesichtshälfte oberhalb der Wangenknochen bedeckte. Früher ein Schimpfname, heute mit Respekt genannt, würde der Name bald Schrecken und Tod unter die Blankhäute tragen. Er nickte Bradok zu. Dieses Unwissen hatte er vorausgeahnt und deswegen hatten sie den *Rakyach Brazoraghi* dabei. Der stierköpfige Krieger würde den Zugang finden, wodurch die ehemaligen Bewohner der Burg ihren Nutzen verloren. »Ai Kattach!«, bellte er, bevor er sich umwandte.

Mit den Todesschreien im Rücken schritt Shazzag zum Burgtor, wo der Schamanenschüler wartete und ihm böse Blicke zuwarf.

Ein lautes Knacken erklang und in dem Moment, als der Blutkrieger bei Morkha und seinem Stierkrieger ankam, stürzte der Stall krachend und Funken schlagend in sich zusammen. Der Kopf des Bullen ruckte ebenso zur Seite wie der des Tairach-Priesters. Furchtsam. Kein Selbstvertrauen. Shazzag zuckte nicht.

»Was sagst du nun, Morkha? Dein Gewimmer war unbegründet.«

Die gelben Augen des Schamanen verengten sich zu Schlitzen und ein Zucken lief über seine Lippen, doch er sagte nichts.

Shazzag drehte sich um. Weitere Krieger waren auf den Innenhof getreten, Plündergut mit sich tragend. Die Gelegenheit, seine Machtstellung auszubauen, durfte er nicht ungenutzt lassen. »Krieger!«, brüllte er. »Die Zeit, in der ihr euch vor den Blankhäuten verborgen habt, ist vorüber. Folgt mir und ihr werdet Brazoraghs Hörner sein! Tief stoßen wir in die Lande der Blankhäute vor, zerfleischend, zerstückelnd, raubend!«

Das Brüllen der Krieger ließ die Mauern erzittern. Er hatte ihnen den Sieg geschenkt. Morkha mochte von Roter Krähe zum Anführer ihrer Schar bestimmt worden sein, doch ihm, Shazzag Silberschläfe, würden sie folgen.

Der Schamane trat so dicht an ihn heran, dass er den fauligen Atem seines Gegenübers riechen konnte. »Du bist ein Narr, Shazzag. Sie werden ihre Krieger schicken. Eine Blankhaut ist entkommen. Zwar mit einem Pfeil in seinem Fleisch, aber auf dem Rücken seines Pferdes wird er weit genug kommen, um die Menschenkrieger auf unsere Fährte zu hetzen.«

»*Menschenkrieger*?« Shazzag spie das Wort aus, als ob es nach Bitterwurz schmeckte. »Nur weil sie sich in Stahl kleiden, sind sie keine Krieger.« Er legte den Kopf schief, fixierte den Schamanen. »Du respektierst sie, die Blankhäute. Oder ist es nur die Feigheit, die aus dir spricht? Angst, von einem Menschenweib erschlagen zu werden?« Höhnisch lachte er auf. »Fürchte dich nicht, du bist von mutigen Khurkach umgeben, hinter denen du Schutz suchen kannst.« Die Krieger verstummten, und mit Genugtuung sah er, wie eine dicke Zornesader an der Stirn des Schamanen pulsierte. Ob er ihn wohl zu einem Angriff verleiten könnte? Ihn vor den Kriegern zu verprügeln, würde den Schamanen das Ansehen kosten. »Schade, dass ich dich nicht vor ihnen wegrennen sehen werde, während ich ihre Schädel

spalte, du Wurm. Bis die Blankhäute eintreffen, ist unsere Aufgabe hier erfüllt. Dann kannst du dich wieder verkriechen, wie es deine Art ist.«

Zähneknirschend trat der Feigling den Rückzug an und ging zum Burgtor. Noch wagte keiner der Krieger, Morkha zu verspotten. Zu lange schon standen sie unter dem Befehl von Rote Krähe, der sie verweichlicht hatte. Shazzag bedauerte die Feigheit des Schamanen, dann wandte er sich einem der Krieger zu. »Der Bulle soll die Feenpforte suchen. Wenn er etwas gefunden hat, kommt zu mir, nicht zu Morkha. Bis dahin, stört mich nicht. Der Geist der Jagd, Brazoraghs Diener, wird zu mir sprechen.«

Er wartete keine Antwort ab, sondern schritt über den Hof. Sein Ziel war das große Gebäude, in dem er den Anführer der Blankhäute erschlagen hatte. Das Blut des getöteten Feindes würde es ihm leicht machen, mit seinem Herrn in Kontakt zu treten. Doch zuvor würde er sich den Skalp der Blankhaut holen. Der Geist der Jagd hatte ihm aufgetragen, einen Umhang aus den Kopfhäuten erschlagener Feinde anzufertigen, um deren Stärke in sich aufzunehmen. Bald würde auch Morkha seinen Teil dazu beitragen.

***

Dunkelrot glänzte die Leber des Menschenführers im Licht der Wandfackeln. Dickes Blut trat aus, als Shazzag sie griff und vor sein Gesicht hob. Der Lebenssaft der Blankhaut lief ihm die Unterarme hinab, sammelte sich an den Ellbogen zu großen Tropfen und fiel zu Boden. Tief atmete er den metallischen Geruch ein, schloss die Augen und konzentrierte sich. Langsam führte er sich das noch warme Organ an den Mund. Er schlug die Hauer hinein, zerrte mit Zähnen und Händen daran. Blut verklebte Gesicht und Brust, als er einen Brocken herausgerissen hatte und zu kauen begann. Vor seinem inneren Auge beschwor er das Bild einer schneebedeckten Gebirgslandschaft. Er fühlte die Kälte des eisigen Windes, der feinen Pulverschnee von den schroffen Felszacken wehte – und hieß sie willkommen. Der Wind strömte aus einer Höhle hervor. Shazzags Wille lenkte seinen Geist dorthin. Er kannte diesen Ort, denn hier hatte sein neues Leben den Anfang genommen. Hier hatte er den Geist der Jagd aus seinem Gefängnis befreit und war zu seinem Auserwählten geworden.

Am Eingang der Höhle hielt er inne. Dicke Nebelschwaden verwehrten einen Blick ins Innere. Träge wälzten sich die grauen Schlieren wie feiste Würmer übereinander, krochen den Boden entlang, brachen sich am Höhleneingang als würde eine unsichtbare Wand ihr Voranschreiten verhindern.

Die Macht, die von dem Ort ausging, war spürbar, beinahe erdrückend. Das Gefühl, als lege sich eine Schlinge um seinen Hals, die sich Finger um Finger weiter zuzog, ergriff Besitz von ihm. Der Geist der Jagd prüfte seinen Mut, dessen war er sich sicher. Schwächlinge wie Morkha, die sich schon beinahe wie die verdammenswerten Blankhäute gebärdeten, würden diese Prüfung nicht bestehen und schreiend die Flucht ergreifen. Nur, dass man dem Geist der Jagd nicht entfliehen konnte. Es gab kein Zurück mehr für ihn, doch er haderte nicht mit seinem Schicksal. Als Auserwählter des Mächtigen würde er selbst an Stärke gewinnen und Wege beschreiten können, die den Zauderern verwehrt blieben. Das Volk der Orks brauchte ihn, und der Aikar Brazoragh würde dies bald erkennen.

Mit einem Lächeln sandte Shazzag seinen Geist in den Nebel. »Hier bin ich, oh Geist der Jagd, mächtigster unter den Dienern Brazoraghs.«

Die Nebelschwaden zogen sich im Zentrum der Höhle zusammen, formten eine vage Gestalt, weit größer als jeder Ork. Eisige Kälte breitete sich aus.

»Wie es dein Wunsch war, habe ich die Burg der Blankhäute erobert. Der Zugang zu dem Feenreich wird bald gefunden sein. Teile deinem treuesten Krieger mit, was nun dein Wille ist. Ich werde ihn erfüllen!«

Schatten verdichteten sich im Nebel, gaben den Umrissen Kontur. Vier Arme, dick wie die Oberschenkel eines Ogers, formten sich. Verzweigte Hörner bildeten sich auf dem Schädel, in dem eisblaue Augen leuchteten. Ein dunkelgrauer Schatten in hellgrauem Nebel, Respekt gebietend und von einer Präsenz erfüllt, wie sie kein sterbliches Wesen besaß.

»Gut.« Eine Stimme wie ein Sommergewitter, das plötzlich und ohne Vorwarnung über die Karrkarach hereinbrach. »Der Angriff beginnt. Sobald der Widerstand der Lichtwesen erstarrt ist, wirst du mir etwas aus dem kristallenen Herzen ihrer unbedeutenden Welt bringen. Ein Jagdhorn. Es ist mein.«

»Meine Krieger sind bereit.«

»Nein!«, donnerte der Schatten. »Du wirst alleine kommen. Der Tairach-Priester wird dir deinen Triumph neiden. Er ist ein Verräter, und seine Missgunst kann die Erfüllung deiner Bestimmung verhindern. Seine Lügen werden auf offene Ohren bei den Feiglingen unter den Kriegern treffen.«

Der Schatten verblasste. Wind kam auf und trieb Nebelschwaden tollwütigen Schlangen gleich durch die Höhle. Immer heller wurde der Nebel, bis gleißendes Licht Shazzag blendete.

»Silberschläfe!«

Shazzag richtete sich auf, blinzelte, doch von tanzenden Sternen abgesehen konnte er kaum etwas erkennen.

Jemand näherte sich. Morkha ... und er war nicht alleine. Die Schritte von drei Orks hallten durch den Saal.

»Du verkennst deinen Platz!«, bellte der Schamane. »Ich führe die Krieger! Mir ist Bericht zu erstatten, wenn der *Rakyach Brazoraghi* fündig wird!«

Verschwommen konnte Shazzag die Umrisse der Herankommenden wahrnehmen. Einer der beiden Krieger hatte einen Speer in der Hand, der andere den Arbach gegürtet. Sie standen zu dicht beisammen, um ihn in die Zange zu nehmen.

Den Streitkolben hatte Shazzag auf dem Boden abgelegt, das Jagdmesser steckte noch im Leichnam des Menschenführers, einige Schritt von ihm entfernt. Er zwang sich zur Ruhe, kämpfte den Impuls nieder, dem Schamanen an die Kehle zu springen. »Du bist kein Anführer«, sagte er ruhig. »Du bist ein Köter, der an den Knochen nagt, die dein Meister dir liegen lässt.« Seine Sicht wurde besser, er musste nur etwas Zeit gewinnen.

»Rote Krähe wird bald hier sein«, frohlockte der Feigling. »Meine Nebelkrähe hat ihn längst erreicht. Wir werden sehen, ob du dein Maul in seinem Beisein immer noch so aufreißt.«

»Angst?« Shazzag spuckte aus, dann wandte er sich den beiden Kriegern zu. »Wollt ihr weiter vor den Blankhäuten fliehen, euch verstecken wie Goblins? Dann folgt nur Morkha. Morkha, dem Feigling. Morkha, dem Unwürdigen.« Er tat einen Schritt auf Morkha zu, fixierte ihn. »Oder wollt ihr meinem Weg folgen? Habe ich euch nicht zum Sieg geführt? An meiner Seite werdet ihr Schädel spalten, statt euch im Gras zu ducken wie Karnickel.«

Morkhas Knurren war so angsteinflößend wie das eines Wolfswelpen. »Tötet ihn!«, geiferte er.

Shazzags Sicht kehrte zurück. Unentschlossen schauten die Krieger erst ihn, dann Morkha an. Der eine zog zwar den Arbach, doch die Klinge zeigte zu Boden. Die Zeit war reif.

Er machte einen weiteren Schritt nach vorne. Kurz ließ er den Blick sinken, dorthin, wo sein Streitkolben lag – genau zwischen ihm und Morkha.

Dem Schamanen entging Shazzags Augenbewegung nicht. »Tötet ihn!«, kreischte er mit sich überschlagender Stimme und hob seine Knochenkeule.

Shazzag hechtete vor, rollte sich über den Boden ab und packte den Streitkolben. Im Aufstehen schlug er zu, zerschmetterte die Hand des Schamanen. Die Knochenkeule flog durch die Luft. Morkha schrie auf, da traf ihn der nächste Hieb im Gesicht und schleuderte ihn zu Boden.

Stille. Shazzag warf dem blutigen Klumpen, der einmal das Antlitz des Schamanen war, einen abfälligen Blick zu. Zufrieden grunzend wandte er sich ab. Ohne die beiden Krieger anzuschauen, ließ er den Streitkolben fallen. Furcht angegriffen zu werden, verspürte er keine. »Brazoragh hat gewählt.«

Sie widersprachen nicht. Ob aus Angst oder Überzeugung, wusste er zwar nicht, doch es war unerheblich. Er musste nur das Feenreich betreten, bevor Rote Krähe hier war. Dieser würde mit Sicherheit seinen Tod fordern und die Krieger würden den Befehlen folgeleisten – es sei denn, er konnte ihnen zeigen, dass der Geist der Jagd ein weit mächtigerer Verbündeter war als Rote Krähe. Auch dessen Skalp würde seinen Umhang schmücken. Doch zunächst durfte sein Schüler ihm vorangehen.

Shazzag bleckte die Hauer und ging zurück zu dem Leichnam der Blankhaut. »Bringt mich zu dem *Rakyach Brazoraghi*.« Mit einem Ruck zog er sein Jagdmesser aus dem Brustkorb des Unwürdigen. Genugtuung erfüllte ihn, als er sich Morkhas totem Körper zuwandte. »Zuvor hole ich mir aber noch meine Beute.«

***

Verdammter Bulle! Wollte er ihn in die Irre führen? Tumb wie ein Oger stand das Vieh in dem Kellergang, in den ihn die Krieger geführt hatten, und starrte schnaubend vor sich hin. Er hatte die angrenzenden Räume durchsuchen lassen, doch ein Zugang zum Feenreich fand sich nicht.

Shazzag ballte die Hände zu Fäusten. Wenn er das Portal nicht fand, bevor Rote Krähe ankam, könnte er die Krieger nicht auf seiner Seite halten. Sie hatten es akzeptiert, dass er sie nun führte, jetzt, da Morkha ihm unterlegen war, da er sie zum Sieg über die Blankhäute geführt hatte. Doch der Rausch, in den sie das Erschlagen der verhassten Feinde versetzt hatte, flaute ab. Der verfluchte Morkha setzte ihn sogar aus Tairachs Roter Steppe unter Druck. Wann hatte er sein Federvieh zu seinem Meister gesandt? Shazzag wusste es nicht. Die Tairach-Priester vermochten sich selbst in Rabenvögel zu verwandeln, und auf diese Weise würde Rote Krähe nicht lange brauchen, um hier zu erscheinen.

»Was nun, Silberschläfe?«, grollte Bradok.

»Es muss hier sein! Der *Rakyach* ...« Er verstummte. Hatte er nicht etwas gehört? Er drückte Bradok beiseite, lief auf das Gangende zu. »Dort!« Bei Brazoragh, da rief jemand. Jetzt erkannte er auch, dass die Steine an dieser Stelle eine etwas andere Färbung aufwie-

sen, als im Rest des Ganges. Er drehte sich zu den Kriegern. »Kommt her!«, schrie er. »Diese Wand ist neu. Dahinter ist das Portal!« Er musterte den Kriegshammer des Bullen. »Schlag die Wand ein!«

Für einen Moment glotzte ihn der Stierkrieger an, als ob er schon wieder vergessen hatte, weshalb er hier war, dann packte er den Hammer mit beiden Händen und trottete zur Wand.

Shazzag winkte Bradok heran. Dem bulligen Krieger vertraute er am meisten. Unter dem ersten donnernden Hammerschlag des *Rakyach Brazoraghi* raunte er Bradok zu: »Geh hinauf. Halte Ausschau nach Roter Krähe. Wenn er kommt, erstatte mir sofort Bericht.«

Mit einem Nicken verschwand der Krieger.

Der dritte Schlag des Bullen brach ein großes Loch in die Mauer. Weitere Steine fielen herab und Staub wirbelte auf.

*Endlich am Ziel*, ging es Shazzag durch den Kopf, als eine blaue Lichtkugel durch die Öffnung schwebte und über dem Kopf des *Rakyach Brazoraghi* zu rotieren begann. Der hob den Kopf. Dann ging ein Ruck durch ihn. Fassungslos sah Shazzag eine blutbenetzte Klinge aus dem Nacken des Stierkriegers stoßen. Der wankte, sein Hammer fiel zu Boden.

Eine kleine, pelzige Gestalt schoss zwischen den Beinen des Bullen hervor, verdoppelte sich. Die Doppelgänger verschmolzen und glitten wieder auseinander, während das Feenwesen auf ihn zurannte. Zauberei. Shazzag ließ den Streitkolben auf eines der Wesen niedersausen, und obwohl er es traf, geschah nichts. Es flitzte den Gang entlang, vorbei an den beiden Orks, die den *Rakyach Brazoraghi* anglotzten. Der drehte sich. Die Klinge des Schwertes umklammernd, das in seinem Hals steckte, fiel er zu Boden. Hinter ihm stand ein Menschenweib, blickte mit aufgerissenen Augen auf den Leib des Stierkriegers, dann sah sie zu ihm auf. Wie eine Ratte mit dem Rücken zur Wand sprang sie ihn an, die Hände nach seiner Waffe gestreckt. Als ihre Finger zugriffen, riss er den Schaft mit einer Körperdrehung zur Seite, schleuderte seine Gegnerin an die Wand und griff mit der Linken in ihren roten Haarschopf. Er rammte ihr das Knie in die Rippen, dann ihren Kopf gegen die Mauer. Augenblicklich erschlaffte ihr Körper.

Prüfend wog er den Streitkolben in der Hand. Die Blankhaut lag auf der Seite, das Gesicht unter dem roten Haar verborgen. Ein guter Skalp für seinen Mantel.

Die beiden Krieger kamen näher. Offensichtlich hatten sie ihre Überraschung abgeschüttelt, die sie nutzlos wie Grishik hatte werden lassen. Gier stand in ihren Augen. Vermutlich weil sie seit Jahren kein Orkweib gesehen hatten. »Das Murmeltier ist euch entkommen«, grollte er. Sklavinnen musste man sich verdienen. Er ließ die beiden stehen, steckte den Streitkolben in die Gürtelschlaufe und trat durch das Loch. Der Raum dahinter enthielt einen kleinen Teich, dessen Wasser zugefroren war. Das Eis reichte tief hinab, unmöglich, es zu durchdringen. Dies musste der Zugang zum Feenreich sein. Das Menschenweib und sein Tier waren mit Sicherheit von dort gekommen, also auch imstande das Portal zu öffnen. Nicht lange und sie würden ihm verraten, wie er auf die andere Seite gelangen könnte.

Die Hauer bleckend trat er wieder in den Gang, blieb vor dem toten Bullen stehen und schaute die beiden Krieger zornig an. »Das Portal ist verschlossen. Hofft, dass Bradok das Murmeltier gefangen hat. Wenn die Blankhaut es nicht öffnen kann, dann das Feenwesen.« Er stemmte den Fuß auf den Brustkorb des Stierköpfigen und zog das Schwert aus seinem Hals. Die blutige Klinge in der Hand stieg er über den Leichnam hinweg.

Die Krieger wandten den Blick ab, als er an ihnen vorbeistapfte.

»Nehmt das Menschenweib mit. Wir gehen zu Bradok.«

Als er auf den Innenhof trat, graute bereits der Morgen. Seine Wut steigerte sich, als er sah, dass niemand die Mauern und Türme besetzt hielt. Stattdessen standen sie im Halbkreis herum, wandten ihm den Rücken zu und den Blick zum Boden. Ein hohes Quieken tönte aus ihrer Richtung herüber, und als einer der Krieger einen Schritt beiseitetrat, sah Shazzag, dass Bradok das Murmeltier gepackt hielt. Sie hatten sie beide. Bald wüssten sie, wie sich der Zugang öffnen ließ. Seine Bestimmung würde sich erfüllen. Er würde dem Aikar neue Möglichkeiten eröffnen und dafür seinen gerechten Lohn erhalten. Sobald er Häuptling wäre, würde er Bradok in seine Okwach aufnehmen. Er betrachtete das lange Schwert, das erstaunlich leicht wog. Bradok sollte es erhalten.

Siegesgewiss schritt Shazzag den Kriegern entgegen. Sein Blick kreuzte den von Bradok, der etwas sagte. Auch wenn er es nicht hören konnte, so befiehl ihn eine düstere Ahnung, die sich im nächsten Moment bestätigte. Bradok ließ das Murmeltier los, das sich schreckhaft umschaute und dann losrannte.

Die Krieger drehten sich ihm zu und zwischen ihnen trat eine Gestalt hervor. Auf der Schulter, über der ein roter Umhang hing, kauerte eine große Krähe, die den Kopf schief legte und Shazzag aus trüben Augen teilnahmslos ansah. Aus dem Blick ihres Herrn sprach jedoch lodernder Zorn.

»Silberschläfe«, spie der Schamane aus. »Du hast meine Khurkach an diesen Ort geführt, mit einem Versprechen. Hast behauptet, eines der Artefakte, die die Fürstenhexe unserem Volk vor langer Zeit geraubt hatte, wäre hier. Und was finde ich?« Er hob einen länglichen Kristall an einem Lederband hoch. »Nur Feenwerk!«

Die Krähe auf seiner Schulter warf den Kopf in den Nacken und krächzte heiser. Die beiden Krieger, die Shazzag gefolgt waren, legten die Blankhaut auf dem Boden ab und eilten zu Rote Krähe. Leises Stöhnen zeigte, dass sie bald erwachen würde.

»Noch dazu bringst du mir ein Menschenweib? Das ist nicht viel, Silberschläfe, und der Preis ist zu hoch. Du hast Morkha erschlagen.«

Shazzag bleckte die Hauer. Der Kristall ... Sie hatten ihn gewiss dem Murmeltier abgenommen. Wenn die Blankhaut das Wesen damit fortgeschickt hatte, musste er bedeutend sein. Sie waren aus dem Feenreich gekommen. Bestimmt würde es den Geist der Jagd danach verlangen, weshalb hätte das Weib ihn sonst seinem Zugriff entziehen sollen?

Shazzag tat einen Schritt nach vorne. Gut ein Dutzend Schritt trennten ihn noch von den Kriegern. Er musste den Schamanen überzeugen, ihm in das Feenreich zu folgen. »Das Artefakt, das du ...«

»Schweig!« Der Schamane schob einen Krieger beiseite, der ihm gerade etwas zugeflüstert hatte. »Der *Rakyach Brazoraghi* ist also auch tot. Du wirst ihm bald folgen. Ihm und Morkha. Tairach wird dich in seiner Roten Steppe prüfen. Du bist zu stolz, um deine Bedeutungslosigkeit zu erkennen, doch Tairach wird sie dir vor Augen führen.«

Shazzag unterdrückte seinen Zorn und ließ das Schwert neben die Blankhaut fallen. Sie war nur ein Mensch, doch im Moment konnte er jede Hilfe gebrauchen. Zehn Krieger standen bei dem Schamanen, der Unverständliches vor sich hin murmelte. Die übrigen Orks schauten zu ihm, sodass ihnen nicht auffiel, wie Shazzag dem Menschenweib einen leichten Tritt gab. Wieder erntete er nur Stöhnen. Er beugte sich zu ihr herab, ohne den Blick von

den Kriegern zu nehmen, und schlug ihr auf die Wange. »Wach auf!«, zischte er in der Zunge der Menschen.

Der Körper des Schamanen zerfiel in dutzende Krähen, die mit lauten Flügelschlägen krächzend abhoben. Eine von ihnen hielt das Band des Feenkristalls in ihren Klauen.

Das Menschenweib öffnete endlich die Lider einen Spalt. Eine Ohrfeige weckte sie endgültig. Mit schreckgeweiteten Augen starrte sie ihn an.

Shazzag griff ihr Schwert und drückte es ihr in die Hand. »Wenn du leben willst, kämpfe.«

Die Krieger zogen ihre Waffen. Bradok deutete mit dem Arbach auf ihn. »Tötet sie beide!«, brüllte er.

»Verräter!«, spie Shazzag aus. Er würde sie alle töten. Und dann Rote Krähe suchen.

*Fortsetzung folgt – in einem Gruppenabenteuer.*

RvB
2019

# Skendins Vermächtnis

von Ifrunndoch

*Albenhus, im Phex 1040 nach Bosparans Fall*

*Ich bin ein Diener Efferds, ein Gefährte von Wind und Wogen. Meine Tränen sind mir zu Tinte geworden,* Glykydakrys, *vermengt mit dem Blut eines Süßwasserrochens, den mir der Unergründliche in Seiner unendlichen Gnade heute Morgen hat zukommen lassen. Gräten dienen mir als Schreibgriffel, die Haut als Pergament. Offensichtlich möchte der Alte Gott, dass ich meine Geschichte aufschreibe, damit sie die Seine nähre wie ein Fluss den Ozean. Ich verehre den Gott des Wassers wie die Tulamiden den Regen, und dennoch haftet ein großer Makel an mir. Ich bin geboren im Ingerimm, dem Monat des Gottes der Esse und Schmiedekunst, der Metallverarbeitung und des Feuers. Wie kann mir da der Unergründliche gnädig sein? Ist es nicht Er, der all diese Dinge abgrundtief hasst? Entspringt nicht alles Leben aus dem Schoß des Meeres und führt nicht alles dorthin zurück? Wie kann da angesichts dieser Tatsachen mein Lebensfloß bestehen? Metall thront über meinem Leben wie Mada über dem Sternenhimmel. Sehen es nicht selbst die Diener Sumus, die mit Efferd nichts zu tun haben, als Frevel an, dem Metallgötzen und seinem Element zu frönen? Wie viel mehr sollte es mir Schmerzen bereiten, der ich für den Unergründlichen lebe? Metall verunreinigt die Quelle meines Lebens wie die Kloaken der Städte Seen und Flüsse. Gibt es für einen Gefährten von Wind und Wogen einen größeren Fluch?* Anexei Hephardou! *Allversorgender* Hephardos Pegeios, *nie kann ich Dir so nah sein, wie ich es gerne möchte. Aber ich werde nicht davonschwimmen. Ich werde mich meiner Aufgabe stellen und mich vom Fluch des Metalls befreien. Das ist Dein Wille. Das ist meine Bestimmung.*

Seine Bestimmung.

Wie mochte sie aussehen? Wie lange mochte er noch im Tempel verharren? Quelina hatte schon viele Novizen zu Gefährten geweiht, aber einen wie ihn hatte sie nie erlebt. Seine Gottesfurcht und Wissbegier schienen einmalig – und dennoch wurde sie das Gefühl nicht los, aus ihm nicht schlau zu werden. Wieso begab er sich nicht auf Wanderung, auf Pilgerfahrt, oder stellte sich sonstigen Questen, wie das junge Gefährten eben tun? Wenn er doch wenigstens Boote segnen würde. Aber stattdessen schien er sich nur für das Innere des Tempels zu interessieren. Für Gebetssäle, Brunnen, die Bibliothek, die Krypta. Eigentlich hätte sie gar nicht die Zeit, sich mit solchen Fragen zu beschäftigen. Als Meisterin des Flusses der Binnenlande müsste sie sich wichtigeren Aufgaben stellen: Der Übergang ins neue Zeitalter, das Karmakorthäon, hatte begonnen. Von der Küste mehrten sich die Stimmen, dass der Numinoru-Kult angefangen habe, hier im

Mittelreich Fuß zu fassen, obwohl er seit Jahrhunderten als ausgestorben galt. Auch die Ereignisse des Sternenfalls, von denen sie immer mal wieder zu hören bekam, hätten ihre Aufmerksamkeit verdient.

Vor allem der gewaltige Gwen-Petryl-Brocken, der unmittelbar in der Nähe von Havena niedergegangen war, sollte sie beschäftigen. Hatten die Flusstempel Anspruch auf dieses von Alveran gesandte Relikt, das einige Glücksritter unlängst aus der Muhrsape gezogen hatten, oder doch eher die Tempel von Havena?

Fragen über Fragen – und dennoch, so sehr sie sich auch bemühte, gelang es ihr nicht, den Fokus ihrer Gedanken von der Bestimmung ihres jüngsten Gefährten zu nehmen. Er hatte sich zurückgezogen, seit er seine Weihe erhalten hatte. Dabei hatte er doch so erfüllt gewirkt. Aber seit den Feierlichkeiten und Zeremonien am Tag des Wassers war er nicht mehr derselbe.

Sie fasste sich an die rechte Schläfe ihrer faltigen Stirn. Während ihr flussalgengleiches Haar im Lauf der Jahre ergraut war und jetzt die Tönung einer ehrbaren Silbermuschel trug, strahlten ihre Augen noch immer so kräftig blau wie die Wasser des Großen Flusses beim Zusammenfluss von Breite und Ange. In Gedanken erlebte sie die Szene noch einmal, als sie mit ihrer perlmuttfarbenen Schale die Flöße und Nachen, Fähren und Lastenkähne entlanglief, die am südlichen Flussufer vor Anker lagen, um den Segen des Alten Gottes zu empfangen. Wohlwollende Wogen, Euch empfehle ich dieses geringe Gefährt an, das waren ihre Worte. Euch preist diese Gabe mit dem leichten Tanz auf Euren Kronen. Glänzende Gischt, sei Du Kränzung und Zierrat dieser Gabe! Möget Ihr alle diese Gabe leiten im Lichte der himmlischen Feuer.

Kann das Efferd wirklich gefallen?

Er schloss die Augen, konzentrierte sich völlig auf sein Inneres. Seine Gedanken hatten ihn im Griff wie die Scheren einer Riesenkrabbe ihre Beute. Unwillkürlich vernahm er das Plätschern des Brunnens in der Vorhalle des Gotteshauses. Unzählige Male hatte er die Stufen des Tempels der rauschenden Wasser bereits betreten und dabei jenen ehrwürdigen Brunnen passiert. In dessen Mitte ragte die imposante Statue des jungen Efferds mit Dreizack und Muschel hervor, wobei Letztere das Becken mit wohlig erfrischend riechendem Süßwasser füllte. *Hephardos Abythoste* – Herr der Unergründlichkeit! Was hatte er hier nicht alles gelernt die letzten Jahre: als Heuler, als Grauling, als Gefährte von Wind und Wogen. Mit der Weihe hatte er nicht nur die Gaben des Alten Gottes empfangen, sondern auch seinen Namen. Sein früheres Leben, das war einmal.

Ein schöner Gedanke.

Für Efferdgeweihte wie ihn war es selbstverständlich, mit der Weihe seinen Namen zu ändern. Den Geburtsnamen seiner Mentorin kannte er bis heute nicht. Niemand kannte ihn. Genau so, so hoffte er, solle es ihm auch einmal ergehen. Er selbst musste zugunsten Efferds an Bedeutung verlieren. Lernender war er, Lernender wollte er sein und Lernender wollte er bleiben. Die Geheimnisse des *Hephardos Aprobleptos* erforschen. Den Unergründlichen ergründen. Das war seine Bestimmung.

Was für ein unbeschreibliches Gefühl ergriff ihn, als ihm im Namen des Alten Gottes die Worte der Weihe zugesprochen worden waren und Seine Kraft in seine Adern einschoss! Nie fühlte er sich sicherer, seinen Platz im Leben gefunden zu haben.

Und jetzt sah die Welt schon wieder ganz anders aus. Mit dem Verschwimmen der Feierlichkeiten waren neue Fragen aufgetaucht. Wie ging es weiter? Ewig konnte er nicht hier im Tempel herumsitzen und Tropfen zählen. Seine Kirche hätte ihn lieber heute als morgen auf ein Boot geschickt, das ihn in die weite Welt hinaus beförderte. Ein Schiff liegt sicher im Hafen, vernahm er es mal wieder mahnend in seinem inneren Ohr. Aber, hörte er sich sofort beschwichtigend ergänzen, dafür werden Schiffe nicht gebaut.

Wofür aber dann?

Ein Boot. Gesegnet im Namen des Unergründlichen. Glänzende Gischt, sei Du Kränzung und Zierrat dieser Gabe! Eine Gabe, die sich zum Wohle Efferds einsetzt, bestehend aus Hunderten von Planken. Jedoch was ist es, das diese zusammenhält? Ist es nicht das Eisen der Nägel, geschmiedet aus zwergischen Feuern, die Drachenodem gleich nur auf Zerstörung Seiner Schöpfung aus sind? Gluthitze, die die göttlichen Wasser verdunsten lässt. Eiserne Nägel, hineingeschlagen von eisernen Hämmern aus den Schmieden des Koschs? Hineingeschlagen, tief in die »Gabe«, um weiter zu brennen. Und jetzt brennt dieser Feuerodem im Metall der Nägel weiter in der »Gabe des Efferd«, wie wir Gefährten von Wind und Wogen Schiffe zu nennen pflegen. *Hephardos Agriotatos*, wie kannst Du solch ein Unrecht sehen und dennoch zulassen? *Hephardos Palirroios*, wie kannst Du angesichts solchen Frevels Wohlwollen empfinden? Wie kannst Du Schiffe beschützen? *Hephardos Agriotatos*, groß ist Deine Gnade, wer kann vor Dir bestehen? Dreizacken und Efferdbärte aus Kosch und Amboss sind Wehr und Waffen deiner Priesterschaft. Wie lange willst Du noch tatenlos zusehen, wie Eisen Deine göttliche Aura befleckt? Dein Hafen, Havena, und Dein Bethaus, Bethana, quillen über ob des frevelnden Stahls. *Hephardos Leiotatos*, wie lange willst Du Dich noch unter das Joch der Feuer- und Sonnengötzen stellen? Wer war es, der Dir Hafen und Bethaus erbaute? Handwerker, Steinmetze, Zimmerleute, allesamt Diener des Metalls. Gibt es überhaupt einen Ort jenseits von Fluss und Meer, der Dir nur ansatzweise gerecht wird oder vielmehr Dir nur ansatzweise gerecht werden kann? Und selbst das Meer, das Dir heilig ist wie kein zweites auf Deren, ist voll von mit Eisennägeln durchdrungenen »Gaben«. *Hephardos Abythoste*, wirf Dein Netz über diese Sphäre und reinige sie. Reinige sie mit Deinen salzigen Tränen, *Halykodakrys*. Wasche sie aus wie die Felsen der Ingrakuppen. Überflute Meeresufer und Flussauen, damit sie von Frevel reingewaschen sind. Grangor, den Sumpf des Verrats, lege trocken. Albenhus, den Strudel des Verderbens, lass versiegen. Was unterscheidet sie von Wahjad, der Ausgeburt der Tiefe? Deine Feinde Charyptoroth und Numinoru sehnen Deinen Fall herbei. Lass sie nicht triumphieren!

Wann hatte sie zum letzten Mal triumphiert?

Hatte sie das überhaupt jemals? Vielleicht, als sie zur Meisterin des Flusses der Binnenlande ernannt wurde. Es schien ihr Ewigkeiten entfernt. Während Quelina weiter in ihren Gemächern sinnierte, die ihre Stellung innerhalb der Kirche standesgemäß widerspiegelten, wurde sie zunehmend eifersüchtiger auf ihren jungen Gefährten. Wie würde er wohl die Gedanken Skendins aufgenommen haben? Oder was sollte ihm sonst im Kopf herumschwirren? In ihrer Morgenandacht am Tag nach seiner Weihe hatte sie über die Geschichte des Tempels und vor allem über Skendin gesprochen. Langsam dämmerte es ihr, zunächst noch verschwommen, aber dann konnte sie es klar erkennen: Nicht die Weihe trieb ihn in die Versunkenheit. Ja, es musste die Geschichte des Tempels, genauer gesagt *dieses* Tempels

sein, die ihn mit Zweifel erfüllte. Der Grund, warum er nicht von dannen ziehen wollte. Das Konzil von Albenhus 635 BF. Panfilo, Jakures, Barhelm. Welchen Umgang dürfen Geweihte mit Feuer haben und wo sind die Grenzen? Zufrieden strich sich die Meisterin mit der Linken durch ihr dünnes Haar, während sie in der Rechten ihren dreizackigen Efferdbart vor sich her trug. Das Rätsel schien gelöst. Allerdings ging ihr das zu schnell, was sie stutzig machte. Ein Teil schien noch zu fehlen, obgleich sie sich sicher war, der Lösung einen gewaltigen Schritt näher gekommen zu sein.

Auch er fühlte sich der Ursache seiner Besorgnis deutlich näher gekommen. Metall stand wie ein Fluch über seinem Dasein, und um ein efferdgefälliges Leben zu führen, musste er sich von diesem Element befreien. *Skendin, mein armer Gefährte*, ging es ihm durch den Kopf. *Ich kann dich so gut verstehen. Wie recht lagst du mit deinen Schriften. Nichts verunreinigt uns mehr als Metall!* Aber durfte er so etwas überhaupt denken? Was würde Quelina sagen? Was die Kirche? Skendins Vermächtnis ging jedoch einen Schritt weiter. Metall war für Skendin nämlich nur die Erscheinungsform der Bedrängnis, dessen war er sich sicher, als er versuchte, die roten Glyphen auf der Haut des Süßwasserrochens zu interpretieren.

Die letzten Tage hatte er nichts anderes getan, als diese Rochenhaut in den Katakomben des Tempels zu suchen. Und jetzt war es soweit: Er hatte sie tatsächlich gefunden. Versunken blickte er auf die blutroten Zeichen, die auf der hellen Bauchseite der Hunderte von Jahren alten Fischhaut schimmerten. Er führte seinen Gedankengang fort. Das wahre Problem war nicht Metall. Er hatte das Gefühl, die Glyphen würden an dieser Stelle geradezu glühen, solch ein sattes Rot schien von ihnen auszugehen. Zögernd schreckte er zurück, abwägend ob er den Anweisungen der Meisterin folgen oder weiter diese verbotene Rochenhaut entziffern sollte, die wohl nicht ohne Grund in der tiefsten und verlassensten Ecke des Tempels gelegen hatte. Die Wurzel allen Übels stellte etwas anderes dar.

Feuer.

Jetzt konnte er es quellklar erkennen. Feuer. Flammen. Wärme. Seit Anbeginn der Welt liefen die Menschen und andere Wesen diesem hinterher, getrieben von ihrer Suche nach Behaglichkeit. Der Unergründliche schenkte ihnen das Meer mit Fischen zur Speise und Seen und Flüsse, genährt mit *Glykydakrys,* zum Trank. Aber die Gier und der Drang nach Selbstbestimmung trieben sie vom Meer weg, hin zum Land.

Gwen Petryl, das Efferdlicht, von den Splittern der Feste Alverans, reichte ihnen nicht mehr. Vielmehr ließen sie sich von den Wärmespielereien der Sonnen- und Feuergötzen blenden. Die Strahlen Praios‘ und die Esse Ingerimms galten ihnen fortan mehr. Jedoch strafte sie Efferd in Seinem gerechten Zorn mit dem Verlust der Kälteresistenz, denn Kälte und Wärme, kühles Wasser und heißes Feuer, können nicht miteinander existieren.

Unwillkürlich tauchte er seine Haare in ein Fass kühlen Wassers und strich sie sich anschließend mit beiden Händen nach hinten. Noch nie hatte er so bewusst Wasser auf seinem Körper gespürt. Auf seiner Seele. Ohne Feuer ist das Leben hart. Ohne Wasser hingegen ist es unmöglich. In diesem Moment kam er der Lösung ganz nahe. Feuerlos hatte Efferd die Schöpfung geplant. Feuerlos soll sie wieder werden. Und seine Aufgabe bestand darin, dies zu verkünden – Skendins wahres Vermächtnis.

Wie aber sieht ein feuerloses Leben aus?

Quelina sinnierte angeregt. Wann hatte sie eigentlich das letzte Mal rohen Fisch gegessen? Ohne von der Wärme von Praios' Strahlen getrocknet oder gar über Travias Herdfeuern gekocht? Wie viele Götterläufe musste sie zurückblicken? Ein herausfordernder Gedanke, das musste sie zugeben. Glücklicherweise fiel ihr gleich wieder das Konzil von Grangor ein, 377 BF. So ist ein auf Feuer gebratener Fisch ein durchaus gefälliges Mahl. Also, ist doch alles geklärt. Weshalb sich den Kopf zerbrechen mit Fragen, die Kirchenväter und -mütter schon Hunderte von Jahren vor ihrer Zeit geklärt hatten? Warum sollte sich dann aber ihr Gefährte darüber Gedanken machen? Noch immer hatte sie des Rätsels Lösung nicht gefunden.

Wie muss das Leben zu Anbeginn der Zeit auf Deren wohl gewesen sein?

Für den jungen Geweihten bedeutete Efferds Reich vor allem eines: Wasser. Sein Wall ist der Ozean, Sein Volk findet dort Zuflucht. Necker, Fische und weitere Kreatürlichkeit – Kraken, Kröten, Krebsgetier –, sie alle lebten und leben es doch noch vor, wie man dem Unergründlichen auf den Grund kommt. Der Weg vor ihm führte ihn zurück in Fluss und Meer. Strom und Strömung sollten seine Haut sein. Gwen Petryl sein Licht, und jedes Zucken und Frieren seines Körpers würde ihn seinem Gott näher bringen. Frieren würde ihm aufzeigen, wie sehr er von seinem Gott abhängig war, aber *Hephardos Leiotatos* würde sich seiner erbarmen. Lieber von Hephardos abhängig sein als von Praios. Dessen war er sich sicher. Der Weg des Flusses führt zum Meer.

Aber zuerst muss die Quelle verlassen werden.

Quelina hielt inne. Ein Leben ohne Feuer. Was würde das für Albenhus bedeuten? Albenhus galt als weltoffene Stadt, nicht nur in den Flusslanden, sondern auch im ganzen Mittelreich und den Reichen drum herum. Ferner würde es das Verhältnis zu den nordmärkischen Zwergen zutiefst zerrütten, möglicherweise gar einen Krieg provozieren.

Wie würden die Anhänger des Flussvaters über sie denken? Würde die Kirche nicht noch mehr entzweit, als sie es schon war? Konnte der Unergründliche so etwas wirklich gutheißen? Die Meisterin erkannte ihre Unsicherheit – doch woher rührte sie?

Sie konnte es drehen und wenden, wie sie wollte, es half nichts. Sie fühlte sich zum ersten Mal in ihrem Glauben ernsthaft herausgefordert. Sie war mit ihrem Wissen am Ende. Jetzt, da ihr all ihre Weisheit nicht mehr weiterhalf, war sie an dem Punkt angelangt, an dem sie daran glauben musste. Der Alte Gott ist ein tiefer, unergründlicher Ozean, er verlangt mehr, als ein Bruchteil eines zwölfgöttlichen Konstrukts zu sein, das seit einem guten Jahrtausend über der Kirche schwebte. Sie konnte es jetzt ganz klar erkennen, und das versetzte sie in Angst, vor der sie sich nicht hinter ihrer Position verstecken konnte. Mit aller Kraft versuchte sie, gegen ihre Verzweiflung anzukämpfen. Lieber hätte sie sich einem Hai oder Rochen oder gar einer Seeschlange in den Weg gestellt.

Angespannt ging sie in ihrem Gedächtnis all die Bücher und das Wissen durch, die sie sich in ihrem Leben als Quelina angeeignet hatte, von der Quelle bis zur Mündung, bis der große Gedankenfluss sein Ziel erreichte: Havena. Beruhigt atmete sie durch.

Hatte sich nicht einst Efferdhilf, der Blaue, Hochgeweihter des Efferd in Havena, angemaßt, diesen Gedanken auszusprechen? Efferd allein möge herrschen, und weder Praios noch ein anderer der Elf sollten Ihm den Götterthron streitig machen. Und war es nicht Ef-

ferd selbst, *Hephardos Agriotatos*, der Efferdhilf und mit ihm ganz Havena für diesen Gedanken mit Seiner göttlichen Sintflut vernichtete? Wieso sollte es denn Albenhus anders ergehen? Nein, Havenas Schicksal sollte als göttliche Warnung angesehen werden. Praios war der wahre Götterfürst, seine Strahlen konnten Efferds Gaben nicht verunreinigen. Und da Praios gnädig auf seine Schwester Travia und seinen Bruder Ingerimm blickte, galt Gleiches auch für sie. Sie hatte einen Entschluss gefasst.

Fion musste verschwinden.

Er hielt es im Tempel der rauschenden Wasser nicht mehr aus. Wohin er auch blickte, er sah nur Metall und darin die Flammen, in denen es geschmiedet wurde. Steine, mit eisernen Hacken gebrochen und stählernem Werkzeug gemeißelt. Gebälk, mit metallenen Hämmern und Nägeln gezimmert. Dreizacke und Fischmesser, geschliffen aus reinstem Koschstahl. Seile und Netze, zurechtgeschnitten mit Klingen aus der Esse des Ambossgebirges. Kleidung aus feinsten Stoffen, genäht mit Nadeln aus den Feinschmieden des Horasreiches. Bücher aus Pergament und mit Ledereinband, Halterungen für Gwen-Petryl-Steine, Teller, Besteck, Rasiermesser.

Wohin seine Augen auch blickten, überall zeugten Werke von Werkzeugen und damit von der Macht des Feuers. Fion schloss die Augen und sprach innerlich ein Gebet zu Efferd: Unergründlicher Efferd, *Hephardos Abythoste*! *Hephardos Pegeios*, ich bin Deinem Ruf gefolgt und habe mich auf den Weg zur Quelle gemacht. Und siehe, sie ist verunreinigt wie der Grund von Selem. Deshalb bitte ich Dich, gib mir die Kraft und steh mir bei, sie wieder zu säubern. Koste es, was es wolle. *Hephardos Aprobleptos*, Du bestimmst den Preis. *Anexei Hephardou*!

Dann fasste er einen Entschluss. Fortan sollten weder Feuer noch Metall über sein Leben herrschen.

Lediglich der Makel seiner Geburt blieb ihm erhalten.

Quelina fiel es wie Schuppen von den Augen: Fion wollte den inneren Fluss erkunden. Einen Begriff, den sie die ganze Zeit abgetan hatte. Schließlich war sie eine beschäftigte Meisterin und ein Fluss liegt immer im Inneren, sonst wäre es kein Fluss. Nun begann sie, seinen Gedankengang nachzuvollziehen. Auf der Reise zu seiner Bestimmung entspringt ein Fluss dort, wo alle Flüsse ihren Anfang nehmen: an der Quelle. Hatte sie ihn nicht selbst zu dieser Reise ermutigt? Gemeinsam mit ihm seinen neuen Namen überlegt? Fion Flussläufer. Natürlich dachte sie in ihrer Beschäftigung nicht so weit, sondern daran, dass er sich aufmachte, um den Großen Fluss zu seinem Ursprung zu folgen. Jetzt war er zu seinem Ursprung aufgebrochen, allerdings nicht zum Ursprung des Großen Flusses, sondern zu seinem eigenen – zu seiner Geburt.

Normalerweise sprechen Efferdgeweihte bei einer Reise in ihr Inneres vom inneren Meer. Er jedoch war anders. Fion Flussläufers Reise begann an der Quelle seines inneren Flusses. Sie konnte jetzt den Schmerz ihres Schützlings deutlich spüren, als sie das letzte Mosaikstückchen seiner Bestimmung vor ihrem inneren Auge zusammensetzte: geboren am dreiundzwanzigsten Ingerimm.

Sie fühlte seinen Schmerz, als wäre es ihr eigener. Sie machte sich große Vorwürfe. Wie hatte sie nur so lange brauchen können, um seinen Weg zu erkennen! Er war klar und rein

wie eine Quelle in den Flusslanden, unbefleckt von Dogmatik und Politik. Eine Träne entsprang den wasserblauen Augen und sie beschloss, ihren ehemaligen Novizen aufzusuchen. Aber sie kam zu spät.

Fion war schon weg.

Entschlossen riss er sich die Kleider vom Leib, brach das auf dem Tisch seiner Schlafstube stehende Efferdlicht aus der Halterung und rannte damit hinaus in die Dunkelheit. Nichts wie weg von diesem Ort des Frevels. Sehnsuchtsvoll erblickte er die Fluten des Großen Flusses, die den Tempel der rauschenden Wasser in Albenhus umgaben. Den Sprung ins nasse Element, das um diese Jahreszeit die Kühle der Schneeschmelze von Finsterkamm und Kosch mit sich führte, nahm er kaum wahr. Das Versinken in den Fluten erlebte er als ein zutiefst reinigendes Bad, nicht nur für seinen Körper, sondern vor allem für seinen Geist und seine Seele. Weder Kälte noch Strömung spürte er. *Hephardos Pegeios* umgab ihn von allen Seiten und umhüllte ihn mit Seiner süßwasserspendenden Aura.

Prustend tauchte er wieder auf, wobei es befreit aus seinem Inneren heraus schrie wie eine Möwe, die am Strand auf eine Muschel stieß: »*Hephardos Pegeios*, gemeinsam mit Dir in den Fluten von der Quelle bis zur Mündung unterwegs zu sein! Was könnte es Erfüllenderes geben, als mit Dir diese Reise zu bestreiten!«

Mit jeder Elle, die ihn die Strömung von Albenhus wegtrieb, spürte er, wie vor allem seine Seele gestärkt wurde, was ihn darin bestätigte, das Richtige zu tun. Wenige Meilen hinter Albenhus fand er Zuflucht in einem Moor. Mit seinen Händen grub er ein Erdloch, um sich vor der Kälte zu schützen. Dies erwies sich jedoch als alles andere als einfach, da er in unmittelbarer Nähe zum Fluss nicht sonderlich tief graben konnte, aber er schaffte es. Noch vermochte er der Kälte nicht so zu widerstehen, wie er es gerne hätte. Noch war er nicht soweit, wie es *Hephardos Agriotatos* von ihm forderte, aber ein erster Schritt war getan. Weitere würden folgen.

Das zügige Fließen des Großen Flusses vernehmend, schlief er zufrieden und erschöpft ein. Alles hatte er für sein neues, echtes Leben zur wahren Verherrlichung Efferds aufgegeben. Lediglich der kleine Gwen-Petryl-Stein, den er aus der Lampe seiner Kammer gebrochen hatte, erinnerte an sein früheres Leben.

Nichts als der kleine Gwen-Petryl-Stein aus seiner Lampe.

Alles andere war noch in Fions Kammer. Quelinas Blick fiel auf die Seerochenhaut, die auf dem kleinen Tisch in seinem Zimmer lag. Skendins Vermächtnis! Er hatte es gefunden und gelesen. Ehrfürchtig stand die Meisterin vor dem Hunderte von Jahren alten, aber dennoch gut erhaltenen Relikt, das sie, wie sie nun feststellen musste, vergeblich versucht hatte, von ihrem jungen Gefährten fernzuhalten.

Pflichtbewusst bemühte sie sich, die Rochenhaut zusammenzurollen, da sie für die Kirche eine verbotene Schrift darstellte, was ihr jedoch nicht gelang. Lange war es her, dass sie zum letzten Mal einen Blick darauf geworfen hatte. Auch sie hatte in jungen Jahren der Neugier nicht widerstehen können und sich an die Entzifferung herangewagt. Allerdings hatte sie dies schnell wieder verdrängt, da kritische Fragen in ihrer Kirche, wie in allen anderen Kirchen auch, unerwünscht waren.

Die roten Glyphen entziffernd sinnierte sie darüber, welche Gefühlsströme ihrem Zögling Fion Flussläufer wohl beim Lesen dieser Schrift durch sein Herz geflossen sein mochten. Es musste ihm wie eine Offenbarungsschrift vorgekommen sein. Womöglich würde er zum ersten Mal empfunden haben, von jemandem verstanden worden zu sein. Ein Gefühl, so dachte sie, das sie ihrem Schüler wohl trotz all ihres Wissens nie hatte vermitteln können. Sie konnte die Tränen jetzt nicht mehr zurückhalten, und im Schutz der Dunkelheit, die nur von dem schwach bläulich schimmernden Strahl ihres kleinen Efferdlichts durchbrochen wurde, weinte sie bitterlich. Über Skendins Schicksal, über Fions Flucht und auch über sich selbst.

*Was ist die Dogmatik der Kirche? Wie wird sie begründet? Und gibt es eine Dogmatik, die Dogmatik bestimmt?* Je mehr sie darüber nachdachte, desto mehr erkannte sie, wie sehr sie, trotz ihrer einflussreichen Position in der Kirche, nur ein winziger Tropfen in Efferds Ozean war. Erstaunlicherweise verunsicherte sie das nicht, sondern vermochte sie zu trösten. *Hephardos Leiotatos* nahm sich ihrer an. Sie fühlte sich neu gestärkt. Dann wandte sie sich wieder der Rochenhaut zu und stellte eine weitere Gemeinsamkeit zwischen Fion und Skendin fest:

Auch Skendin wurde im Ingerimm geboren.

*Auch Skendin ...*, ging es Fion durch den Kopf, als er am nächsten Morgen in seinem Erdloch am Ufer des Großen Flusses westlich von Albenhus durch die Kälte geweckt wurde. Je mehr er über Skendins Vermächtnis sinnierte, desto mehr spürte er eine Seelenverwandtschaft zu dem Mann, der vor mehreren Hundert Jahren von seiner Kirche als Ketzer stigmatisiert worden war. Skendin zog den Hass der Gefolgschaft von Wind und Wogen auf sich. Um sich vor Verfolgung zu schützen, stürzte er sich in die Fluten des Meeres der Sieben Winde.

Unwillkürlich musste sich Fion bei diesem Gedanken erheben, seine Kuhle verlassen und an die vorbeifließenden Wasser des Großen Flusses treten, die durch die derzeitige Schneeschmelze besonders schnell dahinzogen. Wasser im Überfluss. Leben im Überfluss, strömend hin zum Vater. Wie ein Fisch von einer Fliege angelockt, zog ihn das vorbeistürzende Wasser an. Er verspürte den Drang, sich mit Efferds Element zu vereinen – hin zum Fluss, zum Meer, zur Ewigkeit.

Er spürte, wie die eisige Kälte des Wassers von den Füßen an seinem zitternden, blassen Körper langsam aufwärtsstieg, seine Knie, Schenkel, Lenden und schließlich sein Herz erfasste. Blau liefen seine Lippen an, als das schnell fließende Wasser auch die Spitzen seiner herabhängenden, halblangen Haare benetzte. Die gewaltige Strömung des Großen Flusses nahm er nicht wahr. Er ging den Weg Skendins. Denn gewaltiger als all diese äußere Strömung war seine innere, der Drang, die Sehnsucht hin zum Vater der Fluten und allen Lebens, hin zu Efferd. Er kämpfte mit sich selbst, diesem innerlichen Trieb, nicht nachzugeben. Er spürte, dass seine Aufgabe noch nicht erfüllt war. Er war Skendins Seelenverwandter und er hatte eine Bestimmung gegenüber Efferd, der Kirche und sich selbst. Die Delphinmanuskripte, die heiligen Schriften des Efferd, mussten um ein weiteres Dokument ergänzt werden, nämlich um Skendins Vermächtnis.

Um seine Kirche zu überzeugen, musste er das tun, was den Alten Gott am meisten ehrte. Dies war nicht Kämpfen mit Waffen oder Worten, sondern intuitives Vorleben. Entschlossen breitete er die Arme in den Fluten aus und ließ, um Efferd zu preisen, seine Emotionen frei

heraus. Ein Schrei, der aus den Tiefen seiner Seele herausströmte, hallte über die Oberfläche des Flusses. »Großer, unberechenbarer Efferd, *Hephardos Aprobleptos*, Dir weihe ich mich! *Anexei Hephardou!* Du gebietest uns, unsere Launen auszuleben, und das tue ich. Zorn erfüllt mich wie Dich, *Hephardos Agriotatos*, Zorn ob der Ignoranz, Behaglichkeit und Selbstzufriedenheit Deiner Kirche. Havena hast Du einst durch Deine Flut vernichtet, obgleich Efferdhilf eine Wahrheit aussprach, wenn man den Quellen Glauben schenken darf. Für mich ist das nicht zu verstehen. *Hephardos Abythoste*, Du bist unergründlich, und dennoch sehe ich es als meine Bestimmung an, Dich zu ergründen. Dein Zorn soll mein Zorn sein und Deine Leidenschaft die meine. Vater der Fluten und Gezeiten, *Hephardos Palirroios*, Dich rufe ich an, mein Werk zu segnen – mein Werk, Skendins Vermächtnis zu leben. *Anexei Hephardou!*«

Als er sein Gebet beendete, vernahm er ein Geräusch, das von der Mitte des Flusses kam. Dann erblickte er etwas Besonderes:

Einen weißen Delphin.

Quelina starrte auf das Amulett, das das heilige Tier Efferds zeigte. Was hatte der Alte Gott wohl zu Skendins Vermächtnis zu sagen? Was zu Fions Verschwinden? Je mehr sie darüber nachdachte, desto mehr festigte sich die Erkenntnis in ihr, dass sowohl Fion als auch Skendin möglicherweise, ja sogar höchstwahrscheinlich, alles andere als Ketzer waren und dass es sich ihre Kirche zu oft zu leicht gemacht hatte. Man befürchtete die Auseinandersetzung mit den Vertretern der übrigen Kirchen, vor allem mit der Anhängerschaft des Praios. Aber auch die Kaiserin wäre sicherlich nicht begeistert von Skendins Lehre.

Das Mittelreich sehnte sich nach Frieden nach all den Ereignissen der letzten Jahre. Quelina war eine alleinstehende Gefährtin, ebenso Fion, aber was wäre mit all den Familien, die es zu schützen galt? Handwerkerinnen, Bauern und Kinder konnten mit Wasser und rohem Fisch vielleicht ernährt, nicht jedoch beschützt werden. Grenzen und Armeen waren geschwächt, die Orks würden ein metallfreies Heer im Handstreich besiegen.

Nein, sie konnte die Position der Kirche nicht infrage stellen. Und dennoch wusste sie, dass sie es tun musste. Aber zunächst galt es, Fion zu finden. Schon bald würden auch andere den Weggang ihres Gefährten bemerken und anfangen, Fragen zu stellen.

Liebevoll rollte sie die Seerochenhaut in seiner Kammer zusammen und brachte sie in den tiefsten Winkel des Tempels zurück. Niemand sollte wissen, was ihn beschäftigte. Noch nicht. Dann nahm sie ihren Efferdbart und ihre Gwen-Petryl-Lampe und folgte seinem inneren Fluss in die Dunkelheit.

Aber wo führte dieser hin?

Gestärkt durch sein Gebet verließ Fion das Wasser. Erst jetzt schien er die frische Kühle auf seiner Haut wahrzunehmen und war intuitiv geneigt, die Strahlen der Praiosscheibe aufzusuchen, um sich zu wärmen, als es ihm in den Sinn kam, dass er fortan ja feuerlos leben wollte. *Was bin ich nur für ein Geweihter*, ging es ihm durch den Sinn, *ich fliehe der Nähe Efferds, um mich in Praios' Strahlen zu sonnen?* Hephardos Leiotatos, *habe Geduld mit mir!*

Er beschloss, sich in seine Kuhle zurückzuziehen und erst bei Nacht wieder die Oberfläche zu betreten, es sei denn, die Wolken würden die Praiosscheibe verdrängen. Hungernd und frierend versuchte er, erneut zu schlafen, um sich auf seinen neuen Tagesrhythmus

einzustellen. Stunden später, die ihm wie eine Ewigkeit vorkamen, fasste er den Entschluss, sein Erdloch zu verlassen. Jetzt war es Nacht.

Diese Nacht nahm Quelina die Intensität der Dunkelheit besonders wahr. Bachstelzen kreischten über den Wassern des Großen Flusses, die Strömung zog gefährlich still an ihr vorbei, und in der Ferne war der Schrei eines Hasen zu hören, der gerade gerissen wurde. Sie ließ die Eindrücke ihrer Umgebung auf sich wirken. Wahrscheinlich mal wieder ein Fuchs auf Beutezug. Selbst ein Fuchs ist dazu in der Lage, ohne Sonne zu leben und rohes Fleisch zu essen. Warum nicht der Mensch? Phex, der Gott der Nacht, lebte es vor, wie es ist, sich Praios zu widersetzen. Was hielt die Efferd-Kirche davon ab? Was sie selbst?

Sie schritt den hölzernen Steg an der Außenseite des Tempels entlang. Da dieser auf einer Insel inmitten des großen Flusses lag, gab es keine andere Möglichkeit, als ihn mittels eines Bootes zu verlassen. Stege aus Holz, zusammengehalten mit eisernen Nägeln. Der Gedanke brannte sich tief in ihr Inneres, und zum ersten Mal in ihrem Leben beschloss sie, diesen Schmerz nicht zu ignorieren oder mit der Dogmatik eines Konzils schönzureden, sondern bewusst auszuhalten. Zögernd ging sie weiter, die alten Holzbohlen entlang, um an den kleinen Nachen am Ende des Steges zu kommen. Der silberfarbige Koschstahl ihres Dreizacks spiegelte das blass scheinende Licht des Madamals wider. Wellen plätscherten, als sie in das Boot stieg.

Sie musste sich beeilen, denn in Kürze würden die ersten Fischer auf den Großen Fluss hinausfahren, und wenn diese sie sähen, würden sie auf sie zugesteuert kommen und sie um ihren Segen bitten. Dieser Gedanke sorgte sie, denn im Moment war sie sich nicht mehr sicher, ob sie das noch konnte. Der Geruch von Eisennägeln, der an ihrem Kahn haftete, kam ihr in diesem Moment vor wie Blut an der Hand eines Mörders. Leise, darum bemüht, jegliches Geräusch zu vermeiden, löste sie das Tau, das ihren Nachen am Steg festhielt, und ließ sich auf die Mitte des Großen Flusses hinaustreiben.

Treibholz.

Fion starrte auf die Mitte des Großen Flusses, als ein gewaltiges Stück Holz von der Strömung an Land gespült wurde. Intuitiv zog er es ans Ufer, da ihn das Schaukeln des Holzstücks im seichten Wasser aus seinen Gedanken riss. Hunger plagte ihn, den er durch Meditation zu unterdrücken versuchte. Sein altes Ich forderte einen über Feuer gebratenen Fisch, doch er konnte nicht mehr zurück. Seine Zukunft war feuerlos.

Als er sich wieder seinem Gebet widmete, berührte ihn etwas an den Zehen. Ein weiteres Stück Treibholz war an Land getrieben, das er ebenfalls herauszog. Dabei kam ihm eine Idee. Aus dem Schilf, das hinter ihm wuchs, konnte er feste Schnüre machen und so die zwei Stücke Holz zu einem Floß verbinden. Nachdem er zumindest seinen Durst mit Flusswasser ausgiebig gestillt hatte, sodass sein Magen nicht mehr ganz leer war, ging er ans Werk.

Als er im Morgengrauen die Arbeit vollendet hatte, segnete er sein Boot mit den Weiheworten seiner Kirche: »Wohlwollende Wogen, Euch empfehle ich dieses geringe Gefährt an. Euch preist diese Gabe mit dem leichten Tanz auf Euren Kronen. Glänzende Gischt, sei Du Kränzung und Zierrat dieser Gabe!« Den letzten Satz änderte er jedoch ab: »Möget Ihr alle diese Gabe leiten im Lichte der göttlichen Steine.« Denn alle himmlischen Feuer in seinem Leben waren verloschen.

Wirklich alle?

Eine große Wolke bedeckte das Madamal, sodass die Gwen-Petryl-Lampe Quelinas einzige Lichtquelle war. *Es fühlt sich gut an*, dachte sie. *So muss es auch in Efferds Wasserreich sein*. Sie verspürte, wie Fion zuvor, den Drang, sich ihrer Kleidung zu entledigen und in Efferds Element einzutauchen, sich ganz ihrem Gott hinzugeben. Ihre Scham und Menschenfurcht hielten sie jedoch davon ab.

Was wäre, wenn sie, so wie Efferd sie schuf, von herausfahrenden Fischern gesehen würde? Sie war eine ortsbekannte Persönlichkeit, es würde nicht lange dauern, bis dies den Geweihten der Travia oder gar denen des Praios bekannt werden würde. Der Verlust ihres Einflusses und all ihrer Autorität wäre die Folge. Man würde sich das Maul über sie zerreißen wie über Efferdan, den Hüter des Zirkels, der mit einer Nixe zusammenlebte. Efferd war schließlich nicht Rahja. Nein, so mutig war sie dann doch nicht.

Noch nicht.

Fion war bereit. Aus dem Rohrschilf, das ihn umgab, flocht er sich einen Lendenschurz, eine Kette, an der er sein Efferdlicht um den Hals trug, sowie ein Fischernetz, das er Tränenfänger nannte. Denn jeden Wassertropfen, der durch sein Netz strömte, sah er als eine Träne Efferds an, ausgesandt, um ihn zu trösten und dann wieder zum Vater zurückzukehren. Das stärkte ihn. Einen kräftigen Ast, den er ebenfalls aus dem Großen Fluss fischte, benutzte er als Ruder. Auf den Großen Fluss hinauszufahren, traute er sich jedoch noch nicht. Zu stark war die Strömung, auch für ihn als geübten Bootsmann, weshalb er beschloss, sein Netz an seinen Ruderstock zu knüpfen und als eine Art Angel in den Fluss hinauszuhalten. Der Hunger brachte ihn mittlerweile fast um den Verstand, aber seine Willenskraft war enorm, und so gelang es ihm, zunächst einige kleinere Fische herauszuziehen, die er als Köder für einen größeren verwendete. Mit Erfolg, denn am Morgen hatte er bereits einen mächtigen Wels an Land und in sein Erdloch gezogen. Gierig schob er sich das rohe Fleisch zwischen die Zähne. Efferd versorgte die Seinen.

Wirklich?

Quelina hatte da mittlerweile so ihre Bedenken. Warum hatte der Unergründliche, *Hephardos Abythoste*, nichts unternommen, um seinen Diener Skendin zu schützen? Gedankenversunken trieb sie in ihrem kleinen Boot auf dem Großen Fluss dahin. Je mehr sie nachdachte, desto bedrückter wurde sie. Die Nägel in den Planken ihres Bootes, ihr koschstählerner Efferdbart, der ihr als Ruder diente, ja sogar ihre mit metallenen Nadeln zusammengenähte Gewandung, die sie bei einer ihrer Reisen ins Reich des Horas‘ von einer Schneiderin erworben hatte und die sie als Meisterin des Flusses der Binnenlande auszeichnete, all das schien sie jetzt förmlich zu erdrücken. Sie sehnte sich danach, diesen Gedanken zu entkommen, doch es gelang ihr nicht.

An den Ufern konnte sie unscharf die Fischerboote erkennen, die darauf warteten, in wenigen Stunden ins Wasser gelassen zu werden. Dahinter nahm sie die Häuser an der Wasserfront von Albenhus wahr. Alles Schöpfungswerk, das ohne Metall nicht möglich wäre. Aus den Häusern der Stadt stieg von Kaminen und Herdfeuern Rauch auf. Überall, wohin sie blickte, lebten Menschen, die sich nach Wärme und Behaglichkeit sehnten.

Währenddessen hatte sich die Wolke verzogen, die das Madamal bedeckte, sodass das Mondlicht wieder zu erkennen war. Am südlichen Ufer sah sie in der Ferne die Ausläufer des Eisenwaldes, im Norden die des Koschs. Sie spürte die Feuer der Esse der dort ansässigen Zwerge sich tief in ihre Seele einbrennen, bis der Schmerz kaum noch zu ertragen war. Es kostete sie, die Vorsteherin des Tempels der rauschenden Wasser, ihre gesamte Kraft, um sich gegen diese Seelenqual zu wehren. Mit aller Macht versuchte sie, ihren Blick vom Anblick der Ufer wegzulenken. Fest umklammerte sie ihren Efferdbart, als sie durch das Licht des Mondes, das sich erneut in den drei silberfarbenen Zacken ihrer Waffe widerspiegelte, derart geblendet wurde, dass sie diese unwillkürlich fallen ließ und ihr Herrschaftssymbol in den nachtschwarzen Fluten des Großen Flusses versank.

Herrschaft.

Warum ist sie den Menschen so wichtig? Wichtiger als alles andere. Wichtiger als Efferd selbst. In der hereinbrechenden Nacht begann Fion seine Meditation. Es brauchte jemanden, der ihnen allen zeigte, dass Skendin kein Verrückter war, sondern ein Auserwählter. Aber wer würde schon auf ihn hören? Er war nur ein einfacher Gefährte von Wind und Wogen, der im Morast hauste und zu überleben versuchte. Das musste sich ändern!

Nachdem er einige Stücke rohes Welsfleisch zu sich genommen hatte, brach er aus dem Fischkadaver ein stabiles Stück Knochengerüst mit drei starken Rückengräten heraus, das er mit Schilf an seinem Stab befestigte. Sein metall- und feuerfreier Dreizack war fertig. Er nannte ihn Welsenstich. Stolz nahm er ihn in seine Rechte, während er mit der Linken zu Tränenfänger griff. Jetzt musste er schleunigst ein größeres Seetier erlegen, etwa eine Seekuh oder einen Seetiger, um seinem jämmerlichen Ansehen die notwendige Würde für seine Aufgabe zu verleihen.

Eigentlich war er ein gutaussehender junger Mann mit dunkelblonden Haaren, die er mit Flusswasser nass hielt und sich regelmäßig mit seinen Händen zurücklegte. Sein fein säuberlich gestutzter Vollbart fing seit einigen Tagen zu wildern an, da er seit der Entscheidung, Skendins Vermächtnis zu verwirklichen, sich seines Rasiermessers entledigt hatte. *Auch gut,* dachte er, *dann sehe ich dir ähnlicher*, Hephardos Agriotatos.

Er fasste einen Entschluss. Diese Nacht würde er mit seinem kleinen Floß in Richtung Meer aufbrechen, wo er darauf hoffte, eine Seekuh zu erlegen, deren Haut ihm als Mantel, Pergament und Tarnung zugleich dienen sollte. Vor dem Aufbruch wollte er noch einmal meditieren. Wie sagte seine Mentorin immer:

Efferd begegne einem in der Versenkung.

Quelinas Efferdbart näherte sich dem Flussgrund. Mithilfe eines efferdgefälligen Rituals hätte sie ihren Dreizack ohne Weiteres wieder an die Oberfläche holen können. Doch die Erschöpfung forderte ihren Tribut: Sie war zu schwach, um dieses Ritual zu wirken. Zu sehr hatten sie ihre Gedanken die letzten Tage beansprucht. Mit ihrem Efferdbart hatte die Meisterin jedoch nicht nur ihre Waffe, sondern auch ihr Ruder verloren. Im Gegenzug gewann sie eine neue Freiheit, denn völlig den Wassern des mächtigsten Stromes Deres ausgeliefert zu sein, trieb sie in die Abhängigkeit des Unergründlichen, wie sie es bisher noch nicht kannte. Efferd ist größer. In ihr breitete sich eine Ruhe aus, wie sie sie seit langem nicht mehr gespürt hatte.

Sie schloss die Augen und atmete die kühle Luft ein, während ihr der Wind, Efferds Gefährte, sanft und mild über die leicht frierende Haut strich. »*Hephardos Leiotatos*, sanftmütiger Efferd«, kam es ihr über die im Ansatz bläulich gefärbten Lippen, »lange ist es her, dass ich mich Dir so nahe gefühlt habe. Meine Lippen tragen Deine Farbe, mein Zepter der Herrschaft hast Du zu Dir geholt, denn Du allein bist Herrscher über Fluss und Meer, großer *Hephardos Agriotatos!* Du regnest, Du fließt, Du versorgst. Metall, Eisen, Erz, Feuer, Flamme, Funke sind Dir fremd – und in meinem Tempel – in Deinem Tempel – brennen und verbrennen sie Deine Göttlichkeit. Doch Du bist mächtiger! Vergib mir treuer, sanftmütiger *Hephardos Leiotatos*, zürne nicht, mächtiger *Hephardos Agriotatos*! Unergründlicher Efferd, *Hephardos Abythoste*, ich weihe mich Dir aufs Neue. *Anexei Hephardou!*«

Als sie diese Worte sprach, entledigte sie sich ihrer Gewandung, brach, wie Fion wenige Tage zuvor, ihren Gwen-Petryl-Stein aus seiner Halterung und verließ ihr kleines Boot. Zum ersten Mal in ihrem Leben seit ihrer Geburt – das Wort Tsatag vermied sie, da Tsa die Mutter des Flussvaters war, zumindest wenn man den Schriften Admares des Jüngeren Glauben schenkte –, zum ersten Mal war sie frei von Metall und Feuer. Jetzt glaubte sie sich bereit.

Aber wo sollte die Reise hingehen?

Seine Seekuhhaut würde er früher oder später besitzen, doch was käme dann? Quelina würde seinen Frevel sicherlich bereits bemerkt haben. Und dann würde sie ihn zum Ketzer erklären, wie einst Skendin zum Ketzer erklärt worden war. Die Praioten würden wohl darauf drängen, ihm einen langsamen und qualvollen Tod zukommen zu lassen. Wahrscheinlich würden sie veranlassen, dass er öffentlich verbrannt werde, womöglich in Gareth, damit sein Tod ja möglichst vielen als abschreckendes Beispiel diene. Was wäre dann mit Efferd? Würde er tatsächlich eingreifen? Oder würde er den Sonnengötzen ungehindert schalten und walten lassen, wie er es ohnehin schon tat? Zweifel wurden in Fion geweckt, die ihn zögerlich machten, loszufahren. Wie lange würde er sich als Vogelfreier über Wasser halten können? Oder wäre es nicht besser, auf schnellstem Weg zurück nach Albenhus zu gehen und die Meisterin des Flusses der Binnenlande um Gnade zu bitten?

Die Meisterin.

Quelina. Auch wenn es erst wenige Tage her war, dass er Albenhus fluchtartig verlassen hatte, sie vermisste er sehr. Er liebte die Diskussionen am Feuer mit ihr, ihre Weisheit beeindruckte ihn. Ihre Augen strahlten jedes Mal so schön blau wie das Wasser des Großen Flusses, wenn sie sich bei gebratenem Fisch unterhielten. Auch wenn er es sich nicht eingestehen wollte, all die vertrauten Gespräche über die Jahre hinweg hatten in ihm eine Nähe zu seiner Meisterin aufgebaut, deren Verlust ihn auf einmal innerlich zu zerreißen begann.

*Hephardos Astateon*, launenhafter Efferd! Er erkannte allmählich, wie sehr sein Herz an Quelina hing, auch wenn ihr Lebensfluss deutlich mehr Götterläufe zählte als der seine. Doch welche Rolle spielt es, dass die Ange nicht so lang ist wie die Breite? Fließen nicht beide ab ihrem Zusammenfluss gemeinsam weiter? Haben nicht beide ein gemeinsames Ziel? Sein Herz begann, schwer zu werden.

Wie es wohl Quelina erging?

Die Efferdpriesterin spürte das eisige Nass am ganzen Körper. Ihr Herz begann zu rasen ob der Kälte der Fluten. Gewaltige Wassermassen rissen ihren zierlichen blassen Körper in

beeindruckenden Stromschnellen mit sich. Die Meisterin fühlte sich eins mit Efferd. Leben in Erfüllung, Leben im Überfluss. Selbst das Horn von Rethis hätte ihr nicht so viel Segen einschenken können, wie es Skendins Vermächtnis in diesem Moment tat.

Wie Fion verspürte sie den Drang, sich einfach ihrem Gott hinzugeben, am liebsten würde sie sich von der Strömung bis ins Meer treiben lassen, so erfüllt war sie in diesem Moment. Etwas hielt sie jedoch davon ab, denselben Schritt wie Skendin zu tun. Sie ahnte, dass auch sie noch ihrer Bestimmung nachkommen musste, die der Alte Gott für sie vorgesehen hatte. Wie auch immer diese aussehen mochte.

Quelina beschloss, diesem paradiesischen Zustand ein Ende zu setzen und wieder an Land zu schwimmen. Als Meisterin der Binnenlande war sie eine brillante Schwimmerin, außerdem kannte niemand die Strömungsverhältnisse und Untiefen so gut wie sie. Doch ihr versagten die Kräfte. Zu anstrengend waren die letzten Stunden und Minuten für ihren Körper gewesen, sodass sie, so sehr sie sich auch bemühte, gegen die gewaltigen Wassermassen nicht ankam. Trotz ihrer hervorragenden Selbstbeherrschung, begann sich Panik in ihr breitzumachen. Hilflos schrie die sonst so gefasste Meisterin ein Stoßgebet zu Efferd in die kalte Nacht hinaus, während ihre erschlaffende Faust das sich darin befindliche Efferdlicht freigab. Mit einem letzten Blick sah sie ans rettende Ufer, ehe es völlig dunkel um sie wurde.

Fion verspürte eine tiefe Unruhe in seinem Herzen.

»Quelina!«, rief der junge Efferdpriester auf die dunkle Weite des Wassers hinaus. *Hephardos Leiotatos*, ist das möglich? Eben noch war seine Seele betrübt wegen Quelina und jetzt hörte er ihre Stimme! Ohne zu zögern, schnappte er sich Welsenstich und fuhr mit dem kleinen Floß auf den Großen Fluss hinaus.

Fion? Sie konnte es nicht glauben. Efferd schickte ihr Hilfe, und noch dazu durch den einzigen Menschen, zu dem sie eine tiefe Seelenverwandtschaft verspürte.

»Fion!«, rief sie mit letzter Kraft zurück. »Hier bin ich! Pass auf die Stromschnellen auf!« Ihre Bewegungen wurden fahrig. Die Kälte wich Benommenheit. Mit flatternden Lidern sah sie ihn auf sich zu schwimmen. Dann schwanden ihr die Sinne.

Seine Quelina!

Mit all seiner Kraft zog er ihren zitternden Körper auf sein Floß. Und mit all seiner Erfahrung und Efferds Schutz setzte er sie schließlich sicher an Land ab.

Endlich vereint!

Fion legte die fast leblose Meisterin in das Erdloch, damit sie sich aufwärmen konnte. Er hätte sie auch fest an sich drücken können, aber das traute er sich dann doch nicht. Müde und erschöpft schlief sie ein, während er über ihrem Lager Wache hielt. Für sie beschloss er sogar, noch ein letztes Mal die Strahlen des Praios auszuhalten. Gegen Mittag jedoch fielen ihm die Augen zu.

Quelinas sanfte Stimme weckte ihn in der Abenddämmerung. Schüchtern lächelte sie ihn an. »Fion, mein Retter. Ich stehe in deiner Schuld.«

Der junge Priester blickte verlegen zu Boden. Jetzt kannte er sie schon so viele Jahre, aber zum ersten Mal nahm er sie nicht als seine Lehrmeisterin, sondern als Frau wahr. Inzwischen hatte sie sich einen Schurz aus Schilfgras geflochten, der ihre Weiblichkeit bedeckte.

Gleichwohl bemerkte sie, dass er sie dieses Mal auf andere Art und Weise betrachtete. Eine Art und Weise, wahrgenommen zu werden, die sie bis dahin von ihm noch nicht kannte. Dies empfand sie jedoch nicht als befremdlich, sondern, wenn sie ehrlich zu sich selbst wahr, als äußerst angenehm. Wie reif er doch für sein junges Alter war. Und wie mutig. Er hatte den Schritt, Efferd uneingeschränkt zu folgen, in jungen Jahren gewagt. Jahre, die sie damit verbracht hatte, Heilige und Dogmen zu lernen und wie man sich den Praioten anbiederte. Auch, wenn er deutlich jünger war als sie: Nie hatte sie sich von einem Mann mehr herausgefordert gefühlt. In ihrem Denken, ihrem Handeln, ihrem Fühlen.

Fion, ein Mann? Ja, die Zeit ist schnell vergangen. Unwillkürlich musste auch sie an die Quellflüsse des Großen Flusses denken. Lediglich der Zusammenfluss ist entscheidend. Ab dort verläuft der Weg gemeinsam und am Ende wartet das große Ziel: das Meer, Efferds Wasserreich. Allerdings verwarf sie diesen Gedanken gleich wieder. Die Konsequenzen hätten Auswirkungen, die sie fürchtete. Zu viel hatte sie zu verlieren. Etwas in ihr wehrte sich, diese Art der Nähe zu ihrem jungen Gefährten zuzulassen.

»Ich freue mich, dass du dich aufgemacht hast, mit den Wassern zu wandern«, versuchte sie, sich auf andere Gedanken zu bringen.

Ihn hingegen wunderte es, dass sie ihn noch nicht auf seine Kleidung angesprochen hatte. Überwältigt von ihrer Nähe war er nicht in der Lage, zu antworten. Er schwieg. Sie ebenfalls.

Sein Herz raste. Noch immer erschien ihm die Situation unwirklich, wie ein von Efferd gesandter Traum. *Hephardos Astateon*, ging es ihm durch den Kopf. *Über deine Launenhaftigkeit kann ich immer wieder nur staunen!* Um sich zu beruhigen, wandte er den Blick von ihr ab und starrte auf die Weite des Großen Flusses hinaus. Die Priesterin setzte sich an seine Seite. Beide schwiegen nebeneinander fort.

»Skendin«, kam es ihm schließlich über die Lippen. »Ich habe sein Vermächtnis gelesen.«

»Ich sehe es.«

Mehr Worte waren nicht nötig. Seine Flucht. Seine Kleidung. Seine Behausung. Sie konnte es nicht *nicht* sehen. Er konnte seine Entscheidung, Skendins Vermächtnis zu leben, nicht vor ihr verbergen. Genauso wenig wie die Gefühle, die er ihr gegenüber empfand.

Inzwischen war es völlig dunkel geworden. Lediglich das schwach schimmernde Licht, das von dem Gwen-Petryl-Stein an seinem Hals ausging, durchbrach die Schwärze der Nacht.

»Und?«, fragte er schüchtern. Sein Herz trommelte im Rhythmus von Starkregen gegen seine Brust.

Mit ihren wasserblauen Augen sah sie ihn an. Ihre muschelgrauen Haare trug sie offen, sodass es aussah, als ob sie mit der Schwärze der Nacht verschmolzen. »Du kennst die Gesetze unserer Kirche.«

Die Gesetze der Kirche. Er kannte sie nur zu gut. Skendin galt als Ketzer. Und eine intime Beziehung zu Vorgesetzten war strengstens verboten. Sein Herz pochte jetzt bis zum Anschlag. Er wusste, dass er mit dem Feuer spielte, und das, obwohl er feuerlos leben wollte.

Aber in diesem Moment fühlte er sich wie ein Fisch, der die Fliege an einer Angel erblickte. Was sollte schon passieren? Und selbst wenn, diese Fliege sah einfach zu saftig aus. Er wollte sie. Und so setzte er alles auf eine Karte.

»Ich kenne die Gesetze unserer Kirche«, gab er bestimmt zurück, ihr dabei tief in die wasserblauen Augen blickend, die im Angesicht des Gwen-Petryl-Lichts noch kühler, noch schöner, noch mystischer funkelten als sonst. Noch ein kleiner Schwimmzug und die Fliege wäre seine.

Und der Fisch an der Angel.

»Aber«, fuhr er fort, »Quelina, sag mir, was sind *deine* Gesetze? Die kenne ich nämlich nicht.«

Der Fisch setzte zum Sprung an. Nun gab es kein Zurück mehr.

Sie spürte, wie ihre Gefühle an Heftigkeit gewannen. Die Strömung des Großen Flusses war ein Rinnsal gegenüber diesem gewaltigen Strom. Dabei nahm sie es nicht einmal wahr, dass er ihr dieses Mal nicht den notwendigen Respekt entgegenbrachte und sie ihrzte, wie es ihre Position verlangte.

Ihre Gesetze.

Wie sahen sie eigentlich aus? War sie wirklich so unabhängig von ihrer Kirche, wie sie sich noch vor wenigen Stunden inmitten des Großen Flusses fühlte? Oder war sie doch nur ein kleines metallenes Zahnrädchen, wie sie es einst auf ihrer Pilgerreise nach Bethana bei einem Feinmechaniker in den Gassen der efferdheiligen Stadt gesehen hatte? Dem großen, allbestimmenden Rad des Praios untergeordnet. Wer war sie wirklich? Wovon musste sie sich freischwimmen? Und wer war dieser junge Mann vor ihr, der noch bis vor wenigen Tagen ihr Gefährte war, den sie lieber heute als morgen auf ein Boot gesetzt hätte, um mit den Wassern zu wandern? Wer war Fion? Wer war Fion für sie?

Fragen über Fragen. Sie schloss die Augen. Ihr Herz bebte wie die Wogen des Großen Flusses während eines Sturms. *Hephardos Astateon*, betete sie innerlich, du lehrst uns, unsere Gefühle auszuleben. Nachdem sie kurz innegehalten hatte, setzte sie fort:

Das will ich tun.

Sie öffnete die Augen. Nun gab es nur noch ihn. Sanft glitt ihre linke Hand an seinen Hals und berührte die Kette aus Schilfgras, die das Efferdlicht trug, während sie mit ihren wasserblauen Augen tief in die seinen sah.

Jetzt gab es kein Zurück mehr.

Oder doch? Der Fisch hatte die Fliege geschluckt und hing an der Angel. Konnte er sich noch davon losreißen? Sollte er? Er fühlte ein Feuer in seinem Herzen brennen, das ihn schier um den Verstand brachte. Sein größter Traum, zum Greifen nah. Ihre Hand auf seiner Schulter fühlte sich gut an, er spürte, wie jeder ihrer Finger die Glut in ihm weiter erhitzte. Was waren ihre Gesetze? Würde sie ihn vor der Kirche beschützen? Ihn vielleicht sogar bei seiner Queste unterstützen? Oder würde er sich erpressbar machen? Konnte er sich denn überhaupt anmaßen, sie zurückzuweisen? Das Herz einer Frau ist wie ein Ozean. Unendlich tief. Zu tief? Wie würde sie auf seine Zurückweisung reagieren? Hatte er denn überhaupt noch eine Wahl? Konnte der Fisch noch von der Angel springen oder würde er in Kürze aus dem Meer gezogen und den tödlichen Schlag empfangen? Was waren ihre Gesetze? All das ging ihm in diesem Moment durch den Kopf, als er ihre zarte, warme Hand auf seiner kühlen, rauen Haut spürte.

Was würde Efferd denken? Würde *Hephardos Agriotatos* ihm zürnen oder *Hephardos Leiotatos* Verständnis zeigen? Je mehr er über den Alten Gott nachdachte, desto mehr spürte er, wie *Hephardos Pegeios*‘ erfrischendes Wasser den Brand in seinem Herzen kühlte. Er liebte Quelina, darin war er sich sicher. Aber er liebte auch Efferd. Und er hatte seinem Gott geschworen, dass er fortan ein Leben in Feuerlosigkeit führen wollte. Das war seine Bestimmung. Dazu mussten alle Feuer in seinem Leben gelöscht werden – auch das größte.

Das ist die Liebe.

Skendins Vermächtnis zerriss ihm das Herz. Hastig, aber entschlossen löste sich Fion von Quelinas Berührung. Er griff nach Welsenstich mit der Rechten und nach Tränenfänger mit der Linken. Fluchtartig stürzte er sich auf sein Floß und verschwand in der Dunkelheit.

Quelina blieb allein am Ufer zurück, in der Hand die zerrissene Schilfkette und das Efferdlicht ihres jungen Geliebten.

RvB
2018

RvB
2018

# *Stachel und Sonnentau*

*von R. Martensen*

*Bienen – Ich bin eine gottesfürchtige Frau. Und wenn sich mir in unserer Welt außergewöhnliche Zufälle aufzeigen, versuche ich, mit dem Vergrößerungsglas des Verstandes zu erkennen, ob darin ein Zeichen unserer Herrin verborgen sein könnte. So tat ich es jüngst, weil ich mehr als eintausend Meilen entfernt von den Grenzen Weißmaraskans wieder mit der Nase auf den dämonischen Charakter des Sonnentaus gestoßen wurde. Hatte ich dort jedoch mit den Wesen gelitten, die von den großen Exemplaren gelockt, gegriffen und über Tage bei lebendigem Leibe verdaut wurden, erfüllt es mein Herz, dass die tückische Pflanze ausgerechnet in den Hochmooren unserer Heimat von Mokoschas Bienen gemolken und von Zibiljas und Peraines Dienern gegen allerlei Unbill verwandt wird. Wie die Kinder lagen wir bäuchlings auf der sauren Wiese und beobachteten atemlos den selbstmörderischen Tanz der Immen, wie sie zuerst zum Bestäuben an die hohen Blütenstände gelockt wurden und dann dem verheißungsvoll süßlichen Duft des todbringenden Untergeschosses folgten. Doch tatsächlich: Auch aus meinem Stock ging keine Arbeiterin den Fleischfressern auf den Leim. Wie Alchimisten mit filigranen Pipetten erbeuteten sie winzige Beutestücke aus den Tautropfen. Wenn die Götter es wollen, obsiegen ihre Günstlinge auch unerwartet über die Ausgeburten der Verderbnis. So hatte ich bei meiner kleinen Expedition zwar keinen einzigen glaubhaften Hinweis auf die im Firun angeblich bis zum Sumuleib niedergegangenen Meteoriten gefunden, aber dennoch ein großartiges Lehrstück der Herrin präsentiert bekommen. Das war ein freudiger Tag.*

*- Buch der Schlange, Majewka Prawednaja Garkin, Vierwinden, Rahja 1036 BF*

* * *

*Herzogtum Paavi, im Peraine und Ingerimm 1041 nach Bosparans Fall*

Mynegyi schälte sich aus ihrer Pelzmontur und warf den dicken Anaurak sowie die noch einmal kräftigere Mütze in die Ecke. Schniefend hob sie die Nase, zog ihr Leinenhemd aus dem Bund der Hose und hockte sich an das Krankenlager ihrer Ziehmutter. Auch im hereinbrechenden Frühling brauchte sie den Schutz der nivesischen Jägertracht vor den Frösten der Nacht und dem scharfen Fahrtwind auf ihrem Schlitten. Draußen war dieses Kleid selten zu dick, aber beim Betreten einer gut befeuerten Zeltstatt traten der Trägerin sofort feine Schweißperlen auf die Stirn. Hier war es warm und es roch nach Tinkturen und Tod.

Sie verdankte es dem beherzten Mut des Gerbersohnes, dass die Nachricht vom schließlich verlöschenden Leben der Hebamme überhaupt zu ihr gedrungen war, und sie hatte nach seinem Eintreffen am Jagdbiwak alles stehen und liegen lassen, um so schnell sie konnte heimzufahren.

Obwohl die Sterbende die Augen kaum mehr öffnete, erkannte sie ihr Nivesenkind, und das alte schelmische Lächeln spielte noch einmal um ihre Mundwinkel. Dann wurde ihr Gesicht härter und ernster und mit einem Finger winkte sie Mynegyi dichter an ihre schmalen und blassen Lippen heran.

Als die Jägerin einige Stunden später die halb befestigte Jurte verließ, blickte sie wachsam zu den neugierig herbeikommenden Norbarden. Warum hielten sich die Leute vom fahrenden Volk hier abseits ihres Winterlagers auf, wenn sie nicht bloß zum Gaffen hergeschlichen waren? Zum Glück hatte es die Hebamme aus gutem Grund immer vorgezogen, außer Rufweite des eigentlichen Jurtunar zu leben, sonst stünde ihre Ziehtochter jetzt womöglich inmitten aller, die noch nicht wieder nach Sewerien aufgebrochen waren. Enttäuscht bemerkte sie aber, dass sich sogar Dalkeshaja unter den Angehörigen der Sippe befand. Wenigstens die Gerberin, die sich in den letzten Wochen um Däilisa gekümmert hatte, hätte sie heute am Krankenlager und an ihrer Seite erwartet.

Und wo war ihre beste Freundin Inuschka, das Bienenmädchen? Auch schon fort?

Mynegyi fühlte sich beäugt wie eine Wölfin, die mitten durch eine Karenherde trotten muss. Sie nickte der etwas dicklichen, alten Gerberin einmal zu, dann umrundete sie das Zelt und die große Kaleschka und rollte dabei an der Jurte die Felle vor den Fenstern herab und schloss die Fensterläden des Wagens. Schließlich trat sie zurück zum Eingang, schlug die weite Kapuze über ihre Mütze, nahm ihr Bündel von der alten Holzbank auf und drehte sich zu den Frauen und Männern der Sippe um.

»Entrichtet der Muhme meine Grüße. Sagt ihr, dass ich nicht zu spät kam und dass ich sie gerne auch noch selbst aufsuchen werde. Ihr könnt ihr aber schon dieses überbringen: Ich werde nicht mehr aushelfen und ich trete die Nachfolge in diesem Haus nicht an, nicht hier und nicht unterwegs!«

Mit Spannung versuchte sie in den Gesichtern zu lesen, ob die Norbarden die Nachricht mit Erleichterung oder mit Verdruss aufnahmen, aber das Volk der Händler versteht es, sich zu verschließen, wenn Offenheit ihnen keinen Vorteil mehr bringt.

»Ich bin Mynegyi Lieskalju«, sagte sie deshalb ebenso kühl und unaufgeregt, wie es ihr möglich war, »eine Jägerin, und Ihr müsst eine neue Hebamme finden.«

Mit diesen Worten wandte sie sich von ihrem Zuhause ab, griff die Zügel der noch eingespannten Karene und schwang sich auf den Schlitten. Auf ein leises Schnalzen hin trabten die Tiere über die Wiese, wendeten das Gefährt in weitem Bogen und zogen es durch Schneereste und Matsch wieder hinauf zum Waldrand.

* * *

Erst einige Wochen später suchte Mynegyi Inuschka auf.

Es war inzwischen Mitte Ingerimm und die Imkerin verbrachte wieder mehr Zeit mit ihren Bienenstöcken als mit den Unterweisungen durch die Zibilja und dem Seffer Manich, der Chronik ihrer Sippe. Wie in den Vorjahren wollte sie mit den Bienen reisen. Nicht im Tross ihrer Meschpoche, denn die folgte mehr dem Geruch des Geldes, sondern dorthin, wo die kurzen Blütezeiten jeweils die beste Honigernte versprachen.

Zweimal hatte Mynegyi sie auf der Fahrt bereits begleitet und das hatte sich sehr gut angefühlt. Deshalb konnte Inuschka ein unsicheres Lächeln kaum unterdrücken, als unerwartet ihre Freundin vor der Tür stand.

»Du bist noch da. Gehen wir ein bisschen?«, fragte Mynegyi, ohne dem einladenden Hereinwinken der Norbardin Beachtung zu schenken.

»Ja, warte, ich werfe mir schnell etwas über«, rief Inuschka und verschwand kurz im Haus.

»Keine Eile, ich spanne die Tiere aus«, sagte Mynegyi leise, wandte sich mit einem flüchtigen Blick in den Flur ab und machte sich an ihrem Schlitten zu schaffen.

Inuschka griff den dicken Wendemantel und stieg in die Becherstiefel. In der Stube stand ihre Mutter und hob fragend Hände und Augenbrauen.

Die Tochter zuckte die Schultern. Wie sollte sie wissen, was nun kommen würde? Ihre Freundin hatte sich in den vergangenen Monden rar gemacht und die Stille und Einsamkeit des Nivesenlandes dem geselligen Beisammensein in der Norbardensippe vorgezogen.

Gerade Mynegyi. Die früher immer etwas mehr getrunken, etwas lauter gefeiert und etwas kesser Ätzes gegeben und ihre Scherze mit anderen getrieben hatte. Inuschka fühlte sich verlassen und verletzt, war aber auch nicht bereit, ihr hinterherzulaufen wie ein törichter Junghirsch. Die überraschende Möglichkeit der Aussprache machte sie ein wenig nervös, erleichterte aber dennoch ihr Herz und ließ ihre Wangen leicht erröten.

Auf dem Weg aus dem Winterlager und dem Hochmoor zu sprachen sie über Fallen und die Jagd nach Kleinwild, über den langen Winter und unbefahrbare Straßen, über andere junge Leute aus der Sippe und wer mit wem vielleicht etwas hätte, und ob man mehr erführe, wenn man die Verdächtigen mal wieder zu einem Geburtstagsumtrunk einlüde, und über allerlei Dinge, über die man eigentlich nur dann spricht, wenn man sich nichts Besonderes zu sagen hat. Oder wenn man sich nicht traut.

Schließlich standen sie vor dem dichten Gehölz am Fuße der Anhöhe.

»Geh du vor«, sagte Inuschka.

Mynegyi hingegen schien heute nicht den Aufstieg im Gänsemarsch im Sinn zu haben. »Nur zu, meine kleine Biene! Ich gebe dir einen Vorsprung.«

Inuschka raffte ihren Mantel zusammen, seufzte einmal vernehmlich und suchte sich eine Lücke, durch die sie in das Dickicht eindrang.

»Interesse am Gebärhaus? Däilisa ist tot«, rief Mynegyi ihr wenig später von oben entgegen.

»O Liebe, ich hab davon gehört.« Inuschka versuchte ihrer Freundin einen tröstenden Blick zuzuwerfen, aber lange konnte sie ihrem Mitgefühl nicht Ausdruck verleihen, denn sie hing gefangen zwischen den wilden Rosen auf halber Höhe in der Böschung. Außerdem ärgerte sie sich über die unnötige Demonstration der pfadfinderischen Überlegenheit ihrer Freundin.

Mynegyi bekam nicht selten gesagt, dass sie für wichtige Gespräche unpassende Momente auswählte. Immerhin reichte sie einen Stock hinunter und zog die im Dornen- und Zwergstrauch festsitzende Norbardin ein Stück herauf. Dann packte Mynegyi sie am Unterarm und ließ sich aus der Hocke nach hinten sinken.

Inuschka kämpfte sich auf Knien die letzte Kante hinauf, fiel unbeholfen wie ein Wolfswelpe auf ihre Retterin und ließ kurz ihren zerzausten und zerschrammten Kopf auf deren Brust ausruhen. Dann stemmte sie sich hoch und sah ihrer Freundin abermals in die Augen. »Wann genau ist deine Mutter denn …? Warst du bei ihr?«

Mynegyi presste für einen Augenblick die Lippen aufeinander. »Vor ungefähr vier Wochen. Selbstverständlich war ich bei ihr.«

»Musste sie leiden, ging es lange?«

»Ging es lange?«, wiederholte Mynegyi mit einem ungläubigen Blick zu Inuschka. »Den Fraisch hatte sie vorletzten Winter. Das würde ich mal lange nennen!« Weniger empört fuhr sie fort: »Nein, Mojkalas Zibilja-Medizin … ist ziemlich gut.« Bei den letzten Worten wandte sie den Blick ab.

»Ach, Myggi, und warum sagst du nichts? Warum kommst du nicht? Ich kann doch nicht deinem Schlitten hinterher hecheln.« Inuschka ließ sich zur Seite fallen, hielt aber die Hand ihrer Freundin. Schwester.

Erleichtert, dass sie nicht länger um das eigentliche Thema herumschlichen wie ein Bär um einen Wildbienenstock, war sie zugleich noch immer verstört, dass die Freundin nach diesem Verlust erst jetzt zu ihr gekommen war und nun beinahe widerwillig berichtete. Obwohl Däilisa, die Hebamme, fast jedes Jahr mit den schwangeren Frauen im Winterlager geblieben war – und mit ihnen Mynegyi –, hatten die beiden Mädchen sich beim Wiedersehen immer so nahegestanden, als wären sie tatsächlich Schwestern. Auch ihre Mütter hatten ihnen jeweils einen Platz an der Tafel und in ihren Herzen freigehalten. Glückliche Tage verbanden die Familien einmal.

»Ich wollte … ich wollte den richtigen Moment abwarten«, antwortete die Nivesin.

»Das hast du gut hinbekommen«, sagte Inuschka mit einem versöhnlichen Lächeln.

Die sich zum Horizont neigende Sonne des Schmieds wärmte den Mädchen ihre Gesichter, ihre freien Hände strichen über die bereits schneefreie und sogar recht trockene Bettstatt von Torfmoos und Wollgras. Ihre Wiese.

Mynegyi hatte sie gefunden, als sie einmal drei Tage lang in harschem Winterwetter nach Rokjak gesucht hatte. Erst als sich die Aufregung um den verloren geglaubten Jagdhund gelegt hatte, war ihr das bis dahin scheinbar unentdeckte Kleinod im Hochmoor wieder in den Sinn gekommen.

Oft waren die Mädchen danach zusammen hier oben gewesen, hatten mehrere Jahre lang während der Lagermonate versteckte Zugänge durch die sperrige Vegetation und aufgetürmten Schneeberge freigehalten. Ein idealer Ort, wenn man unter sich sein wollte. Aber das war Vergangenheit, stellte Mynegyi mit Bitterkeit fest.

Inuschka schwelgte in ähnlichen Erinnerungen und sehnte die Leichtigkeit ihrer Jugend zurück. »Wollen wir trotzdem feiern gehen? Runder Geburtstag immerhin«, fragte sie vorsichtig.

»Es gibt nichts zu feiern«, entgegnete Mynegyi.

Der vorwurfsvolle Unterton alarmierte Inuschka. Wieder ernüchtert setzte sie sich auf. »Komm, wir gehen zum Kolk! Oder hast du genießbareres Wasser dabei?«

Mynegyi nickte. Sie wandten sich zum Scheitelpunkt der Erhebung und schritten eine Weile wortlos nebeneinander her.

»Hast du nun Wasser dabei?«

Keine Antwort.

»Oder willst du die Brühe da oben saufen?«, versuchte es die Norbardin erneut. »Und warum willst du an unserem Geburtstag nichts trinken? Dass deine Mutter sterben würde, wissen wir seit mehr als einem Jahr.«

Mynegyi biss sich auf die Unterlippe und schob den Kiefer leicht vor, aber sie blieb stumm.

»Und, vergib mir, sie hielt es treu genug mit den lebensfrohen Göttinnen, dass sie uns einen Schluck zum Tsatag gönnen würde. Heben wir den Krug auf sie!« Inuschka verunsicherte es, wie beharrlich Mynegyi ihr schweigend Umdoreels eisige Miene zeigte. Knappe Antwort nach Jägers Art erhielt man manchmal von ihr, zumal wenn ein Thema sie nicht interessierte, aber eine totale Gesprächsverweigerung hatte Inuschka noch nicht erlebt.

Sie setzte sich auf eine umgestürzte Birke am Rande des Kolkgewässers und blickte ihre Freundin herausfordernd an. »Ich spreche übrigens mit dir.«

Mynegyi holte tief Luft. »Also gut! Däilisa war nicht meine richtige Mutter, und das weißt du ganz gut. Es wäre nett, wenn du meine Abstammung respektieren würdest. Ich denke, ich durfte nur bei ihr bleiben, weil ihr in der Nacht unserer Geburt meine Mutter unter den Händen weggestorben ist.«

Stockend fuhr sie fort: »Mutterliebe. Ich glaube nicht, dass sie mich jemals geliebt hat. Ich meine, so wie eine Mutter ihr Kind lieben sollte!« Mynegyi schien in die Ferne zu starren.

Inuschka legte ihr kopfschüttelnd die Hand auf die Schulter, aber die Nivesin wich zurück und sprach mit eingeschnürter Stimme weiter. »Sie hat bestimmt versucht, es gut zu machen. Mit besonderer Inbrunst, seit sie die Schwingen eures Totenvogels gehört hat.«

Inuschka bemerkte, dass Mynegyis Weltanschauung heute wieder ganz nivesisch war. Das schwankte. Sie konnte auch durch und durch Al'Hani und Kind der Zwölfgötter sein. Aber nicht heute.

»In der Nacht – weißt du das? Wir sind nicht am selben Tag geboren worden. Als ich geboren wurde, vier Stunden vor dir, sagte Däilisa, haben die Wölfe noch geschwiegen. Oder welchen Zeichen würdest du glauben und vertrauen? Feqzens Sturm am bleiernen Himmel: nicht mehr als ein laues Lüftchen. Als ich geboren wurde, war es friedlich, Inuschka, es war friedlich und meine Mutter konnte mich im Arm halten und stillen.«

Mit klammen Fingern griff Mynegyi die Hand der Norbardin und hielt sie vor sich, als wollte sie ihre Linien deuten. Dann schaute sie auf und Inuschka erschauderte. Konnten so schmale Augen, so zornige Falten und so viel Bitterkeit in diesem Gesicht stehen, aus dem ihr einst so viel Herzlichkeit entgegengeflogen war?

»Dann kam die zweite Hälfte der Nacht, Inuschka! Der Sturm begann. Die Wölfe heulten. Du kamst. Meine Mutter starb. Sie starb nicht an meinem Tsatag, meine Liebste, sie starb an deinem!«

Ein giftiger Unterton hatte sich in Mynegyis Rede geschlichen und Inuschka wusste nicht, was sie sagen sollte. Schließlich suchte sie sich mühsam Worte des Trostes oder der Entschuldigung zusammen. Was sie in diesem Moment mehr brauchte, wusste sie nicht genau. »Aber wir waren Kinder! Was rede ich? Unsinn. Wir waren neugeborene Würmchen. Wieso röhrst du mich jetzt an, was habe ich dir angetan? Was kann ich dafür, dass die Götter deine Mutter geholt haben?«

Mynegyi lachte verächtlich. »Nichts. Nichts hast du getan und nichts werfe ich dir vor. Es war alles die Hebamme, nachdem sie uns beide auf diese erbärmliche Welt geholt hatte. Sie hat mein Leben zerstört. Erst hat sie meine Mutter verbluten lassen, weil eine zweite Frau, eine von euch, ihr Kind bekam. Nein, damit hast du natürlich nichts zu tun. Manche Mütter sind einfach durch göttliche Ordnung wichtiger als andere.«

Inuschka schob Mynegyis Hand fort und fuhr dazwischen: »Du spinnst doch! Und was? Was noch?«

Mynegyi senkte den Kopf und blickte auf die Uferböschung. »Ich meine, eine Hebamme darf doch nicht so lügen! Sie hat an dem Tag eine Frau verloren, die sich ihr anvertraut hat. Den Angetrauten dazu hatte schon das Schlachtfeldfieber geholt. Deshalb liegt jetzt auf der toten Mutter und im Weidenkorb eine Vollwaise. Das ist ja wohl genug Unglück für ein wenige Stunden altes Mädchen.« Sie hielt inne und wiegte den Oberkörper leicht hin und her, so als richte sie in Gedanken Worte des Trostes und der Beruhigung an das elternlose Kind. »Dann ist da noch ein zweites, aus anderen Gründen ebenfalls ganz armes Ding. Es ist nämlich am Morgen danach geboren – unter jedem kyrjakaverfluchten Omen, das man sich nur vorstellen kann.«

Inuschka verstand sehr wohl, dass sie gemeint war. Den anderen düsteren Gedankengängen folgte sie jedoch nur mit Mühe. Als sie nicht reagierte, sprach Mynegyi ohne aufzusehen weiter:

»Was hat die Hebamme daraus gemacht, aus einem Waisen und einem Unglückskind? Du möchtest wissen, was mir Däilisa angetan hat, außer dass sie meine Mutter sterben ließ? Sie hat das Nika-Mädchen von der Brust der Verblichenen geraubt und für sich genommen! Freilich, der Hebamme, von Rahja und der gebenden Göttin all die Jahre nicht bedacht, ist auf diese Weise geholfen. Sie hat sich ein Kind zugelegt, wie andere ein Kätzchen klauen. Hätte sie vielleicht besser erst einmal die Sippe gefragt. Die eigene oder gar die Nikaureni, was die sagen. Aber das ist der Amme nicht eingefallen. So etwas kann es wirklich nur bei euch geben!«

Inuschka wollte einwenden, dass niemand sich ein Kind ergaunert, wenn er es nicht haben und mit Liebe überschütten möchte. Aber in dem einen oder anderen Punkt hätte sie Mynegyi damit zugestimmt – also schwieg sie.

»Und dir, der verfluchten kleinen Norbardin, ist im Zuge dessen vielleicht ein ebenso zweifelhaftes Glück widerfahren, weil die Hebamme uns untrennbar gemacht hat. Zu Seelenschwestern, zu Zwillingen. Kein einsames Wölflein einerseits, und keinem Kind allein sollen andererseits böse Omen und Flüche beschieden sein. Nur deshalb bin ich in eurem Seffer Manich ein Kind des dreiundzwanzigsten Ingerimm. Das hat sie mir gesagt, Inuschka. Auf dem Sterbebett hat sie mir das gesagt! – So hat sie damals gedacht, ihrem Nivesenkindlein täte sie mit einem solchen Bündnis in jedem Fall etwas Gutes. Dass es nur kein Außenseiter würde. Solange wir beide miteinander verbunden wären, könnten dich vielleicht die Vorboten des Übels nicht einholen und mir die hässlichen Mäuler der Leute nichts anhaben. Das war also Däilisas dritte Schandtat, dass sie mich an dich und deine Vorsehung gekettet hat. O hätte sie mich nur ein einsames Findelkind oder ein Fressen für die Wölfe im Wald sein lassen! Stattdessen klebe ich an dir wie am Sonnentau!«

Inuschka musste die Schimpftirade erst in Gedanken sortieren. Sie hatte es bislang tatsächlich als besonderes Geschenk angesehen, dass sie mit Mynegyi so eng verbunden war, und es wäre ihr im Traum nicht in den Sinn gekommen, dass diese darüber derart in Wut geraten könnte.

Mynegyi bohrte mit dem Absatz ihres Stiefels im Boden und blickte Inuschka dann direkt an. »Orkdreck! Weißt du, warum die Fjarninger Flabbar zu euch sagen? Das dauernde Gelästers und Geschnatter der Sippe ist sehr wohl grausamer, als es Frostbrand oder glühende Späne unter den Nägeln je sein könnten. Das Wolfskind ist jetzt nämlich an einfach allem schuld. Sogar deine Mutter, die einzige, die Zeugnis über die Nacht ablegen könnte, verbreitet mit warmen Worten des Mitleids bei jeder Gelegenheit diese verdammte Lüge!«

»Ach, meine Mutter … behandelt dich ja wohl eher wie ihr eigenes und ihr Lieblingskind.«

»Du solltest deiner Mutter mehr Respekt entgegenbringen«, sagte Mynegyi und tippte ihrer Freundin dabei auf die Brust. »Sie hat nun wirklich alles getan, dass niemand mit dem Finger auf dich zeigt. Und wenn sie mich so fürsorglich brandmarkt und in die Niederhöllen stößt, dann halte du mich nicht an wenigen und zu kurzen Haarbüscheln fest!«

»Jetzt ist es mal gut, Myggi. Ich verstehe nicht genau, was das mit meiner Mutter zu tun hat. Sie hat vielleicht versucht, uns zu entzweien, weil sie fand, dass wir – also, dass wir miteinander …« Inuschka suchte nach den richtigen aber zugleich unverfänglichen Worten.

Mynegyi nutzte ihr verlegenes Zögern. »Nein. Eben nicht deshalb. Deine Mutter ist nicht halb so verstockt wie du! Sie denkt einfach nur dasselbe wie der Rest deiner Meschpoche. Dass ich unter einem schlechten Stern geboren sei. Dass ich meine Mutter umgebracht habe. Dass ich schuld an Däilisas Kinderlosigkeit sei. Dass sich Yokis meinetwegen das Leben genommen hat. Wahrscheinlich auch, dass die Wölfe wegen des Wolfsmädchens im Winter ‘28 ins Dorf gekommen sind – obwohl das schlicht und ergreifend für den ganzen Norden ein Hungerwinter war. So einfach ist das: Wer bis drei zählen kann und rechten Glaubens ist, verflucht den Tag, an dem ich geboren bin. Das ist verrückt, weil sie es nicht einmal richtig wissen. Aber wenn es so wäre, wenn ich wirklich an diesem Tag geboren wäre und wenn wir wirklich unter den gleichen Zeichen das Licht der Welt erblickt hätten: Warum halten dann die Leute dich für eine vielversprechende junge Maid und mich für ein schwarzes Wiesel oder sonst ein wütiges Raubtier? Das hängt nicht zufällig damit zusammen, dass


132

du kein nivesisches Blut in dir hast, sondern reines norbardisches Erbe? Die ganze Weltoffenheit deiner Sippschaft könnt ihr euch nämlich geleckt an den dunkelsten Ort stecken!«

Mynegyis Hände gruben sich in ihre Oberschenkel, als müsste sie die hochschäumende Wut irgendwohin ableiten. So saß sie einen Moment und starrte Inuschka an. Beinahe flüsternd fuhr sie fort: »Das Schlimmste ist aber, dass ich an deiner statt als Ursache für bald jeden zerbrochenen Krug tauge, obwohl du wirklich die Einzige hier bist, die tatsächlich am Tag der Menschen Verdammnis geboren wurde. All diesen versteckten Hass, ‘Nuschka, erfahre ich für dich! *Du* bist das schwarze Schaf. Nicht ich!« Wasser stand Mynegyi in den Augen. Sie kämpfte um ihre Beherrschung. Ganz gewiss wollte sie sich vor Inuschka nicht wie jammerndes Elend aufführen, aber diesen Kampf verlor sie. Tränenbäche brachen sich Bahn und Mynegyi sackte mit bebenden Schultern in sich zusammen.

Inuschka stand vor Entsetzen der Mund offen und ihre Finger spielten hilflos mit einem kleinen Birkenzweig.

* * *

Sie diskutierten noch, als die Dämmerung aus den umliegenden Senken zum Hochmoor hinaufkroch. Während in den Weiten der Brydia das letzte Licht des Tages verglomm, tünchte Feqz den Himmel über dem Nordwals bereits in fahler Blässe. Die Schwärze des Waldes langte Mitte Ingerimm erst spät zum Himmel hinauf, dennoch flammten bereits die ersten Sterne auf. Madas Rund würde erst morgen wiedergeboren, heute war die Frevlerin ganz in Liskas Fängen.

Mynegyi hatte sich diese Nacht schon seit langem auserkoren. In der Nacht der ersten toten Mada, nachdem Däilisa gegangen wäre, hatte auch Mynegyi heimfahren wollen zu ihren Ahnen, um sich selbst und ihre Nächsten vom ewigen Unglück zu befreien. *Wenn das Madamal nicht scheint und die Wolfskehlen schweigen, stiehlt es sich am besten. Auch fort.* So sagt man. Die Offenbarungen ihrer Ziehmutter auf dem Sterbebett hatten sie aufgewühlt, aber nicht grundsätzlich von ihrem Vorhaben abgebracht, diese Nacht dem Tod zu weihen.

Sie hatte noch einmal die Muhme befragt und auch Zibilja Mojkala eingestanden, welche seelischen Nöte sie umtrieben, doch mit mehr als Beschwichtigungen hatten beide weisen Frauen nicht zu dienen gewusst. Sogar den mühsamen Weg zum Blauen See und über ihn hinweg hatte sie auf sich genommen und ohne Rücksicht den Karenschlitten durch Schneereste, Morast und angetautes Eis gejagt. In den Felsen der klagenden Ahnen hatte der Wind gepfiffen, aber kein verstorbener Vorfahr, kein sprechender Wolf und kein Schamane ihres Volkes waren an sie herangetreten, um ihr zu sagen, was zu tun sei.

Alle Wünsche, alle Sorgen, alle Freuden und alle Fragen hatte sie ein Leben lang mit Inuschka geteilt. Aber wer hilft einem verlorenen Mädchen, wenn beide Kulturen, denen es entstammt, nicht die ihren sind, wenn keine Eltern da sind, keine Familienbande, nicht einmal mehr Rokjak, der freche kleine Jägersgehilfe. Und wenn die Freundin dieses Mal nicht helfen kann, weil sie der Mittelpunkt des unlösbaren Unglücks ist? Was dann?

Das Gespräch am Rande des Kolksees in den vergangenen Stunden hatte ihr die Aussichtslosigkeit ihrer Mission noch einmal vor Augen geführt. Die Norbardin verstand trotz all ihrer Gelehrsamkeit den Zusammenhang nicht zwischen dem Tag und den Zeichen ihrer Geburt, den großen Veränderungen, die ihnen aus der Welt zugetragen wurden, und den

kleinen, die sie selbst am Himmel beobachtet hatten. Auch heute waren Mynegyis Versuche, ihr die Begriffe Schuld und Verantwortung näherzubringen, von bescheidenem Erfolg gekrönt. Inuschkas Vertrauen, dass sich die Dinge immer noch zum Guten wendeten, trieb Mynegyi mehr als alles andere in den Wahnsinn. Heute jedoch würde es ihr helfen.

Die Natur ist erbarmungslos mit ihren Geschöpfen, wenn diese ihre Instinkte nicht achten. Die geübte Jägerin hatte sich schließlich vom Auftrag der Überzeugung losgesagt und begonnen, die Schwere und Bedrohlichkeit aus dem Zusammensein zu verbannen. Ihre Unterhaltung kam in ruhigere Gewässer und Inuschka beschwor den Geist ihrer Gemeinschaft und des gegenseitigen Vertrauens. Wie früher. Dabei musste sich Mynegyi zwingen, den Zauber der Vergangenheit nicht weiter an sich heranzulassen.

Sie setzte sich rittlings auf Inuschkas Schoß – und lächelnd ihre dicke Pelzmütze etwas schief auf ihre frechen, kurzen Haare. Zärtlich strich sie der Norbardin den langen, dem Zopf entflohenen Pony aus dem Gesicht. Wenn sie die Dinge einfach laufen ließe, würde irgendwann eine andere oder ein anderer zwischen sie treten und Inuschka würde eine *ordentliche norbardische Familie* gründen, wie sie es einmal in einem besonders einfühlsamen Moment formuliert hatte. Das flatterhafte Glück würde zu Inuschka fliegen und das Unglück bliebe bei ihr. Bei Mynegyi. Für immer.

Zärtlich spielten ihre Finger in den Haaren der Schläfen, glitten über die kräftigen Adern des Halses dem Nacken zu, während beide Daumen Inuschkas Kehle suchten. Auch das furchtloseste Beutetier bemerkt irgendwann eine sich zuziehende Falle, und bei diesem verhielt es sich nicht anders. Die Reaktion der Norbardin unterschied sich hingegen erheblich. Sie schrie nicht, sie zappelte nicht. Sie sagte nicht einmal ein Wort. Vor einem Kampf war Mynegyi nicht bang gewesen, sie hatte schon zahllosen stärkeren und gefährlicheren Tieren einen gnädigen Tod gebracht. Gewinsel um Gnade dagegen oder eine empörte oder das Herz erweichende Ansprache gab es im Tierreich nicht und beidem wäre Mynegyi vielleicht nicht gewachsen gewesen. Es sprachen aber nur Inuschkas Augen: Verwirrung. Verstehen. Anklage. Trauer. Tränen. Über ihre Lippen kam kein Wort.

Einen Blick jedoch muss man nicht erwidern.

Mynegyi senkte den ihren, schloss die Augen, drückte zu und warf sich nach vorne. Inuschkas Schulterpartie landete klatschend im Wasser, und Mynegyi kam mit ihren Knien auf die Oberarme ihres körperlich unterlegenen Opfers und drückte dieses mit Hals und Kopf unter Wasser. »Vergib mir!«, formten ihre Lippen tonlos. Aber sie glaubte selbst nicht, dass irgendjemand sie erhören würde.

* * *

Inuschka war wie betäubt gewesen von den Vorwürfen, mit denen Mynegyi sie überschüttet hatte. Noch einige Stunden lang hatte sie versucht, ihre selbstzerstörerischen Gedanken und Sehnsüchte zu widerlegen und zu zerstreuen, aber die Seele der Freundin selbst schien angefressen und von schwarzen Nebeln umhüllt.

Alle aufmunternden Worte verklangen ungehört, und die matten Worte am Rande des Gewässers über eine gemeinsame Zukunft fühlten sich nicht mehr echt an. Als sich Mynegyi über sie begab, fürchtete Inuschka, dass es sich um einen endgültigen Abschied handelte. Sie würde sie hier einfach liegen lassen und fortziehen.

Eindrücklich erfuhr sie, wie Recht sie mit dieser Annahme hatte – und wie sehr sie sich irrte! Mynegyi wollte nicht einfach fort, sie wollte den Tod. Und sie wollte ihn nicht mehr für sich selbst. Eine Woge von Gefühlen zerriss Inuschkas Herz. Mitleid, Wut, Trauer.

Sie brachte kein Wort heraus. Von der Hand der Freundin, die ihr auf der Welt am meisten bedeutete, wurde sie gewürgt, umgeworfen und über die Uferböschung hinabgestoßen, und sie tauchte mit dem Kopf in das tote, untrinkbare Wasser. Jetzt würde es sie tatsächlich umbringen. Herrin Heshinja!

Ein Kräftemessen mit der zähen Jägerin erschien Inuschka weder erfolgversprechend noch gerecht. Vielleicht war sie nicht von ungefähr recht zufrieden mit ihrem bisherigen Leben gewesen und musste heute Mynegyis Anteil an ihrem Glück auf Groschen und Deut zurückzahlen? Hatte sie ihr im Gegenzug nichts gegeben?

Die Hände der Ertränkten suchten Halt in der kargen Vegetation der Moorkante, aber außer Wollgras und einigen klebrigen Sonnentaustengeln fanden sie nichts. Die Moorbirke war Meilen entfernt. Hilfe gab es nicht, hier auf ihrer Wiese. Sie würde einfach in der braunen Suppe verschwinden und nicht einmal gefunden werden. Ein idealer Ort.

Als Inuschka die Sinne zu schwinden drohten, bäumten sich in ihr die Kräfte der Unvernunft auf. In stummem Schrei vergab sie die letzte Luft aus ihren Lungen, und für einen letzten Blick rang sie den Kopf empor. Sie sah in bunten Farben die Sterne am Sternenwall explodieren, und Schwadronen wütender Honigbienen umkreisten sie und ihre Mörderin. »M-K-SCH«, formte sie tonlos. Dann sank ihr Kopf kraftlos zurück ins Wasser und die Welt verschwamm.

* * *

*Bienen – Sie war eine fleißige Biene. Eine von Hunderten, die die Königin entsandte. Eine, die nach der Glut des Tages in der Abendkühle ausfliegen durfte. Eine von wenigen, die den engen Tanz mit der tückischen Todesblume wagten.*

*Heute würde sie nicht heimfliegen, denn sie hing gefangen zwischen den gierigen Tentakeln der Pflanze und spürte bereits, wie kleine Mäuler begannen, an ihrem Harnisch zu nagen. Wenn eine Biene stirbt, dann möchte sie ihrer Königin gedient haben. Stattdessen verging sie hier sinnlos und wehrlos. O große Mutter Blumengard, womit hatte sie das verdient?*

*Plötzlich schloss sich eine tiefe Finsternis um sie und sie verschmolz vollends mit ihrer klebrigen Häscherin. Momente des Entsetzens. Starb sie sinnlos und gefangen in namenloser Schwärze? Lautlos drangen die Mäuler durch ihr gestreiftes Kleid. ›Also, so sei es!‹, dachte die Biene, fuhr ihren Stachel aus, bog, soweit sie es vermochte, ihren Unterleib nach vorn und stieß ihre hakenbewehrte und gifttriefende Waffe hinein in die Finsternis. Alles Gift, das sie hatte, injizierte sie in ihren düsteren Gegner.*

*Als die Finsternis sich öffnete und ihr den Stachel aus dem Leib riss, jubilierte die kleine Biene. Sie sah ihr Monster hustend und heulend davonkriechen. Die Biene nickte zufrieden. Sie würde nun sterben. Nach einem guten Kampf. Und ganz sicher: nicht sinnlos.*

* * *

Inuschka lag von Husten und Heulkrämpfen geschüttelt im Gras. Sie hielt ihre glühende und pulsierende linke Hand und starrte fassungslos zurück zum Ufer – zu ihrer Freundin.

Mynegyi war zur Seite gesunken, ihre Pelzkappe war dunkelrot getränkt und Blut rann aus ihrer Nase. Etwas abseits neben ihr lag ein kleiner, dampfender schwarzer Stein. Gefallen aus Feqzens Firmament?

Das Unglück haftete wahrlich an der kleinen Nivesin wie Harz und Honig.

Inuschka betrachtete ihre Hände. Und wie Sonnentau.

RvB
2018

# Messer in der Nacht

von Christian Hollnbuchner

*Gareth und Umland, im Ingerimm 1039 nach Bosparans Fall*

Vier und manchmal gar fünf Stockwerke hoch ragten die Mietskasernen des Südquartiers rund um Weibel Arberdan und seine Männer auf. Nur wenn man sich sehr anstrengte, konnte man zwischen den Häusern, die sich mit jedem Stockwerk über der Straße etwas näher kamen, noch einen kleinen Ausschnitt des nächtlichen Sternenhimmels erkennen.

Es kam nicht alle Tage vor, dass sich die Männer in dieses übelste aller Viertel Gareths wagten, und ganz sicher waren sie hier in der Regel nachts nur zu acht oder zehnt oder gar in Begleitung einer Abteilung Spießbürger unterwegs. Normalerweise hätte Geron Arberdan für so einen Ausflug in das Elendsviertel auch sein Kettenhemd unter dem Wappenrock der Stadtwache getragen, aber heute Nacht war keine Zeit mehr gewesen, es anzulegen.

Zu sagen, dass er sich unwohl fühlte, war wohl die Untertreibung schlechthin. Trotzdem folgte er dem Mädchen, das sie alarmiert hatte, in das Gewirr der Straßen und Gassen. Die Kleine war schon bleich wie Boron gewesen, als sie in die Wachstube gestolpert war, und mit jedem Schritt tiefer in das Viertel zitterten ihre Beine noch etwas mehr.

Trotzdem führte das Straßenkind sie zielstrebig zu einer Gasse, an deren Eingang einige Gestalten lungerten. Manche von ihnen griffen unverhohlen nach versteckten oder gar offen getragenen Waffen, während andere sich schleunigst aus dem Staub machten. Das Mädchen, dessen Name tatsächlich Alruna sein mochte, oder auch nicht, wechselte jedoch einige Worte mit den finsteren Gesellen, worauf diese die Hände wieder von den Waffen nahmen.

Finstere Blicke ernteten Arberdan und seine Gardisten trotzdem, als sie sich an den Schlägern vorbei in die Gasse drückten. Es war allzu offensichtlich, dass sie hier nicht erwünscht waren und nur geduldet wurden, weil es ein größeres Übel gab, mit dem sich jemand befassen musste. Ein Übel, mit dem selbst der Abschaum der Straßen nichts zu tun haben wollte.

Das Mädchen blieb vor einem Lattenzaun stehen, der eigentlich die Lücke zu den angrenzenden Häusern hätte schließen sollen, doch in seiner Mitte klaffte ein Loch, auf das ihre Führerin zeigte.

Geron stählte sich gegen den Anblick, der ihn wohl erwarten würde. Trotzdem verzog er das Gesicht leise fluchend, als er letztendlich zu dem Kind trat und einen Blick auf die Leiche warf. Der junge Mann baumelte an einem Strick von der hölzernen Treppe, die an der Seite einer der Mietskasernen im Zickzack zu den oberen Stockwerken führte. So weit war das nicht das Schlimmste, das ihm jemals unterge-

kommen war. Allerdings ließen die mit Hölzchen aufgespreizten, leeren Augenhöhlen kaum einen Zweifel daran, dass der Sammler wieder einmal zugeschlagen hatte.

Seine Männer hielten gebührlichen Abstand hinter ihm und versuchten, nicht allzu offensichtlich neugierige Blicke auf die leicht im Wind schwingende Leiche zu werfen. Nun, neugierig durften sie ruhig sein, allerdings sollten die Jungspunde besser lernen, professionell mit ihrer Neugier umzugehen. Er brachte erst einmal seine Gesichtszüge wieder unter Kontrolle und sah sich etwas um.

Wahrscheinlich handelte es sich hier nicht um den eigentlichen Tatort, aber die Wichtigtuer von der Criminal-Cammer würden ihm wohl trotzdem ein Ohr abkauen, wenn er etwas durcheinanderbrachte. Er verstand das durchaus, allerdings musste er sich trotzdem erst einmal Gewissheit verschaffen, dass es sich tatsächlich um ein weiteres Opfer des Sammlers handelte und nicht um das eines Nachahmungstäters.

Der Knoten des Stricks, der kein richtiger Henkersknoten war, bildete nach den entfernten Augen den zweiten Hinweis. Da der Boden rund um den Toten ohnehin völlig zerwühlt war, trat er näher und schob einen Ärmel des Verblichenen ein Stück hinauf. Wie er befürchtet hatte, fand er dort einen vergleichsweise kleinen Schnitt. Die gleiche Entdeckung machte er, als er die Fersen des Mordopfers in Augenschein nahm.

Nachdem er das erste Todesopfer des Sammlers im Südquartier gefunden hatte, erzählte ihm die neue horasische Leichenbeschauerin, diese Brigonetti, dass der Schweinehund seinen Opfern mit großer Sorgfalt die wichtigsten Sehnen durchtrennte, um sie an der Flucht und der effektiven Gegenwehr zu hindern. Wahrscheinlich würde er, wenn er genauer hinsah, auch die Druckstellen der Gurte finden, mit denen der Mörder seine Opfer zusätzlich fixierte, aber er hegte jetzt schon keine Zweifel mehr.

Er biss sich auf die Lippen und wandte sich wieder vom Toten ab. Das war bereits das neunte Opfer, dem der Sammler die Augen entfernt hatte, und das Zweite, das sie im Südquartier aufgefunden hatten, und natürlich hatte wieder er Dienst haben müssen. So ein Mist aber auch. Nun, wenn er sich schon damit herumschlagen musste, konnte er wenigstens versuchen, es ordentlich zu machen.

Er räusperte sich und wartete noch kurz, bis er die volle Aufmerksamkeit seiner Leute hatte. »Hilgert, Khorena, ihr zwei macht euch zurück zum Wachhaus auf und sorgt dafür, dass die feinen Herrschaften von der Criminal-Cammer verständigt werden. Die anderen bleiben hier und sorgen dafür, dass niemand den Auffindungsort der Leiche mehr durcheinanderbringt, als er es ohnehin schon ist. Ist das klar? Na dann, zack, zack!«

Zu guter Letzt wandte er sich an das Mädchen, das sie hergeholt hatte. »Du kennst dich hier doch aus, Alruna?« Er kramte einen Taler aus der Hosentasche und schnippte ihn ihr zu. »Ich muss mit den Hausverwaltern sprechen. Schick sie bitte zu mir. Vielleicht hat zur Abwechslung ja mal jemand etwas gesehen oder gehört.«

***

Der Regen prasselte munter auf die gepflasterten Straßen Alt-Gareths und die Schieferdächer der Häuser. Selbst drinnen konnte man dem stetigen Trommeln der Tropfen nicht entkommen. Cyberian Karolus hielt einen Augenblick inne, um sich vorzustellen, wie es draußen frisch und nach Regen riechen musste. Es wollte ihm jedoch nicht so recht gelin-

gen, woran der durchdringende Geruch nach medizinischem Alkohol schuld war, der im Hinterzimmer seiner Arbeitsstätte jede Nische und auch noch die letzte Ritze durchdrang.

Er schüttelte den Kopf und nahm seine Vorbereitungen wieder auf. Gründlich und äußerst methodisch untersuchte er sein chirurgisches Besteck, um sicherzustellen, dass alles so war, wie es sein sollte. Er erlaubte sich ein kaum merkliches Lächeln, das seine Augen nie erreichte, als er das letzte Skalpell zurücklegte. Alles war perfekt, ganz so, wie er es erwartete. Aber wie sollte es auch anders sein? Er war schließlich studierter Medicus und nicht irgendein dahergelaufener Quacksalber.

Ein kurzer Blick in den angrenzenden Raum versicherte ihm, dass sein Patient nach wie vor auf dem schweren Operationstisch festgeschnallt war. Auch das war gut, so wie es war. Schließlich durfte es nicht sein, dass jemand, den er unter dem Messer hatte, plötzlich begann, sich zu bewegen. Darauf konnte er gerne verzichten. Normalerweise, wenn er einen gewöhnlichen Patienten auf dem Tisch liegen hatte, hätte er noch ein starkes Schlafgift verabreicht, um auf Nummer sicher zu gehen, aber der Bursche auf seinem Tisch war kein gewöhnlicher Patient.

Als er ein letztes Mal überprüfen wollte, ob auch alle Gurte ordentlich straff saßen, riss ihn ein lautes Klopfen an der Vordertür seiner Heimstatt aus seiner Routine. Seufzend blickte er über die Schulter zu der Tür, die nach vorne ins Wartezimmer führte. So etwas Dummes aber auch. Noch einmal seufzte er, bevor er den bewegungsunfähigen jungen Mann mit den hübschen Augen mit einem eisigen Lächeln bedachte. »Nicht weglaufen.«

Er schüttelte den Kopf, bevor er die Geheimtür zu seinem versteckten Operationsraum zudrückte. Es machte ja doch keinen Sinn, sich zu ärgern, und dieses Paar reizender Augen würde ihm ohnehin nicht weglaufen. Dazu war der Bursche gar nicht mehr in der Lage. Vor dem Spiegel über der Waschschüssel hielt er noch einmal kurz inne, um ein etwas weniger eisiges Lächeln auf sein Gesicht zu zaubern, bevor er zur Vordertür eilte. »Ja, ja, ich komme ja schon!«

Ein letztes Mal strich er sich das Gewand glatt, bevor er die Tür aufschloss. Er hatte schließlich einen Ruf zu wahren. Eigentlich durfte er sich aber auch nicht wundern, dass noch jemand an seine Tür klopfte, obwohl er schon seit Sonnenuntergang geschlossen hatte, war er doch nicht nur als ein leidlich guter Wundarzt bekannt, sondern auch als einer, dessen Behandlungen man sich leisten konnte.

Besonders Letzteres unterschied ihn von den meisten anderen Heilern in der Stadt. Zu viele versilberten ihre Talente lieber, indem sie die eingebildeten oder auch echten Leiden der Reichen und Mächtigen versorgten. Die Hände schmutzig machen wollten sich nur die Wenigsten. Trotzdem irritierte es ihn, dass die Leute daraus den Schluss zogen, er käme auch ganz gut ohne Schlaf aus.

Der von Kopf bis Fuß völlig durchnässte Mann, der draußen vor der Türe stand, hob gerade die Hand, um nochmals energisch zu klopfen, als Cyberian die Tür aufzog. Angesichts der eher kühlen Nacht wäre es schon fast ein Wunder, wenn der Kerl sich keinen Dumpfschädel einfing, aber darüber wollte Cyberian jetzt gar nicht nachdenken. Das war ein Problem für einen anderen Tag und eigentlich auch nicht sein Spezialgebiet.

Dem Kerl hatte sein plötzliches Auftauchen jedoch erst einmal gehörig die Sprache verschlagen. Ein ums andere Mal wollte er ansetzen, nur um dann doch wieder den Mund zu

schließen, ohne dass ihm auch nur ein Wort über die Lippen kam. Was immer geschehen war, es musste ernst sein, wenn der Mann so durch den Wind war.

Cyberian legte ihm eine Hand auf die Schulter und blickte ihm tief in die Augen. »Immer mit der Ruhe, Mann. Erzählt, was ist los?«

Langsam beruhigte sich der Bittsteller so weit, dass er mehr als nur Gestammel hervorbrachte. »Ein Unfall, drüben in der Gasse der Wagner. Irgendwelche Hornochsen haben sich ein Rennen geliefert und ein Mädchen ist unter eine der Kutschen gekommen. Ihre Beine hat es schlimm erwischt.« Der Mann runzelte die Stirn und biss sich in die Wange, während er kurz Luft holte. »Sie haben das Mädel in eines der Hinterzimmer des Gestreiften Strumpfs gebracht, um sich um sie zu kümmern, aber mit Verlaub, gelehrter Herr, ich glaube nicht, dass das ohne Eure Kenntnisse ein gutes Ende für das Fräulein nehmen wird. Drum bin ich so schnell ich konnte zu Euch geeilt. Bitte glaubt mir, ich würde Euch nicht zu später Stunde stören, wenn es nicht höchst dringlich wäre.«

Cyberian nickte. Jetzt, da der Mann seinen Teil gesagt hatte, konnte er ihm die Erleichterung förmlich ansehen. Ein Mädchen aus der Straße der Wagner, das konnte nachts um diese Zeit eigentlich fast nur eine Hübschlerin sein. Mit etwas Glück war sie in der Rotseidenen Gilde. So müsste er sich zumindest um seine Bezahlung keine Sorgen machen. Er nahm zwar nicht viel Geld für seine Dienste, doch das hieß nicht, dass er umsonst arbeitete.

Wobei ... selbst wenn von vornherein klar gewesen wäre, dass er keinen Taler sehen würde, hätte er nicht so einfach ablehnen können. Schließlich hatte er einen Ruf zu verlieren, so ungünstig diese Störung für ihn auch sein mochte. Er klopfte dem klatschnassen Mann noch einmal auf die Schulter, um ihn zu ermutigen. »Dann sollten wir uns besser beeilen. Es ist ein ganz schönes Stück Weg zum Gestreiften Strumpf. Ich hole nur noch schnell meine Tasche.«

***

Noch immer prasselte der Regen auf die Dächer und Straßen der Stadt. Das rhythmische Trommeln der zahllosen Wassertropfen war durch das offene Fenster nicht zu überhören. Sie sog die Luft tief in ihre Lungen und wünschte sich sofort, es nicht getan zu haben. Der Geruch nach Alkohol und anderen alchemistischen Substanzen drohte ihr schon beinahe die Sinne zu rauben. Wie konnte man so nur arbeiten?

Noch nicht einmal das offene Fenster, durch das sie eingestiegen war, machte es besser. Wahrscheinlich hätte man hier eine Woche lang durchlüften können und es würde trotzdem unerträglich miefen. Nun, sie hatte nicht vor, hier allzu lange zu verweilen. Am liebsten wäre sie zwar sofort wieder an die frische Luft geflüchtet, aber das erlaubte ihr Pflichtgefühl nicht. Ihre Träume und Gesichte hatten sie hierher geführt, und sie würde ganz sicher nicht unverrichteter Dinge abziehen!

Allerdings durfte sie sich auch nicht blind auf Visionen und Eingebungen verlassen. Schon um diesen Heiler und seine Praxis zu finden, hatte sie mit großer Sorgfalt einer Spur aus Brotkrumen folgen müssen. Vorerst galt es, sicherzustellen, dass sie wirklich am richtigen Ort war. Je nachdem was sie fand, musste sie, wenn dieser Karolus zurückkehrte, entweder weg oder bereit sein.

Nun, sehr wahrscheinlich würde sie dafür sorgen, dass der Mistkerl bekam, was er verdiente. Schon die vergitterten Fenster seines Arbeitszimmers waren ein deutlicher Hinweis darauf, dass sie den richtigen Ort gefunden hatte, aber sie würde dennoch nicht voreilig handeln. Noch einmal glitt ihr Blick zu dem Fenster. Sie hatte eine der Gitterstangen mittels Eisenrost entfernen müssen, um sich hindurchzwängen zu können. Unbemerkt würde ihr Eindringen also ganz sicher nicht bleiben.

Aber eigentlich war das auch egal. Vielleicht konnte sie das sogar zu ihrem Vorteil ausnutzen. Erst jedoch musste sie ihren Visionen weiter folgen.

Mit gerunzelter Stirn sah sie sich um. Hier also behandelte der Heiler seine Patienten. Sie ignorierte die Krankenliegen und auch die an den Wänden fein säuberlich aufgereihten chirurgischen Instrumente.

Wäre sie nur hier, um sich eine goldene Nase zu verdienen, würden diese sicher ein lohnenswertes Ziel abgeben, doch es ging ihr nicht darum, Beute zu machen. Außerdem ließen einige der Werkzeuge sie schaudern. Blutvergießen war ihr nicht fremd, aber bei dem Anblick der Sägen, Spreizer, Bohrer und anderen Werkzeuge, die hier neben den obligatorischen Messern hingen, drehte sich ihr beinahe der Magen um.

Viele dieser Dinge gehörten eher in die Werkstatt eines Schreiners. Was ein Heiler damit anstellte, wollte sie eigentlich gar nicht so genau wissen. Kurz blieb ihr Blick an der gerahmten Urkunde hängen, die an der Wand hinter dem Schreibtisch des Mannes hing. Ein gesiegeltes Abschlusszeugnis der Herzog-Eolan-Universität in Methumis. In ihrem Traumgesicht hatte sie es nur flüchtig gesehen, aber sie erkannte es trotzdem und ohne Zweifel wieder.

Wie in ihrer Vision wandte sie sich jedoch ab. Ihre Aufmerksamkeit galt jetzt erst einmal dem Schreibtisch. Die Schubladen waren verschlossen, aber davon würde sie sich nicht aufhalten lassen. Natürlich könnte sie die Schlösser auch per Foramen öffnen, doch den Zauber für jedes Schloss einzeln zu wirken, würde ihre Kraftreserven arg strapazieren.

Mit schlafwandlerischer Sicherheit fanden ihre Finger die Dietriche, die sich in der Gürteltasche zwischen den beiden Messern befanden, und keinen Augenblick später begann sie auch schon, das erste Schloss zu bearbeiten.

Was sie fand, überraschte sie nicht wirklich. Schreibzeug in der einen Lade, Gläser und eine Flasche süßen Likörs in einer der anderen. Die Bücher schienen ihr im Vergleich dazu schon von größerem Interesse. Die unhandlichen Wälzer befassten sich vorrangig mit Anatomie, Kräuterkunde und allgemeiner Wundheilkunde. Im Haus eines Heilers waren sie wohl fast obligatorisch.

Fürs Erste legte sie die Bücher wieder zurück, um sich der letzten Schublade zu widmen. Bereits im Vorhinein hatte sie in Erfahrung gebracht, dass der Heiler seine Einkünfte nur einmal in der Woche zur Zweigstelle der Nordlandbank trug. Der Mann forderte zwar nicht dieselben Wucherpreise wie andere Heilkundige, aber im Laufe einer Woche kam, allem Anschein nach, dennoch so einiges zusammen.

Im Geiste klopfte sie sich selbst auf die Schulter, als sie die kleinen Geldsäckchen sah, welche die letzte Schublade füllten, auch wenn Geld nicht der eigentliche Grund ihres Besuchs war. Die Taler würden ihr die Nacht zwar auch nicht versüßen, aber vielleicht vermochten sie das, was sie hier noch zu finden fürchtete, etwas erträglicher zu machen.

Unter dem um ihren Kopf gewickelten Schal, der außer den Augen wenig frei ließ, presste sie die Lippen zu einem schmalen Strich zusammen, nachdem sie die Geldbeutel aus der Lade genommen hatte. Es war ihr entgangen, als sie noch gestanden hatte, aber nun, da sie kniete, waren die Schleifspuren auf dem Holzboden kaum zu übersehen.

Sie schluckte schwer und trat zu der Wand mit dem Regal voll konservierter Pflanzen und Tiere, hinter der sich wohl eine Geheimtür verbarg. Diesmal hielt sie sich nicht damit auf, den Öffnungsmechanismus zu suchen. Stattdessen konzentrierte sie sich kurz und berührte die Geheimtür dreimal kurz hintereinander mit der offenen Hand. »Foramen!«

Mit einem leisen Klicken sprang die getarnte Tür auf und sie musste nur noch ziehen. Das untere Ende kratzte wie erwartet über den Boden, womit die Schleifspuren hinreichend erklärt waren. Der kleine, fensterlose Raum hinter dem Durchgang lag in Dunkelheit. Mit einem Fingerschnippen änderte sie das. »Flim Flam.« Neben der Tür formte sich eine bläulich weiße Kugel und tauchte die geheime Kammer in grelles Licht.

Ihr Magen verkrampfte sich ob des Anblicks, der sich ihr bot. Aus dutzenden Gläsern starrten sie tote Augen an. Oder zumindest kam es ihr so vor. Unwillkürlich begann sie, die Behälter zu zählen, die jeweils ein konserviertes Augenpaar enthielten. Die Knie wurden ihr weich und sie musste sich am Türrahmen abstützen. Nein, der Tod war ihr nicht fremd, aber das war nicht das Werk eines Menschen, sondern das eines Monsters.

Die Vision, die sie führte, hatte hier ihr Ende gefunden und sich zu einem ebenso grässlichen wie unschönen Alptraum entwickelt, in dem sie körperlose Augen heimsuchten. Jetzt, da sie wieder mit diesem Anblick konfrontiert war, drohten die noch allzu frischen Erinnerungen an den Alpdruck sie zu überwältigen.

Ein leises Wimmern riss sie aus ihren Gedanken zurück in die Wirklichkeit. Mit staubtrockenen Lippen trat sie an den Behandlungstisch im Zentrum des Raumes, auf dem eine mit einem blutbefleckten Leintuch zugedeckte Gestalt lag. Voller Entschlossenheit und getrieben von der Angst vor dem, was sie finden könnte, riss sie das Tuch zur Seite.

Der junge Mann, der darunter lag, bot keinen sonderlich erbaulichen Anblick. Er war mit breiten Lederriemen an den Tisch gefesselt und zwei seltsame Zangen zwangen seine blutunterlaufenen Augen weit auf. Kein Knebel – trotzdem kam nur ein erbärmlicher, leiser Klagelaut über seine Lippen. Erst auf den zweiten Blick sah sie die präzisen, kleinen Einschnitte an Kehle, Armen und Beinen.

Selbst wenn der Mann nicht gefesselt gewesen wäre, hätte er nicht wegzulaufen vermocht. Sie schluckte schwer. Wenn sie ihm half, würde er von ihr erzählen können, aber wie konnte sie ihm nicht helfen? Der Schutz der Hilflosen gehörte genauso zu den Prinzipien, nach denen sie lebte, wie Heimlichkeit und Tücke.

Sie schüttelte den Kopf und begann, vorsichtig die Zangen zu entfernen, welche die Augen des Mannes malträtierten. »Entspanne er sich. Wir werden ihn hier weg bringen. Zuerst müssen wir jedoch einen Heilzauber auf ihn wirken.«

Als der Mann mit einem erleichterten Seufzer die Augen schloss, zog sie einen ihrer Handschuhe aus und legte ihm die Hand sanft über dem Herzen auf die Brust. »Balsam Salabunde.« Sie hatte zu kämpfen, damit ihr der Zauber gelang, schließlich musste sie seine Verletzungen nicht nur oberflächlich heilen, also gab sie ihr Bestes und ließ mehr ihrer Kraft in den Zauber fließen, als unbedingt nötig gewesen wäre. Der pochende Schmerz in ihrer Schläfe war ein eindeutiger Hinweis darauf, dass sie ihre Kräfte nahezu erschöpft hat-

te. Doch dem konnte sie sich nicht hingeben, war ihre nächtliche Aufgabe doch noch unerledigt.

***

Cyberian winkte dem sich entfernenden Laufburschen, der ihn nach Hause begleitet hatte, noch einmal nach, bevor er die Vordertür zu seinen Geschäftsräumen abschloss. Eigentlich hätte er sich viel lieber gleich in seine Wohnung im Obergeschoss zurückgezogen, aber er musste erst noch sein Werkzeug versorgen. Und zu guter Letzt wartete ja noch der Gast in der Geheimkammer, der seiner Aufmerksamkeit bedurfte.

An Schlaf war also vorerst noch nicht zu denken. Leise Flüche murmelnd schälte er sich aus seinem durchnässten Mantel. Diesen warf er dann sogleich über die Lehne eines der Stühle, die an den Wänden des Wartezimmers aufgereiht standen, bevor er begann, sich mit den gleichermaßen Wasser triefenden Stiefeln abzumühen.

Noch vor einigen Jahren hätte ihn die Pfütze irritiert, die sich am Boden des Warteraums zu formen begann. Aber spätestens wenn er morgen aufsperrte, würden die Leute ohnehin reichlich Schlamm und Matsch hereintragen. Ein Wasserfleck mehr oder weniger bildete da auch keinen Unterschied. Manchmal fragte er sich, warum er sich überhaupt die Mühe machte, hier Ordnung zu halten.

Gelegentlich schien es ihm, als ob er ohnehin der Einzige in der ganzen verdammten Stadt war, der auf solche Sachen Wert legte. Er schüttelte den Kopf und zog auch noch die nassen Strümpfe aus. Vielleicht sollte er morgen zur Abwechslung gar nicht aufsperren. Finanziell konnte er das sicher verkraften, und sobald sich seine heldenhaften Bemühungen von heute Nacht erst herumsprachen, sahen es ihm die Leute wohl auch nach, wenn er sich etwas Zeit nahm, um die Erkältung auszukurieren, die er schon kommen fühlte.

Falls er neben allem Anderen, das er noch zu tun hatte, keine Gelegenheit für ein heißes Fußbad mehr fand, würde er es wohl so machen. Möglicherweise band es ihn noch etwas fester in die Nachbarschaft ein, sollte er zur Abwechslung etwas Schwäche zeigen. Wahrscheinlich würde die Witwe Tannhaus sogar darauf bestehen, ihm eine Schüssel warmer Suppe vorbeizubringen. Sich selbst einmal umsorgen zu lassen, stellte durchaus eine angenehme Abwechslung dar.

Die Hübschlerin, die ihm diesen nächtlichen Ausflug beschert hatte, hatte auf jeden Fall allen Grund, ihm dankbar zu sein. Offene Brüche an beiden Unterschenkeln waren nichts zum Spaßen. Dank seiner Arbeit würde sie kein Bein verlieren und wohl auch nicht bis an ihr Lebensende humpeln, zumindest wenn sie sich an seine Anweisungen hielt. Bis die Knochen verheilt waren, musste das Mädel noch eine ganze Weile Bettruhe halten. Er konnte schließlich weder zaubern noch wortwörtliche Wunder vollbringen. Dafür waren andere zuständig.

Mit seiner Tasche in der Hand trat er durch die Tür zum eigentlichen Behandlungszimmer. Kaum hatte er den ersten Fuß hinein gesetzt, hielt er mit gerunzelter Stirn inne. Hier war nichts mehr so, wie er es zurückgelassen hatte. Eines der Fenster stand offen und das eiserne Gitter war, bis auf einige Stummel dort, wo es eingemauert war, verschwunden.

Mehr Sorgen bereitete ihm jedoch, dass die Geheimtür zu der versteckten Kammer mit seiner ganz speziellen Sammlung offen stand. Der Bursche, den er auf dem Tisch dort fest-

geschnallt hatte, lag zwar noch unter dem Leintuch, mit dem er ihn zugedeckt hatte, aber eigentlich hätte der Kerl nicht in der Lage sein sollen, friedlich zu schnarchen.

Das fahle Licht, das von draußen hereinfiel, machte es ihm schwer, mehr Details zu erkennen, aber dennoch fischte er, so unauffällig er konnte, eines der Skalpelle aus der Tasche, bevor er begann, sich in seinem entweihten Allerheiligsten umzusehen. Auch die Schubladen des Schreibtisches standen teils offen, wie er alsbald feststellte, als er mit dem Knie gegen eine stieß.

War das ein Einbruch? Die offen stehende Lade, in der die Einkünfte der letzten Woche hätten liegen sollen, legte dies zumindest nahe. Das alleine wäre schon ärgerlich, aber dass der elende Abschaum den verborgenen Raum entdeckt hatte, dafür fand er einfach keine Worte mehr. Mit vor Wut verzerrtem Gesicht trat er durch die halb geöffnete Geheimtür. Womit musste er rechnen, nun da sein Geheimnis aufgeflogen war?

Die Stadtwache war offensichtlich noch nicht verständigt worden, denn sonst würde es hier schon vor Uniformierten wimmeln und er wäre längst in Eisen gelegt. Möglicherweise wollte der Einbrecher versuchen, ihn zu erpressen? Sollte er sich darauf einlassen, zumindest zum Schein? Oder sollte er einfach das Weite suchen und in einer anderen Stadt neu anfangen?

Wahrscheinlich wäre es am besten, sich aus dem Staub zu machen, so sehr ihn das auch grämte. Er umklammerte den Griff des Skalpells fester, als er das blutige Leintuch hinfort riss, unter dem sein jüngstes Opfer schlummerte. Dank des raschelnden Tuches hätte er die sich von hinten nähernden Schritte fast überhört. Im letzten Moment fuhr er herum, um mit seiner improvisierten Waffe nach dem Eindringling zu schlagen.

***

Ihr Gegner griff an, noch bevor sie ganz an ihn heran war. War er so aggressiv oder doch nur nervös? Letzteres schien wahrscheinlicher, fiel der Angriff doch viel zu kurz aus. Zudem ließ die ungestüme Attacke mit dem Skalpell den Mann gänzlich offen. Das mochte gespielt sein, war er doch offenbar ein Meister der Verstellung, aber im Endeffekt war er wohl eher ein guter Schauspieler als ein erfahrener Messerkämpfer.

Zudem hatte sie ihren Angriff so arrangiert, dass alle Vorteile bei ihr lagen. Der Sammler saß zwischen dem Türrahmen und dem Operationstisch in der Falle. Seine Möglichkeiten auszuweichen, waren äußerst beschränkt. Des Weiteren war er, im Gegensatz zu ihr, nicht auf einen Kampf im Dunkeln vorbereitet. Nein, eigentlich war er überhaupt nicht auf einen Kampf vorbereitet.

Die Dunkelheit spielte ihr nur zusätzlich in die Hände. Sie hatte sich etwas von der Eulentränen-Tinktur in die Augen geträufelt, um besser sehen zu können. Ein nicht ganz ungefährliches Manöver. Hätte der Medicus eine Lampe oder andere Lichtquelle mitgebracht, wäre sie geblendet worden, anstatt im Dunkel besser zu sehen. Abgesehen davon war die Tinktur nicht ganz ungiftig, weshalb sie nur sparsam eingesetzt werden sollte.

Auch in Sachen Tarnung verließ sie sich nicht auf die Dunkelheit alleine. Eine Variante des Chamaelioni ließ sie nahezu vollständig mit dem Hintergrund verschmelzen, solange sie sich nicht oder nur sehr langsam bewegte. Selbst jetzt, wo sie zum Angriff überging, war es dank des Zaubers schwer, sie auszumachen.

Sie hätte sich noch mit weiteren Kampfzaubern stärken können, aber das schien ihr übertrieben. Außerdem hätte dann die Gefahr bestanden, dass sie ihre Reserven trotz des Zaubertrankes, den sie zu sich genommen hatte, wieder erschöpfte, und sie musste, wenn hier alles erledigt war, noch mindestens einen Zauber anwenden. Zudem war es nie verkehrt, genug astrale Kraft in Reserve zu behalten, um im Fall der Fälle einen Balsam zu wirken.

Wie ein Hammer traf ihr erster Angriff den schmerzhaft unvorbereiteten Mörder. Fast ohne Widerstand fuhr die scharfe und spitze Klinge des Dolches in ihrer Rechten ins Fleisch der Hand, mit der ihr Gegner sein Messer gehalten hatte. Klappernd fiel es zu Boden, während der Mann einen gellenden Schmerzensschrei von sich gab.

Den Schrei hatte sicher jeder in der Nachbarschaft gehört. Wahrscheinlich würde es jetzt nicht mehr lange dauern, bis eine Streife der Wache kam, um nach dem Rechten zu sehen. Bis dahin wäre sie jedoch schon weg, und wenn die Gesetzeshüter die Sammlung dieses Halunken fanden, dann war dagegen auch nichts einzuwenden.

Schon dieser erste Treffer hatte ihren Gegner den letzten Rest an Fassung gekostet. Als er versuchte, den Arm hochzubekommen, um ihren anderen Dolch abzuwehren, war dies nur mehr ein Akt der Verzweiflung und keine geordnete Verteidigung mehr. Nun, sie würde sich darüber nicht beschweren.

Ein ums andere Mal fuhren ihre Klingen ins Fleisch des Schurken und schon bald war er gar nicht mehr in der Lage, Gegenwehr zu leisten. Jeder Treffer hinterließ entweder eine äußerst schmerzhafte oder geradeheraus tödliche Wunde. Blut spritzte hell und rot aus mehreren arteriellen Verletzungen oder floss zäh und dunkel aus den Venen, die sie geöffnet hatte.

Jeden Stich zählte sie im Geiste leise mit, bis sie die Siebenundzwanzig erreicht hatte. Erst dann hielt sie schwer atmend inne und ließ den leblosen Körper ihres Gegners zu Boden gleiten. Ein Stich für jedes Augenpaar, das im Geheimversteck dieses Monsters in einem Glas voll Konservierungsmittel schwamm, und ein weiterer für den armen Schlucker, der während dieses ebenso kurzen wie heftigen Gemetzels wieder zu Sinnen gekommen war und sie nun mit vor Schreck geweiteten Augen anstarrte.

Kurz hielt sie den Blick des Burschen, dann wandte sie sich ab. Durch das offene Fenster konnte sie das Läuten von Handglocken und die sich nähernden Schritte genagelter Stiefel auf dem Pflaster hören. Ein letztes Mal wandte sie sich dem einzigen Opfer zu, welches das Glück gehabt hatte, die Aufmerksamkeit des Sammlers zu überleben. »Er denke daran, er schuldet uns ein Leben.«

Bevor der Bursche etwas sagen konnte, wenn er denn überhaupt den Mumm dazu hatte, war sie zum offenen Fenster hinaus. Als sie davonhastete, mischte sich der Regen, der immer noch auf die Stadt niederprasselte, mit dem Blut des Monsters, das sie gerichtet hatte.

Wenn die Wächter einen Spürhund zur Hand hatten, könnten sie ihr selbst bei diesem Wetter ohne allzu große Probleme folgen. Es würde einige Zeit dauern, bis der Regen ihre Spur hinfort spülte. Ihr konnte das jedoch leidlich egal sein. Sie musste nur eine ruhige Seitengasse finden, in der sie für ein paar Augenblicke ungestört blieb.

Einen Augenblick, um den Schutzzauber auf ihrer Gürtelschnalle zu aktivieren, und ein paar mehr, um sich ordentlich auf den Transversalis zu konzentrieren. Egal, wie gut die Spürhunde der Wache waren, sie würden ihr nicht durch den Limbus folgen können, und

die Wahrscheinlichkeit, dass sie einen Magier dabei hatten, der dies vermochte, war doch schon mehr als nur gering.

***

Geron Arberdan grummelte missmutig, während er sich in die Hände blies, um sich etwas aufzuwärmen. Nach den Regenschauern der letzten Tage hatte es merklich abgekühlt. Trotzdem zog er es vor, auf der Straße zu bleiben und nicht ins Haus des verstorbenen Cyberian Karolus zu gehen. Insgeheim nannte er den Kerl nur noch Schweinehund.

Das einzig Gute an diesem Schlamassel war, dass er von der Criminal-Cammer für die laufenden Ermittlungen hinzugezogen worden war und deshalb zur Abwechslung in Alt-Gareth Dienst tun durfte anstatt im Südquartier. Angesichts der verdammten Umstände wollte ihm aber sogar das nicht so recht gefallen.

Als sie alarmiert worden waren, hatte er befürchtet, dass sie ein weiteres Opfer des Sammlers finden würden. Was sie gefunden hatten, war in gewisser Weise schlimmer gewesen. Eigentlich sollte er sich wohl freuen, dass das jüngste Opfer des Sammlers überlebt hatte. Dass sie sich keine Sorgen mehr um den Mörder selbst zu machen brauchten, müsste ihn womöglich gar in Hochstimmung versetzen. Zu dumm nur, dass weder das eine noch das andere ein Verdienst der Stadtgarde war.

Piara Brigonetti war selbst bei diesem Wetter und in dem pelzverbrämten Mantel, der ihre Figur fast zur Gänze verbarg, ein Anblick für die Götter. Dass eine so schöne Frau sich ausgerechnet als Rechtsmedizinerin und Leichenbeschauerin betätigte, wollte ihm nicht so recht einleuchten, aber beklagen würde er sich deswegen sicher nicht. Er eilte ihr und der Dienerin, die alle Mühe hatte, den aufgespannten und scheinbar ganz und gar nicht leichten Schirm zu balancieren, entgegen.

Mit ein paar scharfen Worten und ausladenden Gesten scheuchte er die Gaffer aus dem Weg, sodass die beiden Damen sich nicht durch die Menge drängen mussten. »Was für ein Glück, dass ihr so schnell kommen konntet.« Er nahm der Dienerin den triefnassen Schirm ab. Er war ein gutes Stück größer als das junge Mädchen und so fiel es ihm leichter, den Schirm über ihrer aller Köpfe zu halten. »Ihr werdet heute das Vergnügen mit Rechtswahrerin Tannhauser haben. Den werten Herrn Inspector hat sie schon zum Namenlosen gejagt.«

An der Tür hielt er noch einmal inne, bevor er sie für die beiden Damen öffnete. »Es wird wahrscheinlich besser sein, wenn Eure Begleiterin im Vorraum wartet. Der Anblick des eigentlichen Tatortes ist nichts für zarte Gemüter und, wenn ich das so sagen darf, auch als jemand, der so einiges gewohnt ist, hätte ich gut und gerne darauf verzichten können.«

Das Mädchen öffnete die Tür, während Geron den Schirm hielt, sodass ihre Dienstherrin eintreten konnte. Erst als die Dienerin der Herrin ins Haus gefolgt war, schloss er den Schirm, um ihnen nach drinnen zu folgen, was ihm etwas mehr Schwierigkeiten bereitete, als er zuzugeben bereit war. Das mechanische Accessoire stammte vermutlich wie seine Besitzerin aus dem Horasreich, ihm würden diese Dinger aber wohl auf immer ein maraskanisches Rätsel bleiben.

Als er durch die Tür trat, konnte er ein Würgen gerade noch unterdrücken. Trotz der weit geöffneten Fenster erfüllte ein widerlicher Gestank die Räumlichkeiten. Der scharfe

alchemistische Geruch irgendwelcher Konservierungsmittel mischte sich hier auf höchst unangenehme Weise mit dem von vergossenem Blut und Schlimmerem.

Nur zu gerne hätte er sich wieder nach draußen zurückgezogen, aber er nickte nur dem anderen Gardisten zu, der im Wartezimmer neben der Tür schon darauf wartete, dass jemand seinen Posten übernahm. Der Mann hatte bereits mehr als genug Zeit in dem Miasma zugebracht, und man konnte ihm die Erleichterung förmlich ansehen, als er rasch zur Tür hinaus schlüpfte.

Aus den Augenwinkeln sah er, wie das Mädchen, das die Leichenbeschauerin begleitet hatte, erbleichte. Ob es an dem Gestank lag oder an der Blutlache, die man durch die Tür zum Behandlungszimmer sehen konnte, war eigentlich nicht wichtig. Wichtig war nur, dass sie der Schweinerei hier nicht auch noch ihren Mageninhalt hinzufügte.

***

Auch Piara Brigonetti war nicht entgangen, dass ihrer Begleiterin unwohl war, aber sie schloss ihren Mund wieder, ohne etwas zu sagen, sobald sie sah, wie der Gardist das Mädchen vorsichtig an der Schulter ergriff, um es zum Fenster neben der Tür zu bugsieren. Es stand einen Spalt offen, weshalb die Luft dort besser war. Und wenn man durch die in der kühlen Brise flatternden Gardinen auf die Straße hinaus sah, konnte man sich vielleicht auch einreden, dass man sich nicht am Ort eines üblen Mordes befand.

Der Blick der Rechtsmedizinerin wanderte sofort zu dem Mann, der in der Blutlache lag. Sein Körper war von tiefen Stichen und Schnitten übersät, von denen, soweit man das auf den ersten Blick sagen konnte, wohl fast jeder tödlich war, wenn man nicht schnell zu einem Heiler, Geweihten oder entsprechend ausgebildeten Magier kam. Piara sah auch die blutigen Fußspuren, die sich ausgehend von der Lache nun geronnen Blutes fast über das ganze Zimmer verteilten.

Die meisten konnte sie problemlos schweren Stiefeln zuordnen, wie sie auch die Gardisten der Stadtwache trugen, aber ein paar Fußspuren standen dennoch heraus. Diese zierlicheren Abdrücke stammten von Schuhen mit viel weicherer Sohle und führten schnurstracks zu einem offen stehenden Fenster. Sowohl am Fuße der Wand als auch auf der Fensterbank fand sich noch je ein weiterer blutiger Abdruck.

Gerade wollte sie die Rechtswahrerin darauf ansprechen, die mit grimmiger Miene schweigend gewartet hatte, als diese auch schon abwinkte. »Ich weiß. Eine Patrouille ist der Spur mit einem Spürhund bis in eine Seitengasse gefolgt, wo sie sich wie von Zauberhand in Luft auflöst. Das Fenstergitter wurde übrigens auch mit Magie entfernt.«

Mit diesen Worten trat die erfahrene Ermittlerin einen Schritt zur Seite, um den Blick in eine finstere, fensterlose Kammer freizugeben, die wohl normalerweise hinter einer Geheimtür verborgen lag. Der Anblick ließ Piara stocken. Ihre Augen wurden weit, als sie im Halbdunkel der Geheimkammer erst den Tisch mit den dicken Lederriemen und dann die Gläser sah, aus denen sie zahllose tote Augen anzustarren schienen.

»Bei allen Zwölfen!« Piara musste schlucken. Der Anblick setzte ihr nicht zu, weil er so schrecklich war, obwohl es daran ganz sicher keinen Zweifel gab, schließlich hatte sie schon so manche schlimm zugerichtete Leiche auf dem Seziertisch gehabt. Was ihr zu schaffen

machte, war die schiere Anzahl an Augen und die grausamen Verbrechen, die jedes einzelne implizierte.

Die Gedanken der Rechtswahrerin schienen ähnlichen Bahnen zu folgen. Sie klang bitter. »Wir wussten bisher von neun Opfern des Sammlers.« Sie hielt inne, um schnaubend durchzuatmen. »Aber wie es den Anschein hat, gibt es mehr. Viel mehr.«

***

Immer noch prasselten eisig kalte Regentropfen auf das Land herab. Sie hatte eigentlich gehofft, diesem Eisregen ebenso zu entkommen wie etwaigen Verfolgern der Stadtwache, indem sie einen kurzen Sprung durch den Limbus machte, aber zumindest das Wetter betreffend hatte sie sich geirrt. Wenn überhaupt, dann war es hier außerhalb der Stadt noch schlimmer, was wohl vor allem am Wind lag, der ihr die eisigen Tropfen fast waagerecht wie Myriaden kleiner Dolche ins Gesicht schleuderte.

Das Haus, auf das sie zusteuerte, war einmal das eines Gutsherren gewesen, aber die umliegenden Felder, Wiesen und Haine waren mit Ausnahme eines kleinen Lustgartens allesamt an Bauern aus der Nachbarschaft verpachtet. Sie selbst konnte sich gar nicht daran erinnern, dass es jemals anders gewesen wäre, befand sich das Gut doch schon seit der Zeit ihrer Großeltern im Familienbesitz.

Im Moment war ihr aber vor allem wichtig, dass sich bei dieser Witterung kaum jemand vor die Tür traute. Trotz der frühen Stunde hätte sie bei besserem Wetter viel mehr damit zu tun gehabt, nicht versehentlich dem einen oder anderen Nachbarn über den Weg zu laufen. So blieben die Leute drinnen und beteten lieber, dass der Regen nicht auch noch gefror, und sie hatte es nicht schwer, den kleinen Garten mit den adrett gestutzten Büschen und Hecken hinter dem Haus zu erreichen.

Es hatte schon etwas Kurioses an sich, dass sie sich in gewissem Sinne ins eigene Haus schleichen musste, aber schließlich sollte möglichst niemand wissen, dass sie nach Hause kam oder überhaupt weg gewesen war. Tatsächlich wussten nur sehr wenige Leute, dass in diesem Haus mehr als eine Frau lebte, und so sollte es auch bleiben. Der Gedanke an das jahrelange Versteckspiel ließ sie schmunzeln. Ja, die Nachbarn wussten nicht einmal, dass ihre Mutter mehr als eine Tochter zur Welt gebracht hatte.

So blieb ihr nichts Anderes übrig, als sich heimlich ins Haus zu stehlen, um die Scharade aufrechtzuerhalten. Stirnrunzelnd hielt sie vor dem Brunnen im Garten inne. Wenn man genau hinsah, konnte man die etwas vorstehenden Steine im gemauerten Brunnenschacht erkennen, an denen man heraus oder eben hinunter klettern konnte. Sie hatte diesen Weg schon so oft genommen, dass sie die richtigen Griffe auch blind finden würde. Was ihr jedoch Sorgen bereitete, war, dass die Steine nass und rutschig waren.

Vielleicht wäre es besser, wenn sie am Seil, an dem man sonst einen Eimer nach unten beförderte, hinunter klettern würde. Sie nickte. So würde sie es machen. Zu ihrer Zufriedenheit stellte sie fest, dass die Kurbel gut geölt war und nicht quietschte, während sie den Eimer hinabließ. An den regelmäßigen Knoten im Seil ließ sich abschätzen, wann der Eimer die nötige Tiefe erreichte. Sie blockierte den Mechanismus wieder und schwang sich über die Brüstung, ohne weiter zu zögern.

Kurz musste sie in der Dunkelheit nach dem Rand des Ganges tasten, der hier unterhalb eines dekorativen Simses in den Brunnenschacht mündete. Dann zog sie sich mit einer geschmeidigen Bewegung hinein. Gebückt schlich sie durch den runden Gang, der nach wenigen Schritten an einem rostigen Gitter endete. Sie griff nach zwei der Stangen und drehte das Gitter, während sie gleichzeitig Druck darauf ausübte, erst ein Stück nach rechts und dann etwas weiter nach links, bis sie es aus seiner Verankerung drücken konnte.

Nur mit Mühe verhinderte sie, dass das alte Ding zu Boden krachte. Das hätte einen schönen Lärm verursacht. Rasch lehnte sie es gegen eine Wand, um sich durch die so entstandene Öffnung zu zwängen. Bevor sie weiter in die Dunkelheit schlich, verschloss sie den Gang wieder hinter sich. Kurz darauf erreichte sie die Leiter, die zu einer Falltür in die geheimen Kellerräume führte.

Der Raum oberhalb der Falltür war wohl ursprünglich als Versteck für Zeiten der Not angelegt worden. Nun diente er ihr und ihren Schwestern als Allerheiligstes, wie es auch schon bei ihren Vorfahren gewesen war. In einer Wandnische stand der kleine Schrein Bylmareshs, den ihre Großeltern aus Fasar mitgebracht hatten. Einige Kerzen brannten in der Nische und tauchten die beiden die Gottheit darstellenden Statuen in Licht und Schatten.

Sie hielt nur lange genug inne, um die Falltür wieder zu verschließen, dann kniete sie sich vor den Schrein. »Bylmaresh, leite uns in unseren Träumen. Führe unsere Schritte in den Schatten und unsere Klingen in der Nacht, dass sie die Herzen unserer Feinde finden mögen.« Sie legte die Geldsäckchen, die sie aus dem Haus des Sammlers mitgenommen hatte, vor der Statue ab, die Bylmaresh als Spinnenreiter abbildete. Ihre immer noch blutigen Dolche platzierte sie dann zu Füßen der anderen Statue, die ihre Gottheit als Skorpionreiterin darstellte.

Just in diesem Moment riss eine Stimme in ihrem Rücken sie aus ihrer Andacht. »Willkommen zu Hause. Wir haben dich erwartet, Abrizah, und wir haben dir ein warmes Bad vorbereitet und trockene Sachen bereitgelegt.« Mit diesen Worten schälte sich eine Frau aus den Schatten, die ihr glich wie ein Ei dem anderen.

Noch einmal neigte Abrizah das Haupt vor dem Schrein, bis ihre Stirn den Boden berührte, dann wandte sie sich zu ihrer Schwester um, die still wie eine Salzsäule neben der Geheimtür zum eigentlichen Keller des Anwesens wartete. »Danke, Fahima.« Sie ließ es zu, dass ihre Schwester sie für einen Augenblick in die Arme nahm. »Ist Shanja wieder zurück?«

Fahima nickte. »Ja, und genau wie ich brennt sie darauf zu hören, wie deine Nacht verlaufen ist. Im Gegenzug hat auch sie Neuigkeiten für uns, mit denen sie aber nicht herausrücken wollte, bevor du zurückkommst. Außerdem hat sie auch etwas süßes Gebäck aus dem Süden mitgebracht, das sie zur Feier des Tages mit uns teilen will. Aber jetzt brauchst du erst einmal dieses Bad, das ich bereits erwähnt habe, und vielleicht noch ein kurzes Nickerchen in einem ordentlichen Bett. Schließlich musst du heute mich mimen.«

Abrizah sah ihre Schwester einen Augenblick lang verständnislos an. »Süßes Gebäck zur Feier des Tages?« Sie runzelte die Stirn. »Ich bin ja auch froh, dass wir zur Abwechslung alle zu Hause sind, aber ist das denn gleich Anlass zum Feiern?«

Fahima lachte schnaubend auf. »Heute ist der dreiundzwanzigste Ingerimm!« Ihre Schwester sah Abrizah in die Augen, bis ihr endlich klar wurde, welche Bedeutung dieses

Datum hatte. Ungläubig schüttelte Fahima den Kopf. »Echt jetzt, das kann auch nur dir passieren, dass du unseren Tsatag vergisst.«

RJB
2018

# Die ersten Noten eines Liedes

von Marek Schmidt

*Lichtenwald, ein Dörfchen im Nirgendwo Andergasts, im Ingerimm 1040 BF*

Stille. Das Geräusch wohliger Ruhe. Die Vögel schliefen noch in ihren Nestern, die Hühner kuschelten sich im Stall wärmend aneinander und auch Sumianas Eltern lagen noch im Bett. Ganz Lichtenwald schien in Borons Armen auf den Tag zu warten.

Der lange Ruf eines Kauzes durchbrach das Schweigen. Wie jeden Morgen saß der Nachtvogel auf dem Ast vor ihrem Fenster und verabschiedete sich von ihr, bevor auch er schlafen ging. Gerade rechtzeitig, denn gleich würde die nächtliche Stille weichen und die Hektik des Tages ihren Platz einnehmen.

Sie konnte ihn nicht sehen, aber das Geräusch schlagender Flügel verriet ihr, dass der Kauz aufgebrochen war. Gleich würden die anderen Tiere erwachen. Da! Ein Huschen bei der südlichen Hecke. Eine Maus, die sich vor ihrem gefiederten Freund versteckt hatte? Oder doch eher ein Eichhorn, das besonders früh aufgestanden war und schon eifrig nach Nahrung suchte?

Es war ihr die liebste Stunde am Tag. Diese kurzen, kostbaren Momente, die nur ihr gehörten. Sobald der Hahn krähte, würden ihre Eltern aufstehen und ein arbeitsreicher Tag beginnen. Sie würde die Hühner füttern, ihren Stall säubern und vermutlich auch den Holzfällern Essen tief in den Wald bringen müssen. Am Abend wäre sie müde, würde nur noch etwas zu sich nehmen und dann zu Bett gehen. Doch in der Frühe durfte sie wieder lauschen.

Gerade hatte sich der erste Strahl der Praiosscheibe gezeigt und sie wusste: Jeden Moment wird das Getöse beginnen. Die Grünfinken stimmten schon ihren morgendlichen Singsang an. Zu leise, um ihre Eltern zu wecken, doch laut genug, um Sumiana zu erfreuen. Ein Zwitschern, ein Rufen, ein Brummen, ein Murmeln: Immer mehr Stimmen fügten sich zusammen. Ein Gackern, ein Rascheln, und da der Hahnenschrei. Und zuletzt ein Wiehern.

Ein Wiehern? Sie und ihre Eltern hatten doch gar kein Pferd. Schnell huschte sie zum Fenster. Sie war recht groß für eine Siebenjährige und die Luke ihrer Kammer hing zum Glück nicht allzu hoch, sodass sie ein ungestörtes Blickfeld auf den Neuzuwachs ihrer morgendlichen Geräuschkulisse hatte.

Es war kein großes Schlacht-

ross, wie sie in den Geschichten von Argo Zornbold vorkamen, die die alte Kunhuta so gerne erzählte. Aber es war auch kein Pony. Es musste ungefähr so groß wie ihr Vater sein, schätzte sie. Zumindest dann, wenn der Reiter auch ein Erwachsener war. Sie konnte das aufgrund der Entfernung schlecht beurteilen. Zumal sich das Gesicht des Fremden hinter dessen zotteligem blondem Haar versteckte, das ihm bis auf die Schultern fiel. Sie fand, dass er damit ein wenig wie sein Pferd aussah, und musste glucksen bei der Vorstellung eines Menschen mit Pferdehaar. Sie überlegte, ihren Eltern später davon zu erzählen. Aber die fänden es sicherlich nicht lustig. Ihre Eltern fanden ohnehin wenig lustig. Nicht einmal die Geschichte vom Wolf und den sieben Lämmern, die die alte Kunhuta am letzten Bukenbrinn -Fest erzählt hatte.

Je länger sie den Reiter betrachtete, desto mehr Seltsames fiel ihr an ihm auf. Er trug zwar einen recht gewöhnlichen dunkelgrünen Mantel auf dem Rücken, aber sein Hemd sah aus, als hätte man es wild und ohne jede Ordnung aus Fetzen verschiedenster Farben zusammengenäht. Da griff Grün in Blau und Rot in Gelb, wobei die dunklen Töne doch zu überwiegen schienen. Als sie erspähte, was der Reiter hinten an seinem Sattel befestigt hatte, wurden ihre Augen groß. Es war eines dieser Musikinstrumente aus Holz und dünnen Fäden. Sie hatte erst einmal so etwas gesehen, als ihre Eltern sie vor einem halben Jahr mit zum jährlichen Markt nach Eichhafen genommen hatten. Die Bewohner von Lichtenwald besuchten die Stadt am Ingval nur selten. Zu Fuß war man fast drei Tage unterwegs, und kaum einmal fand man einen Grund, die beschwerliche Reise auf sich zu nehmen. Einem Musiker zu lauschen, zählte wohl nicht als solcher. Was ihre Aufregung natürlich nur noch steigerte. Sie war so in die Beobachtung vertieft, dass ihr fast entgangen wäre, wie sich ein weiteres ungewöhnliches Geräusch in die Melodie des frühen Morgens eingeschlichen hatte: Rund dreißig Schritt hinter dem Reiter, der gerade ihren Hof passierte, zogen zwei Pferde einen größeren, überdachten Karren den Weg entlang. Das Knarzen der Räder vereinigte sich mit dem Hufgetrappel der Pferde. Auf seinem Kutschbock schien ein junger Mann zu sitzen, doch war er trotz aller Anstrengung Sumianas noch zu weit entfernt, als dass sie Genaueres hätte erkennen können.

Gerade als der Wagen näher kam und sie hoffen konnte, im Vorbeifahren einen Blick in sein Inneres zu erhaschen, flog hinter ihr die Tür auf und es donnerte: »Bist du etwa taub geworden? Wie oft soll das Mistvieh von Hahn noch krähen, bevor du dich aus deinem Bett bewegst? Die Hühner müssen gefüttert werden und deine Mutter braucht Krüge von frischem Wasser!«

Ohne eine Antwort abzuwarten, schlug ihr Vater die Tür wieder zu. Einige Atemzüge später schien die Wand immer noch zu wackeln. Sie sprang aus dem Bett, drehte sich aber noch einmal hoffnungsvoll zum Fenster, doch Karren und Reiter hatten den Hof hinter sich gelassen und waren in Richtung des Dorfplatzes weitergezogen.

Nun hätte es ein Tag wie jeder andere werden können. Sie hätte ihre Aufgaben erledigt, etwas gegessen und wäre schließlich wieder zu Bett gegangen. Aber sie mochte die Vorstellung, dass ausnahmsweise einmal nicht jeder Tag gleich war – ganz im Gegensatz zu ihren Eltern. Außerdem war sie schrecklich neugierig.

So war es wohl unumgänglich, dass sie, nachdem sie die Hühner versorgt hatte, beim Frühstück an ihrer Scheibe Brot kauend ihre morgendlichen Beobachtungen mit ihren Eltern teilte.

Ihre Mutter schien erstaunt und setzte an, etwas zu sagen, als ihr Vater ihr ins Wort fiel: »Du willst jemand auf der alten Straße nach Engasal gesehen haben? Diese Straße ist inzwischen fast unpassierbar und hinter Lichtenwald gibt es kein Dorf, aus dem sie gekommen sein könnten. Das musst du dir einbilden, Kind.«

Erneut schien ihre Mutter etwas sagen zu wollen, überlegte es sich aber anscheinend anders.

Ganz so einfach war Sumiana nicht bereit, aufzugeben. »Aber Papa, ich habe ihn ganz sicher gesehen. Er hatte ein Instrument auf dem Rücken.«

»Das hast du geträumt, Sumiana. Ein Musiker in dieser Gegend. Der wäre ja schön blöd.«

»Aber …«

»Schluss jetzt, Kind! Man widerspricht seinem Vater nicht. Ich dachte …«, kaum hatte ihr Vater sie unterbrochen, wurde auch sein Redeschwall gebremst, als es laut an der Tür klopfte.

Ohne eine Antwort abzuwarten, ließ sich der morgendliche Besucher einfach selbst hinein. Es war Havel, der Nachbar, dem der nächstgelegene Hof gehörte. Sein Gesicht war puterrot angelaufen und sie fand, dass er etwas außer Atem wirkte, als er – noch halb in der Tür stehend und wild gestikulierend – begann, auf ihren Vater einzureden. »Eichbald, du wirst es nicht glauben. Da sind ein Haufen komischer Fremder am Dorfrand. Komm, wir müssen schauen, was wir mit denen machen. Am Ende entpuppt sich das Pack noch als Diebesgesindel.« Dass auch sie und ihre Mutter in diesem Haus wohnten, schien Havel wenig zu interessieren, zumindest würdigte er sie keines Blickes.

Ihr Vater sprang auf, fluchte etwas in seinen Bart, wovon sie nur das Wort *Balg* verstand, ging zur Tür und schlug sie hinter sich zu. An der leiser werdenden Stimme Havels, der beständig auf ihren Vater einredete, erkannte sie, dass sich beide in Richtung Dorfmitte entfernten. Einen kurzen Moment herrschte Stille am Essenstisch, als sie und ihre Mutter sich nur wortlos ansahen.

Dann standen beide gleichzeitig und ganz unvermittelt auf.

»Ich denke«, sagte ihre Mutter, »es kann nicht schaden, ihnen zu folgen.« Dennoch schien sie zu zögern und ging erst zur Tür, als sie das bestätigende Lächeln Sumianas sah.

Als Mutter und Tochter sich dem Dorfrand näherten, sahen sie schon von weitem eine Menschentraube, die sich um jenen Karren bildete, den Sumiana am Morgen entdeckt hatte. Sonst war von den Reisenden wenig zu sehen. Alles, was die Siebenjährige erspähen konnte, waren die Dorfbewohner, die ihr mit Blick auf den Karren den Rücken zuwandten. Aber auch ohne ihre Gesichter zu sehen, war es ihr unmöglich, nicht zu bemerken, was die allgemeine Einstellung zu den reisenden Fremden war: Jeder Schritt auf die Menschentraube zu hob die Lautstärke ungemein. So führte man keine normalen Gespräche, dachte sie, und ihr Verdacht sollte sich bestätigen, als sie und ihre Mutter den Pulk erreichten.

Die Dorfbewohner hatten einen fast vollständigen Kreis um den Karren sowie die beiden jungen Männer gebildet, die Sumiana am Morgen auf Pferd und Kutschbock erspäht hatte. Mit erhobenen Händen und beschwichtigenden Gesten mühten sich die Fremden, die aufgeregten Dörfler zu beruhigen.

»Gebt uns doch die Gelegenheit, uns vorzustellen«, begann der Musiker mit dem bunten Hemd, nur um direkt von höhnischem Gelächter unterbrochen zu werden.

»Ach, und wozu?«, schrie Havel. »Als könnte man solch reisendem Gesindel wie euch vertrauen! Ihr würdet uns doch eh nur belügen.«

Zustimmendes Gegröle der Dörfler folgte seinen Worten. Soweit Sumiana feststellen konnte, beteiligten sich daran fast alle, und zu ihrer Scham auch ihr Vater. Sie verstand das Problem der Erwachsenen nicht. Dem Spielmann in Eichhafen hatte sie so gerne zugehört, und jetzt wollten ihr Vater und die anderen diesen vergraulen, ohne dass er etwas getan hatte?

Nun öffnete der Kutscher den Mund und versuchte, gegen die Männer anzureden: »Ich bitte Euch. Wir kommen aus Engasal und haben eine anstrengende Reise hinter uns. Wir würden nur gerne einen Tag ruhen, vielleicht in Eurem Gasthaus einkehren …«

Weiter sollte er nicht kommen. Einzig Holmars Miene hellte sich bei seinen Worten ein wenig auf. Er war der Besitzer der kleinen, örtlichen Schenke. Aber eine Stimme, die Sumiana nicht zuordnen konnte, hatte den Kutscher längst unterbrochen. »Engasal, von wegen. Wahrscheinlich kommt ihr direkt aus dem verfluchten Nostria!«

»Und nichts, was aus Nostria kommt, wollen wir hier haben«, stimmte ihm Havel lautstark zu.

Ihr war klar, dass die Reisenden auf verlorenem Posten standen. Die Männer des Dorfes hatten endlich mal wieder jemanden, über den sie sich aufregen konnten. Hoffentlich eskalierte die Situation nur nicht vollends.

Während der Musiker erneut zu beschwichtigen versuchte und wiederholt niedergeschrien wurde, schien es nur Sumiana aufzufallen, dass sich an der hinteren Abdeckung des Karrens etwas bewegte. Der Stoff glitt zur Seite und eine junge Frau sprang hinaus. Sie war ein wenig kleiner als ihre Mutter und trug das lange feuerrote Haar in einem geflochtenen Zopf auf dem Rücken. Auf dem hübschen, sommersprossigen Gesicht lag einen Ausdruck von Stolz, in den sich jedoch Züge von Unsicherheit einschlichen.

Ein Raunen ging durch die Menge der Dorfbewohner, und als für einige Sekunden Ruhe einkehrte, dachte Sumiana schon, die Schönheit der jungen Frau hätte den Streit beendet. Die alte Kunhuta hatte einmal von einer fremdländischen Prinzessin erzählt, die dergleichen vermochte, und mit den roten Haaren sah sie schon aus, als käme sie aus einem fernen Land.

Doch nur Sekunden nach diesem Gedanken war das Geschrei der Dörfler wieder da und sogar lauter als zuvor. Erst als sie Havel schreien hörte, wurde ihr klar, was eigentlich das Problem war: Die junge Frau trug eine Hose.

»Sie kommen in unser Dorf, ach, in unser Land, und benehmen sich, als könnten sie tun, was sie wollen.« Die Stimme gehörte ihrem Vater, wie sie halb erschreckt feststellte.

Havel schloss sich ihm an: »Heute lassen wir sie hier übernachten und morgen sind die Hälfte unserer Sachen geklaut!«

Zustimmendes Gegröle der Dorfbewohner. Die Gesichter der drei Reisenden wurden zunehmend blasser – die Beschimpfungen der Dörfler gleichermaßen lauter und schlimmer. Manche der Wörter hatte Sumiana nie zuvor gehört.

Erneut verschaffte sich ihr Vater Gehör. »Wir sind uns anscheinend einig. Dieses Gesindel kommt nicht aus unserem Dorf und vermutlich nicht einmal aus Andergast. Sie sollten besser …«

Zum zweiten Mal an diesem Tage wurde ihr Vater unterbrochen. Sie konnte sich nicht erinnern, dass das schon einmal passiert wäre. Diesmal war es aber nicht Havel, sondern der junge Musiker mit dem zotteligen blonden Haar, der sich lautstark geräuspert hatte und nun alle Blicke auf sich zog.

Unbemerkt von ihr hatte er im allgemeinen Geschrei sein Instrument in die Hand genommen. Ohne ein weiteres Wort der Ankündigung sprang er nach vorne, drehte sich einmal im Kreis, zupfte ein paar Saiten seiner Laute und begann, zu singen. Was immer die Bewohner Lichtenwalds erwartet hatten, von diesem sonderbaren Fremden zu hören, das war es sicher nicht. Schon die ersten Töne ließen das Geschrei der Dörfler verstummen. Als sie die Melodie erkannten, weiteten sich ihre Augen, und als der erste Vers erklang, auch ihre Herzen. Sumiana sah es an ihren Gesichtern: Nicht einmal an wichtigen Feiertagen hatte sie ihren Vater und die anderen Männer des Dorfes so ruhig und ehrfürchtig erlebt. Dabei sang der junge Spielmann nicht von Göttern oder Priestern. Auch war es keine Ballade gefallener Helden oder tragischer Liebschaften.

Er sang einen Text, der zu Andergast gehörte wie die uralten Bäume des Steineichenwalds oder der stetige Fluss des Ingval. Er sang vom unwegsamen Dickicht und schwerer Arbeit. Von ruppigen Seelen und warmen Feuern. Er sang von der Schönheit einer lauwarmen Sommernacht und der Bitterkeit eines harten Winters.

Sie kannte das Lied. Jeder der Anwesenden kannte es. Es war endlos lang und jedes Dorf in Andergast wusste um andere Strophen, hatte ihr die alte Kunhuta einmal erklärt. Auf ihre Frage, wie denn so etwas sein könne, hatte die alte Frau nur gesagt, dass das Lied so alt sei, dass niemand mehr wisse, wer es sich ausgedacht habe, aber alle könnten ja etwas dazudichten. Denn dazu könne ja jeder was sagen.

Damals hatte Sumiana nicht ganz verstanden, was die alte Kunhuta damit wohl meinte. Aber als sie sah und hörte, wie das halbe Dorf in Einklang mit dem fremden Musiker den Refrain zu *Meine Heimat Andergast* sang, glaubte sie, es zu verstehen. Breit grinsend begann sie, aus voller Kehle mitzusingen, sodass der buntgewandete Spielmann erstaunt über die junge, weibliche Stimme den Kopf hob und ihr zuzwinkerte.

Der Musiker spielte und spielte und als ihm die Strophen ausgingen, fingen die Dorfbewohner an, die ihren zu singen. Jene Strophen, die ihre Großeltern ihnen in Kindertagen vorgesungen oder die sie selbst in so manch durchzechter Nacht auf die simple Melodie gedichtet hatten.

Sumiana konnte schwer einschätzen, wie lange er nun schon spielte, aber sie bemerkte, dass sich Schweiß auf seiner Stirn gesammelt hatte und er versuchte, das Lied zu Ende zu führen: Stärker schlug er die Saiten an, lauter wurde seine Stimme. Zweimal ließ er den Refrain erklingen, um dann mit einem letzten nur langsam verhallenden Ton zu enden. Gespenstische Stille folgte. Sumiana befürchtete, die Ablehnung, die ihr Vater und die anderen Männer vor dem Lied des Fremden gezeigt hatten, würde zurückkehren, doch schon brach donnernder Applaus über sie hinein und ließ ihre Befürchtungen zusammenfallen. Die Dorfbewohner applaudierten sich sowie dem Spielmann für sein Können, ihrer Heimat sowie dem Fremden, der ihre Liebe dazu verstand.

Allerseits beobachtete Sumiana Schulterklopfen und Umarmungen, kleine Kinder wurden auf die Schultern ihrer Eltern gesetzt und sogar ihr sonst so ruppiger Vater schüttelte dem Fremden die Hand. Und lächelte dabei.

Die erste Aufregung hatte sich kaum gelegt, da trat der blonde Musiker einige Schritte zurück und der junge Mann, den Sumiana am Morgen auf dem Kutschbock gesehen hatte, nahm seinen Platz ein. Er war schlichter gekleidet: ein hellgrünes Hemd, eine braune Hose. Kein Mantel und auch kein buntes Oberteil aus vielen Flicken. Auch waren seine Haare wesentlich kürzer. Wie kastanienfarbene Borsten schmiegten sie sich an seinen Schädel.

Kurz ließ er die Zähne blitzen, dann zog er drei Bälle aus einer Tasche an seinem Gürtel, ungefähr so groß wie Hühnereier. Einen warf er in die Luft, dann noch einen, und als er den Dritten hochwarf, hatte er den Ersten wieder gefangen. Daraus entwickelte sich ein rasantes Spiel. Unentwegt wollten die Bälle gen Boden fallen, unermüdlich warf der Kutscher sie wieder gen Himmel.

Ohne dass es irgendeiner Anleitung bedurft hätte, formten die Dorfbewohner einen Halbkreis. Die kleinen Kinder saßen ganz vorne und staunten mit offenem Mund ob des Geschicks des Ballkünstlers. Stolz darauf, bereits zu groß für diesen Kreis zu sein, stand Sumiana hinter ihnen. Mit geschlossenem Mund, aber ähnlich begeistert. Als sie sich umblickte, wurde ihr klar, dass sie damit nicht allein war. Die Erwachsenen mochten noch so ernsthafte Gesichtsausdrücke aufsetzen: Ihre zuckenden Mundwinkel und ihre glänzenden Augen verrieten dennoch die Freude an der spontanen Aufführung. Sumianas Vater hatte den Arm um ihre Mutter gelegt. Beide hatten sie diesen Ausdruck im Gesicht, den ihre Tochter nur äußerst selten an ihnen sah. Wenn die jährlichen Frühlingsgewitter ihren Hof unbeschadet hinter sich ließen oder im frühen Herbst, wenn der Sommer sich als ertragreich herausgestellt hatte und genug Vorräte für den Winter bereitlagen. Es war dieser seltene Blick der Sorglosigkeit.

Zwischen den Beinen der Erwachsenen konnte Sumiana rege Betriebsamkeit wahrnehmen. Bänke vom Dorfplatz wurden hergetragen und ein Geräusch, dessen Ursprung sie nur erahnen konnte, klang verdächtig nach einem der Holzfässer aus Holmars Keller, das mit etwas Übermut hergerollt wurde

Die folgenden Stunden waren wohl die kürzesten ihres Lebens. Sie bestaunte den Ballkünstler, der sich auch als Akrobat entpuppte. Während der Spielmann seine Saiten anschlug, sprang er in die Luft und drehte sich um sich selbst, nur um wieder auf den Füßen zu landen. Und als er aus dem Stand in einen Handstand sprang und aus diesem nach einem Überschlag wieder zum Stehen kam, applaudierte sie am lautesten. Auf ihn folgte die junge Frau, an deren Bekleidung sich noch vor einigen Stunden so manch wütender Kommentar entzündet hatte. Nachdem sie bewiesen hatte, dass sie Feuer nicht nur auf ihren Lippen löschen oder mit ihm tanzen, sondern es auch viele Spann weit spucken konnte, würden die Männer sich hüten, über ihre Beinkleider zu meckern.

Dazwischen spielte immer wieder der blonde Musiker. Mal ein Trinklied, bei dem alle einstimmten, mal ein andergaster Märchen, und zum Schluss sollten die Dorfbewohner einen Kreis um ihn bilden und er spielte einen Reigen. Es war ein Fest! Die lachenden Erwachsenen, die hüpfenden Kinder und ihr Vater, der hinfiel, aber sich nur prustend den Staub von der Hose klopfte und sich munter wieder im Kreis einreihte.

Sie hatte kaum bemerkt, dass die Praiosscheibe langsam unterging und das Madamal am Himmel Einzug hielt, so sehr fesselte die Darbietung der drei Künstler sie. Doch als es endgültig dunkel wurde und die Dorfbewohner mehrere Feuer entzündeten, gab es keine Möglichkeit mehr, die Veränderung zu übersehen, der sich auch die Fremden anpassten. Der

letzte Ball wurde gefangen, eine letzte Saite zum Verstummen gebracht. Dann traten die drei beiseite und ein alter Mann, den Sumiana zuvor nicht wahrgenommen hatte, betrat den Kreis.

Er hatte einen weißen Bart, der ihm bis zur Brust reichte, und ähnlich weißes, kurzes Haar, wie ihr Großvater. Anders als dieser aber stand er aufrecht und sein Blick wirkte nicht getrübt.

»Vor neunzehn Jahren sah diese Welt ihrem Ende entgegen.« Seine Stimme klang ruhig und tief. Er sprach langsam, aber eindringlich, und Sumiana war sofort von ihm gefesselt.

»Vor neunzehn Jahren sollte sich das Schicksal dieser Welt entscheiden. Der Dämonenmeister Borbarad war zurückgekehrt, die Insel Maraskan gefallen und Tobrien überrannt. Das Aventurien eurer Väter und eurer Väter Väter sollte dem Willen dieses dunkelsten aller Magier nach untergehen. Und wahrlich, ich sage euch, er schien unaufhaltsam. Einen Sieg nach dem anderen errang Borbarad. Doch will ich nicht von den dunklen Schatten der Vergangenheit sprechen, sondern von dem Licht, das sich erhob, wie ein Feuer in der Nacht.« Mit den letzten Worten hatte der alte Mann eins der Feuerbecken erreicht, das die Dörfler entzündet hatten.

Während er in die Flammen blickte, machte er eine kurze Pause, und Sumiana bemerkte etwas, was ihr im Dorf noch nie begegnet war: absolute Stille. Normalerweise musste sie für solche Ruhe noch vor der Praiosscheibe erwachen, aber gerade schien jeder andächtig dem alten Geschichtenerzähler zu lauschen, der nun fortfuhr: »Ich will von jenen sprechen, die diese Welt retteten. Die sie formten. Ich kann mich erinnern und euch berichten, auf dass sie auch durch eure Erinnerung für immer Teil dieser Welt bleiben. Und so will ich euch eine Erinnerung geben, die schon jetzt eine Legende ist. Lasst mich euch erzählen von einem der tapfersten Recken Rondras. Einem Kämpfer, der seinesgleichen suchte. Einem Schwertkönig! Lasst mich euch von Raidri Conchobair erzählen. Seinem Leben, seinen Taten und seinem letzten Gefecht.«

Der bärtige Geschichtenerzähler redete ganz anders als die alte Kunhuta. Ihrer Stimme merkte man ihr Alter an, während die Geschichte des Fremden von allen Häusern im Dorf widerzuhallen schien. Auch sprach er ganz anders, fand Sumiana. Vielleicht erklärte das ihre Gänsehaut. Die alte Kunhuta verriet manchmal aus Versehen das Ende ihrer Geschichten, was die Siebenjährige stets ein wenig schade fand. Und es gab Tage, an denen die alte Frau zu krank war, um zu erzählen. Trotzdem hatte Sumiana sie dann oft besucht. Wo war Kunhuta eigentlich? Dem jungen Mädchen fiel auf, dass sie sie heute noch gar nicht gesehen hatte. Sie begann, sich umzusehen, halb aus Neugier, halb aus Sorge, während sie mit einem Ohr dem Geschichtenerzähler folgte, der gerade einen göttlichen Streitwagen namens Donnersturm erwähnt hatte, was ein Raunen durch die Menge gehen ließ.

Da! Weit hinter ihr, ganz am Rand des Kreises, saß die alte Kunhuta auf einer Bank – mit beiden Händen auf ihren Gehstock gestützt. Sie wirkte aufgeregt, aber nicht wegen des alten Geschichtenerzählers. Dem hörte sie gar nicht zu, wie Sumiana erstaunt feststellte. Stattdessen unterhielt sie sich mit dem blonden Musiker, der sich neben sie gesetzt hatte und beständig auf sie einzureden schien. Neugierig reckte Sumiana den Hals, um besser sehen zu können. Was besprachen die beiden da? Konnte es wirklich so interessant sein, dass man dafür nicht der Geschichte zuhörte? Sie beschloss, es herauszufinden, verließ ihren Platz und schlich auf die beiden zu. Doch schon Augenblicke später musste sie feststellen,

dass sie zu spät kam, um zu lauschen. Der junge Mann stand auf, verbeugte sich vor Kunhuta und ging in Richtung des Karrens der Reisenden davon.

Sumianas Blick wanderte von der erstaunt dreinblickenden alten Frau zurück zu dem Geschichtenerzähler und zu dem sich entfernenden Musiker. Ihr Dilemma musste ihr gewiss anzusehen sein. Sie traf eine Entscheidung und hoffte inständig, ihre Mutter könne ihr später die Geschichte von Raidri und diesem Riesenoger erzählen, als sie sich durch die Erwachsenen einen Weg zum Karren der Spielleute bahnte.

Langsam ging sie an der Vorderachse vorbei und überlegte, wie sie den jungen Mann wohl ansprechen sollte, der an der Rückseite des Wagens hantierte. Schon kurz darauf stellten sich ihre Überlegungen als unnötig heraus.

»Wie kommt es, dass du nicht Geron zuhörst, junge Dame?«

Sie erschrak ein wenig. Er konnte sie doch noch gar nicht gesehen haben. Außerdem war sie keine Dame. Aber hier war niemand außer ihr.

Der Musiker musste ihre Überraschung bemerkt haben, denn kaum war sie vor Schreck stehen geblieben, trat er um die Ecke des Wagens herum und grinste sie schief an. »Verzeih, ich wollte dich nicht erschrecken. Ich wunderte mich nur, dass du nicht Geron lauschst. Normalerweise sind seine Zuhörer und vor allem Kinder sehr gefesselt von ihm.«

Sie sah den blonden Mann nur mit großen Augen an. Sie war ein wenig überfordert und wusste nicht, ob sie zugeben sollte, ihn und Kunhuta beobachtet zu haben.

Der Spielmann glaubte wohl noch immer, er hätte sie erschreckt, und das Ausbleiben ihrer Antwort schien ihn darin nur zu bestärken. Erneut ergriff er das Wort: »Erlaube mir doch, mich vorzustellen. Mein Name ist Avesander, und wie du wohl schon festgestellt hast bin ich reisender Musiker. Mit wem habe ich denn die Ehre?«

Er schlug diesen Ton an, den fast alle Erwachsenen benutzten, wenn sie mit ihr sprachen. Das ärgerte sie ein wenig. Trotzdem antwortete sie ihm: »Ich bin Sumiana. Sumiana aus Lichtenwald.«

»Nun denn, Sumiana, es ist mir eine Freude.« Erneut verbeugte er sich mit einem schelmischen Augenzwinkern. »Lichtenwald heißt dieser Ort also. Gut zu wissen.«

Sie war ein wenig verwirrt. Diesmal zögerte sie nicht und fragte direkt nach: »Ihr wisst nicht, wie unser Dorf heißt? Aber Ihr habt heute Morgen unser Lied gesungen. Das Lied aller Andergaster. Ich dachte, Ihr kommt hier aus der Gegend.« Sie fand es fast ein bisschen seltsam, nicht beim Reden unterbrochen zu werden.

Nicht nur ließ Avesander sie ausreden, er nahm sich auch ein paar Sekunden Zeit, um zu antworten. Ganz anders als ihr Vater. »Ich bin nicht in Andergast geboren, wenn du das meinst. Und ich wohne auch nicht hier. Aber ich wohne auch nirgendwo sonst. Ich besitze kein Haus, mein Pferd hat keinen Stall. Mein Dach ist das Sternenzelt, meine Heimat die Straße.« Bei den letzten Worten legte er den Kopf in den Nacken und sah nach oben, wo das Sternbild des Amboss' hoch über ihnen leuchtete.

Sie war fasziniert. Allerdings auch noch verwirrter als zuvor. »Aber«, fing sie an, »wieso kennt Ihr dann unsere Sprache? Und unser Lied?«

Sein Blick senkte sich wieder und er grinste sie an. Das Gespräch schien ihm zu gefallen. »In dem Land, wo ich geboren wurde, spricht man in denselben Zungen. Und Liedtexte lassen sich lernen«, antwortete er.

»Aber Ihr klangt, als wärt Ihr einer von uns. Es wirkte so echt.«

Sein Lächeln wurde noch stärker, sofern das überhaupt möglich war. »Wieso sollte es nicht echt gewesen sein, Sumiana aus Lichtenwald? Du fragst mich, woher ich deine Sprache spreche? Wie es sein kann, dass ich nicht von hier bin, aber doch so scheine, als wäre ich es? Das sind große Fragen für ein junges Mädchen.« Erneut grinste er. »Ich habe viele Teile dieser Welt bereist, in denen man viele Sprachen spricht. Aber egal, wo man hinreist, egal, wie weit fort es einen treibt, es gibt eine Sprache, die alle Menschen eint.«

»Die Musik!«, rief sie aus, als hätte sie ein Rätsel gelöst, und es schien ihr, als würde er sie zum ersten Mal richtig ansehen.

»Gar nicht schlecht, junge Dame«, antwortete er, »Musik ist sicher ein Teil der Wahrheit. Musik ist wie ...« Nachdenklich fuhr er sich übers Kinn. »Musik ist wie die Worte einer Sprache, die alle Menschen eint. Sie erklingt und dein Gegenüber versteht dich, obwohl ihr von anderen Enden der Welt stammt und euch nie gesehen habt. Aber die Musik ist nur das Wort. Die Sprache, die uns alle eint, ist die Sprache unseres Herzens.« Mit diesen Worten ging er in die Hocke und tippte ihr an die Brust. »Ich mag kein Haus besitzen und auf dem Rücken eines Pferdes leben, aber dieses Pferd und der Karren meines Trupps sind mein Zuhause und die Straßen dieser wunderschönen Welt meine Heimat. Ich liebe meine Heimat. Und ich nahm an, dass es den Männern und Frauen von Lichtenwald ebenso ergeht. Meinst du nicht auch?«

Sie sah den Musiker mit großen Augen an. In den sieben Jahren ihres Lebens hatte nie jemand so mit ihr geredet. Da kam einmal ein Fremder zu Besuch und konnte so mit Worten zaubern, was musste es da noch alles geben in dieser Welt, von der Avesander so schwärmte?

Er musste ihr ehrfürchtiges Erstaunen bemerkt haben, denn ohne eine Antwort auf seine letzte Frage erhalten zu haben, schloss er eine weitere an: »Willst du nicht vielleicht selbst einmal die Welt bereisen, Sumiana? Es ist schwer, solche Dinge zu erklären. Du solltest reisen und es selbst erleben. Du könntest mit uns kommen.«

Er sagte es so nebenher, als würde es nicht viel bedeuten, doch die Worte erschütterten ihre Welt. Welche Möglichkeiten taten sich an diesem Tag auf, der so normal begonnen hatte? Die große weite Welt! Aber ihre Eltern ...

Während ihr Kopf schon die verrücktesten Szenarien ihrer Zukunft ausmalte, siegte doch zunächst ihre Skepsis. Die war jedem Andergaster angeboren. »Und wieso solltet Ihr gerade mich mitnehmen?«

Wieder begann seine Antwort mit einem herzlichen Grinsen. »Nun, du hast dich als einzige von Gerons alter Geschichte losreißen können. Du scheinst als einzige mein Gespräch mit eurer Dorfältesten bemerkt zu haben und hast einige sehr kluge Fragen gestellt, junge Dame.«

Sie freute sich über das Lob, wunderte sich aber über den ersten Kommentar. Er klang irgendwie abfällig. »Was meint Ihr mit alter Geschichte? Ich dachte dieser Raidri ist ein großer Held? Und solange ist er auch noch nicht tot, oder?«

»Schon wieder eine sehr schlaue Frage«, antwortete er, »du hast also meinen Unterton bemerkt. Natürlich sind Raidris Heldentaten legendär und natürlich ist das noch nicht so lange her. Aber ich wünschte, Geron würde nicht immer so in der Vergangenheit leben. Es gibt andere Geschichten zu erzählen. Wichtigere. Und auch in denen käme sein verehrter Raidri vor.«

Sie zog die Brauen zusammen. »Aber die wären dann doch genauso in der Vergangenheit, oder? Er ist doch tot!«

Er beugte sich zu ihr herab, bis ihre Gesichter auf einer Höhe waren. »Tot. Seit neunzehn Jahren. Aber noch gibt es Geschichten, in denen er fortwirkt. Nur ist es nicht die Geschichte der Dritten Dämonenschlacht, Sumiana.« Sein Tonfall hatte etwas Verschwörerisches angenommen. »Borbarad ist besiegt und inzwischen auch die meisten seiner Heptarchen. Aber da ist noch etwas anderes, von dem ich glaube, dass es viel wichtiger sein könnte. Ich schreibe ein Lied, musst du wissen. Schon seit über einem Jahr ziehe ich nur für dieses Lied durch Aventurien und verfolge schon längst kalte Spuren, in der Hoffnung auch nur den kleinsten Hinweis zu erhalten. Auf ein altes Geheimnis, in das Raidri Conchobair eingeweiht war. Ich weiß, dass es existiert. Ich besitze einen Brief. Und ich weiß, dass es etwas mit einer göttlichen Prophezeiung und dem Schicksal der Welt zu tun hat. Ich werde dieses Geheimnis lüften, Sumiana, und es singend auf allen Straßen in die Ohren der Menschen tragen. Ein neues Lied über Conchobair, über die Welt, über die Götter und über unser Schicksal. Ich werde es schreiben. Willst du dabei sein?«

RvB
2018

# Der purpurne Turm

von Stefanie (StefZ Hörspiele)

*Gh'Orrgelmur in den Ogerzähnen, Ingerimm 1021 Bosparans Fall*

Oh, ich weiß noch, wie atemberaubend ich den Moment empfand, als wir die gewaltige Mauer zwischen den bedrückenden Felswänden erblickten. Ich erinnere mich noch daran, als wäre es gestern gewesen. Meine Finger gruben sich vor Anspannung fest in den warmen grünen Lodenstoff meines Umhangs und ich schickte ein Stoßgebet an Hesinde, damit sie über uns, ihren Geweihten, und unser Vorhaben wachen möge.

Der Händler, der uns hierherbegleitet hatte, stammte aus Andergast. Die Magistra hatte ihn als unseren Wegführer ausgewählt, weil er schon häufiger mit den Grolmen gehandelt hatte.

»Euer Ehrwürden.« Er nickte respektvoll der Erzpriesterin zu, die unsere Delegation leitete. »Wir sind da. Vor Euch seht Ihr *Gh'Orrgelmur*. Die Grolmenstadt.«

Mora Ferchel, die beleibte Erzpriesterin des Angbarer Hesinde-Tempels, begutachtete besorgt die hohen Mauern, die ohne Hilfe der Grolme unüberwindbar waren. Im Nachhinein glaube ich, mich zu erinnern, dass sie das in diesem Moment selbst voller Gram feststellte. Ganz so, als hätte sie schon damals geahnt, dass nicht alles wie geplant vonstattengehen würde.

»Gut. Dann bring uns hinein«, erwiderte sie schließlich entschlossen.

Der wettergegerbte und verhärmte Mann zögerte. »Nun, ich muss euch aber nochmals warnen, euer Ehrwürden. Die Grolme sind in letzter Zeit ... nicht gerade freundlicher zu den Menschen geworden. Ganz im Gegenteil. Auch sie spüren die Gefahr.«

2017

Die Gefahr, die wie ein bedrohlicher Schatten ständig über uns hing. Sie war die treibende Kraft unserer Reise. Ein Schatten, der die Zukunft Aventuriens nachhaltig beeinflussen würde, dessen war ich mir sicher.

Wir schrieben das Jahr 1021 nach Bosparans Fall und die Zeit lief uns davon.

Es war bereits der zweiundzwanzigste Ingerimm. Das Mittelreich befand sich am Abgrund des Borbarad-Krieges und die entscheidende Konfrontation stand kurz bevor.

Die Reise selbst war erstaunlich ruhig verlaufen. Allerdings hielt ich dies für den Verdienst unserer beiden Beschützer Zidona und Losan Ehrwald, beide hervorragend ausgebildete Tempelwachen, die uns geschickt um mögliche Schwierigkeiten herum manövriert hatten. Die Eheleute waren Mitte vierzig und hatten zu Hause drei Kinder. Ihr Ältestes war ein halbwüchsiger Sohn, der gerade vollends seine rebellische Phase auslebte. Sie wurden während der Reise einfach nicht müde, von seinem Übermut zu erzählen. Ich konnte mir gut vorstellen, wie sehr sie sich nach ihrer Familie sehnen mussten, nachdem sie ihre Kinder bereits seit Wochen nicht gesehen hatten.

Ich selbst genoss es jedoch durchaus, meiner Heimat Angbar den Rücken gekehrt zu haben. Im gesamten Mittelreich herrschten Unruhe und die Furcht vor der Ungewissheit, die die Zukunft mit sich bringen würde. Das drohende Ende ließ die schlechtesten Seiten der Menschen deutlich hervortreten. Missgunst und Todesangst zerfraßen alte Freundschaften und schufen tiefe Zerwürfnisse in den Familien.

Hier draußen in der Wildnis zwitscherten die Vögel, als wäre alles in bester Ordnung, und sie halfen auch mir, den düsteren Ausblick auf unsere Zukunft für einige Stunden zu vergessen. Hinzu kam, dass ich mich in Zidonas und Losans Nähe auch tatsächlich sicher fühlte.

Zuletzt genoss ich vor allem Odilons Gesellschaft. Er war einer der erstaunlichsten Menschen, denen ich bislang begegnen durfte. Wie ich, so hatte er einst das Noviziat unserer Göttin Hesinde angetreten, doch das Schicksal wollte es anders. Nun zog er als Akoluth durch die Lande, ohne jemals die Weihe empfangen zu haben. Dabei handelte es sich bei ihm trotz seiner kaum zwanzig Jahre um einen, wenn nicht gar *den* klügsten Menschen, den ich kannte. Laut seiner eigenen Erzählung war er von Kontrahenten innerhalb des Tempels herausgeekelt worden. Ich selbst aber hegte eher die Vermutung, dass er sich während seiner Novizenausbildung einfach zu sehr gelangweilt hatte und sich mit seinem eigenbrötlerischen Wesen Feinde gemacht hatte. Tatsächlich schien er seinen Ausstieg nicht zu bereuen. Auch wenn dies für ihn bedeutete, vielleicht niemals die Weihe zu erhalten und den Atem seiner Göttin direkt spüren zu können.

Seines Werdegangs zum Trotz hatte unsere Magistra Mora Ferchel niemand Anderen als ihn haben wollen, und sie hatte gut daran getan, denn mit seinem Scharfsinn war er eine Bereicherung für die ganze Gruppe.

Warum sie allerdings mich für diese Delegation ausgewählt hatte, konnte ich mir nicht erklären. Ich war doch nichts weiter als eine junge Mentorin, noch so frisch in den Graden der Weihe, dass man den Grünspan hinter meinen Ohren sehen konnte. In dem Vertrauen darauf, dass sie etwas in mir erkannte, was mir selbst verborgen blieb, fühlte ich mich jedoch geehrt, Teil dieser Expedition zu sein.

Und nun war es soweit: Unser Ziel lag zum Greifen nahe …

Wir warteten bei Ihrer Gnaden Mora, während der Händler strammen Schritts auf die hohe Metallbarriere zuging und mit den kleinen Kreaturen oben auf der Mauer ein Gespräch aufnahm. Stillschweigend warteten wir ab, bis er zu uns zurückkehrte.

»Sie werden uns nun hochziehen. Einen nach dem Anderen.«

Gerade war ich versucht, mich einzumischen und zu fragen, *wie* sie uns denn hochziehen wollten, da krachte schon geräuschvoll ein geflochtener Korb gegen die Mauer, den sie langsam zur Erde hinabließen – und ich bekam ein ungutes Gefühl.

Diese Transportmethode wirkte auf mich nicht sonderlich einladend, doch hatte ich genug Zeit, mich an den Ablauf zu gewöhnen, denn der Händler tat den Anfang, gefolgt von Zidona und Mora. Ich war als Vorletzte an der Reihe. Nur Losan blieb als Leibwache bis zum Schluss, sodass keiner von uns Götterdienern alleine vor den Toren der Grolmenstadt zurückbleiben musste.

Der wackelige Korb war alles andere als vertrauenerweckend, doch ich riss mich zusammen und stieg hinein. Während ich immer höher hinaufgezogen wurde, betete ich zu Hesinde, dass sie und ihr Bruder Ingerimm den Korbflechter seinerzeit reich beschenkt haben mochten.

Mit einem unangenehmen Rucken schlug der Korb schließlich auf der anderen Seite der Mauer auf dem Boden auf und warf mich dabei wie ein störrischer Gaul kopfüber ab. Mit vor Schmerz pochender Schulter gesellte ich mich zum Rest der Gruppe und wurde sogleich von einem halben Dutzend kleiner Gestalten umringt. Jeder von ihnen trug eine hellebardenähnliche Langwaffe.

Es war das erste Mal, dass ich diese Geschöpfe sah, und ich muss zugeben, dass ihr Äußeres sehr befremdlich auf mich wirkte. Abgesehen von ihren strohigen, unbändigen Haaren und dem unangenehm stechenden Weiß der Regenbogenhaut in ihren Augen, war es vor allem ihre Größe, die so sehr an Kinder erinnerte. Damit hätten sie eher niedlich gewirkt, wenn ihre Gesichter nicht so runzelig und grimmig wie die von alten Menschen gewesen wären. Das Aufeinandertreffen dieser beiden absoluten Gegensätze – es wollte einfach nicht zusammenpassen.

Mit leichtem Ärger stellte ich fest, dass dort oben noch viel mehr Körbe standen. Wenn die Grolme also gewollt hätten …

Ich kümmerte mich nicht weiter darum. Stattdessen warf ich einen neugierigen Blick in das Tal hinein, das sich vor mir auftat, und seine raue Schönheit überwältigte mich.

Blühende Felder zogen sich meilenweit zwischen den steilen Abhängen entlang. Wie ich von dem andergaster Händler wusste, hielten die Grolme Sklaven, um das Land zu bewirtschaften, und auch wenn es sich bei jenen um Schwarzpelze und Affenmenschen handelte, so empfand ich doch Mitleid für das Los dieser Kreaturen.

Mein Blick schweifte zum anderen Ende der tiefen Schlucht. Dort glänzten blutrot in der Sonne die zerfallenen Überreste des *purpurnen Turms*. Er war der Grund unserer langen Reise gewesen. Auf ihm lag all unsere Hoffnung. Während ich die Trümmer so betrachtete, schmerzte mir regelrecht das Herz wegen all des verlorenen Wissens und der Rücksichtslosigkeit, mit der es ausgelöscht worden war. Es hieß, die Grolme selbst sollen den Turm zerstört haben, den sie unter Anleitung der Hesinde-Geweihten Ileana von Jergan im Jahre 869 nach dem Fall Bosparans erbaut hatten.

Obwohl der Turm zum Greifen nah schien, war er doch unerreichbar entfernt für uns. Bevor wir uns darin umsehen konnten, mussten wir zunächst den Häuptling der Grolme von der Dringlichkeit unseres Anliegens überzeugen, und der Händler hatte keinen Hehl aus seiner Skepsis gemacht, ob uns das gelingen würde.

Sobald auch Losan wieder zu uns gestoßen war, führten die Grolme uns ab.

Während wir durch die düsteren Höhlengänge wandelten, warf ich Odilon einen zögerlichen Blick zu. Es gab nicht sonderlich viele Berichte über Grolme, die sie als nette und freundliche Wesen dastehen ließen. Sich ihren Händen zu übergeben und ihnen tief in den Berg hinein zu folgen, hinterließ bei mir einen bitteren Beigeschmack auf der Zunge. Immerhin – ich sollte recht behalten.

Nach einer knappen Stunde hatte ich in der ewigen Dunkelheit die Orientierung verloren. Gerade, als ich ungeduldig fragen wollte, wie lange wir noch hier umherirren würden, erreichten wir eine weitere stark befestigte Mauer, die bis zur Höhlendecke reichte. Nachdem wir diese durch ein streng bewachtes Tor passiert hatten, betraten wir schließlich die Höhlenstadt.

Mehrere Dutzend Behausungen befanden sich darin, die jedoch kaum etwas mit den Häusern der Menschen gemein hatten. Sie ähnelten viel mehr einem gemauerten Zylinder, der nach oben geöffnet blieb.

Schließlich verabschiedete sich der Händler von dem Rest unserer Gruppe, um seinen eigenen Geschäften nachzugehen, und wir ... wir folgten weiterhin brav dem Grolmenführer.

***

Odilon war die ganze Zeit über eng an meiner Seite. Ich weiß nicht, ob ich unbewusst seine Nähe suchte oder ob es sich andersherum verhielt, aber ich war dankbar dafür, denn ich sehnte mich nach einem Menschen, der so empfand wie ich.

Mora lief neben unserem Grolmenführer auf eine kühle und unnahbare Weise voran, sodass ich den Eindruck erhielt, dass sie unberührt von all dem hier wäre. Sogleich schämte ich mich ob meiner eigenen Nervosität.

Inzwischen sammelte sich ein Pulk neugieriger Grolme um uns herum, die sich unserem Zug anschlossen, als wäre dies ein Triumphmarsch heimkehrender Truppen. Ihre laut schnalzenden Stimmen brabbelten aufgeregt in einer fast unerträglichen Klick- und Klack-Sprache durcheinander. Der Widerhall, den die Reflexion der Höhlenwände erzeugte, tat sein Übriges, mir schier den Verstand zu rauben.

Endlich erreichten wir einen großen Saal, an dessen Ende auf einem kleinen, steinernen Thron ein fetter Grolm lümmelte. Er trug feine Lederkleidung in Schwarz und um seinen Hals hing eine klobige Goldkette. Als wir eintraten, blieben die übrigen Grolme zurück, und mit dem lautstarken Schließen der Tore wurden auch alle anderen Geräusche ausgesperrt. Nun gab es nur noch unsere kleine Delegation und G'Noskpel, den Häuptling der Grolme.

Mora trat elegant vor, und ich dankte ihr stumm dafür, mich im Hintergrund halten zu dürfen. Still blieb ich neben Odilon stehen und musterte mit großen Augen die unmittelbare Umgebung des Throns.

»Eure herrschaftliche Mächtigkeit, König des mächtigen Grolmenvolks«, sprach Mora feierlich. »Wir würden …«

Mit einem respektlosen Schnalzen brachte der Grolmenhäuptling sie zum Schweigen und deutete auf einen Topf voller Goldstücke, der neben ihm stand.

Mora sog scharf die Luft ein, trat dann aber schweigend vor und ließ klimpernd ein paar weitere Münzen in den Topf fallen, bevor sie sich wieder straffte und erneut ansetzte, ihr Anliegen vorzutragen. »Wir würden uns gern, mit Eurer Erlaubnis, in den Überresten des purpurnen Turms umsehen.«

Der Grolmenhäuptling legte seinen überproportionierten Kopf schief. »Hm … ja – ihr seht genauso aus wie *Sie*. Ihr kennt euch damit aus, nicht wahr? Mit all den Büchern.«

»Wir sind Diener der Göttin der Weisheit. Und Bücher enthalten diese Weisheit auf eine fokussierte Art und Weise. Ja.«

»Hm. Gut. Dann gewähre ich euch Zutritt in den purpurnen Turm, sobald ihr erst mal euren Tempel hier in der Stadt aufgeräumt habt!«

»*Unseren* Tempel? Ihr meint das Göttinnenhaus, welches von Ileana von Jergan vor hundertfünfzig Jahren hier erbaut wurde?«

»Ja, ganz recht.«

»Was heißt: aufräumen? Wir haben keine Zeit. Wir sind mit einem wichtigen Anliegen zu Euch gekommen. Borbarad ist kurz davor, das Mittelreich in die Knie zu zwingen! Jeder Tag, ja jede Stunde zählt!«

»Dann solltet ihr besser schnell mit dem Aufräumen anfangen«, erwiderte der Grolm spitz und sah regelrecht amüsiert dabei zu, wie die Magistra die Geduld verlor.

Während der Grolmenhäuptling vergnügt gluckste, stieg ihrer Ehrwürden die Hitze in den Kopf.

»Es geht hierbei nicht nur um das Schicksal der Menschen! Wir leben in derselben Welt! Auch die Grolme werden es nur allzu früh zu spüren bekommen, wenn Borbarad gewinnt.«

»Aaaach …« G'Noskpel machte eine wegwerfende Handbewegung. »Damit sollen sich dann meine Kinder rumschlagen. Ich bin mir sicher, dass sie es gut machen werden. Immerhin hatten sie einen hervorragenden Lehrmeister, nicht wahr?« Als er merkte, dass keiner auch nur Anstalten unternahm, über seinen Witz zu lachen, fuhr er mit ernsterer Miene fort: »*Ihr* seid diejenigen, die etwas von uns wollen. Ihr solltet euch also überlegen, wie wichtig euch euer Unternehmen ist.«

»Es ist sehr wichtig! Womöglich finden wir hier Hinweise, wie der Sphärenschänder aufgehalten werden kann, wenn die Schlacht verlorengehen sollte. Wir müssen unverzüglich mit der Suche beginnen!«

»Hmm, gut …« Der Grolm lehnte sich genüsslich in seinem Stuhl zurück und beäugte uns eingehend. »Ich will mal nicht so sein. Wenn ihr es eilig habt, dann sollt ihr eine Möglichkeit erhalten, unsere Schätze in dem Turm zu begutachten. Ich bin gerade guter Dinge. Deshalb bin ich jetzt – und nur jetzt – bereit, euch die Hand zum Handel zu reichen. Ihr dürft *sofort* in unseren Turm und all seine Geheimnisse ergründen. Dafür lasst ihr einfach einen eurer Geweihten hier.«

Mora stutzte. Zorn fackelte in ihren Augen auf, und als sie wieder das Wort ergriff, bebte ihre Stimme voller Groll. »Einen Moment. Ich glaube, ich habe nicht richtig verstanden. Jemand von uns soll *hier*bleiben?«

»Ja, genau. Um den Tempel aufzuräumen und zu organisieren.«

Ich rümpfte die Nase. Kein Wunder, dass man diese kleinen Dinger *Feilscher* nannte.

»Ich soll jemanden hierlassen – und …«

»Ja, genau.« Plötzlich zeigte er mit einem seiner schrumpeligen, kleinen Finger auf mich. »Die da zum Beispiel. Wofür wird sie denn sonst schon gut sein.«

Ich erschrak, als ich plötzlich im Fokus der Aufmerksamkeit stand. Die Magistra drehte sich nachdenklich zu mir um, und an den Sorgenfalten, die sich auf ihrer Stirn bildeten, erkannte ich deutlich die Notlage, in der sie sich befand.

Tief holte sie Luft und fuhr beherrscht fort: »Wir können das Wissen, das wir erlangen, auch für Euch aufschrei…«

»Nein!« Die stechenden Augen des Häuptlings blitzten vor Zorn. »Entweder räumt jemand diesen Tempel auf, oder ihr könnt es vergessen!«

»Darüber muss ich nachdenken.« Mora blitzte ihn feindselig an, aber hütete sich davor, erneut ihren Langmut einzubüßen.

»Ich dachte, ihr habt keine Zeit, um nachzudenken? Na los! Ihr habt es doch eilig.«

»So etwas muss besprochen werden. Immerhin … verändert sich damit das ganze Leben.« Während sie sprach, rutschte mir das Herz in die Hose. Hatte sie tatsächlich vor, mich ganz allein bei den Feilschern zurückzulassen?

Der Grolmenhäuptling schien zunächst abzuwägen, aber schlagartig huschte ein Grinsen über sein Gesicht. Vermutlich wusste er genau, dass die Zeit *uns* bei diesem Handel deutlich schärfer im Nacken saß als ihm.

»Na, dann nehmt euch die Zeit, die eurem Volk gerade davon läuft – aber denkt daran: Jede Stunde, die verstreicht, könnte euren Ruin bedeuten. Wir werden uns morgen wiedersehen. Träumt schön, wenn ihr es euch leisten könnt.«

Mein Magen verkrampfte sich schmerzhaft, als wir den Thronsaal verließen. Während wir in eines dieser dachlosen Häuser geführt wurden, nahm ich die Grolmenmenge um mich herum gar nicht wahr. Zu tief war ich mit mir und meinen Gedanken beschäftigt.

»Alles gut.« Odilon legte mir eine Hand auf die Schulter. »Sie wird es nicht machen.«

Wirklich beruhigen konnte er mich damit nicht. »Du hast doch gehört, was der Feilscher gesagt hat. Und wir müssen in den Turm … also … *ihr* müsst es.«

Er schien nachdenklich, während er sich in eine Ecke des Häuschens setzte. Es war schlicht und bis auf ein paar alte Nachtlager und einen verrotteten Tisch leer.

Ich warf kurz einen Blick zu Mora hinüber, die in ein Gespräch mit Zidona und Losan vertieft war. Doch worüber sie redete, wollte ich eigentlich gar nicht wissen. Sicher hatte es einen Grund, dass sie mich und Odilon davon ausschloss, also setzte ich mich neben ihn.

»Weißt du«, begann er, »ich könnte mich auch freiwillig melden.«

»Nein!«

»Aber warum denn nicht? Eigentlich ist es ziemlich spannend. Was für Schätze sich hier unten wohl verbergen?« Ein verschmitztes Lächeln huschte über sein Gesicht. »Und mit einer klugen Argumentation ist es sicher möglich, sich nach ein paar Jahren herauszuschwatzen, sodass man all das Wissen mit nach oben tragen kann.«

Ich musste kurz auflachen, als ich ihm bei seinen optimistischen Ausführungen zuhörte. »Das klingt nach etwas, das dir definitiv gelingen würde.«

Doch dann, als ich mir vorstellte, was es wirklich bedeuten mochte, sich für mehrere Jahre freiwillig von dem Sonnenlicht zu verabschieden, wurde ich wieder ernster. »Aber du liebst die Freiheit. Wie willst du nur mehrere Jahre hier unten als ... als Sklave der Feilscher überstehen?«

Gerade setzte er zu einer Antwort an, als die Magistra uns unterbrach. »Legt euch schlafen.«

Überrumpelt sah ich zu ihr auf.

»Ihr werdet eure Kräfte brauchen, also ruht euch aus.«

»Aber wie sollen wir ... wie machen wir das jetzt? Bleibt einer von uns da?«

»Lasst das mein Problem sein. Verstanden?«

Alles in mir sträubte sich dagegen, und doch schloss ich die Augen und rang mir ein abgehacktes Nicken ab.

Odilon hingegen sah nicht ein, einfach stillschweigend einer solchen Anweisung zu folgen. »Ich würde mich freiwillig für die Aufgabe melden. Ich ...«

»Du tust gar nichts!«, würgte ihn Mora ab, und mit einem bitterbösen Blick brachte sie ihn zum Schweigen.

Inzwischen fühlte ich mich mehr als elendig, und als ich mich auf eines der Lager legte, bezweifelte ich, überhaupt jemals einschlafen zu können. Doch nach der anstrengenden Reise kam der Schlaf rasch über mich.

***

Irgendwann wurde ich unvermittelt geweckt. Während die Müdigkeit noch immer fest an mir hing, schienen die anderen bereits hellwach. Trotz meiner Schläfrigkeit dauerte es nicht lange, bis ich verstand, dass irgendetwas Verbotenes vor sich ging.

»Was ist los?« Meine Stimme war nichts weiter als ein besorgtes Flüstern.

»Wir schleichen uns in den Turm«, antwortete Losan verschwörerisch und versetzte mir damit einen Schlag.

»Was? Aber ... was ist mit all den Grolmen?«

»Die meisten schlafen und die restlichen ... nun, hoffen wir, dass wir sie umgehen können.«

Zidona streckte mir eine Hand entgegen und half mir auf.

»Und die Magistra ist damit einverstanden?«

»Es war ihre Idee«, erwiderte Losan kurz angebunden.

Ich suchte Odilons Blick, aber in der Dunkelheit vermochte ich in seinem Gesicht keine Meinung zu der Unternehmung abzulesen. So fügte ich mich wieder einmal und folgte unseren Wachen, denen ich schon auf der Reise meine Sicherheit anvertraut hatte. Nun war es doch eigentlich nichts anderes – jedenfalls in der Theorie.

Wir entzündeten keinerlei Lichter und kämpften uns blind durch die unterirdischen Wege der Grolmenstadt. In der Stille um uns herum kamen mir unsere Schritte unnatürlich laut vor, doch glücklicherweise blieben wir unbemerkt. Demnach schienen auch Grolme geregelte Wach- und Schlafzeiten zu haben.

Wir huschten zwischen den Häusern hindurch, passierten eine Felsennische, in der Käfige in die Wände eingelassen waren. Röchelndes Schnauben und Grunzen drangen aus diesen zu uns herüber und ließen mich zusammenzucken.

Bis heute weiß ich nicht, wie wir es überhaupt geschafft hatten, durch das Tor an der Höhlenmauer zu gelangen. Ich folgte einfach Zidona auf Schritt und Tritt, erblindet für meine Umgebung. Die ewige Dunkelheit der Grolmenhöhlen tat ihr Weiteres dazu. Dann endlich öffnete sich der endlose Gang und gab den Sternenhimmel über uns preis. Als ich Mada am Firmament leuchten sah, überkam mich eine Erleichterung, als wären wir bereits in Freiheit. Eine trügerische Erleichterung zweifellos, denn wir waren letztlich noch immer gefangen in dem Tal. Dennoch half mir die frische Nachtluft, mich zu entspannen. Ich vergaß sogar meine Sorgen darum, was die Grolme mit uns anstellen würden, wenn sie uns entdecken sollten.

»Hier lang.« Zidonas drängende Stimme riss mich aus meiner Tagträumerei und rief mir den Ernst der Lage zurück ins Gedächtnis.

Mora straffte sich. »Nun können wir nur hoffen, dass wir einen geeigneten Eingang in den Turm finden.«

Noch immer wagte keiner von uns, ein Licht zu entzünden. Aber nach der vollkommenen Finsternis in den Höhlen war es hier draußen unter dem Madamal regelrecht hell.

Als wir den Fuß der Ruine erreicht hatten, begann mein Herz, wieder lauter in meiner Brust zu hämmern. Doch dieses Mal in freudiger Aufregung.

Wir versteckten uns alle gemeinsam hinter einem Geröllhaufen, während Zidona um den Turm herumschlich und einen passierbaren Eingang suchte. Niemand sprach in der Zeit auch nur ein Wort. Bei Hesinde, auch wenn ich mir gewünscht hätte, dass Mora uns weiter in den Plan einführte, so wagte ich doch nicht, die Stimme zu erheben. Was würden wir tun, sobald wir die Informationen gefunden hatten? Wie sollten wir wieder aus dem Tal herauskommen? Gleich, wie sehr diese Fragen an mir nagten, ich traute mich nicht, sie laut zu stellen. Vielleicht fürchtete ich auch nur, was ich als Antwort bekommen könnte.

Nach einer scheinbaren Ewigkeit kam Zidona zurück und geleitete uns zu der anderen Seite des Turms, wo zwei große, eingestürzte Steinplatten einen schmalen Schlitz schufen, durch den sich ein schlanker Mensch hindurchdrücken konnte. Zidona ging voran, gefolgt von Odilon und mir, die wir beide schmal gebaut waren. Zuletzt folgten Mora und Losan mit einigen Schwierigkeiten – Mora aufgrund ihrer Leibesfülle und Losan aufgrund seines muskulösen Körperbaus.

Drinnen entzündeten wir endlich die Laternen, die wir mitgenommen hatten. Das warme, flackernde Licht tanzte über das Mauerwerk der Halle, in der wir gelandet waren.

Überall an den vom Wetter ausgespülten Wänden fand sich das Laub des Blutblatts, das sich in dicken Ranken seinen Weg in das Innere des Turms gebahnt hatte.

Schabende Geräusche auf Stein schreckten mich auf. »Was war das? Wir müssten hier doch allein sein.«

»Ich bezweifle, dass wir hier allein sind«, erwiderte Odilon angespannt. »Wer weiß, wer ... oder was sich hier alles herumtreibt. Im besten Fall sind es ausgestoßene Grolme, im schlechtesten Fall vielleicht entkommene Sklaven, einer dieser Menschenaffen oder Orks.«

»Lasst uns weitergehen.« Mora warf ihm einen tadelnden Blick zu, als würde die Mutmaßung allein schon die genannten Kreaturen herbeibeschwören.

Wir kämpften uns durch die Trümmer in einen weiteren Raum, der die Überreste von Regalen und einem Lesepult enthielt. Ein Steinhaufen blockierte den Weg, also blieb uns nichts anderes übrig, als uns einen Weg eigenhändig tiefer in den geheimnisvollen Turm zu erarbeiten. Es war Odilon, der eine geeignete Stelle zum Durchbruch fand, bei der uns nicht auch die Decke auf den Kopf stürzen würde. Stein für Stein trugen wir ab, bis unsere grünen Gewänder vom Dreck ergraut und unsere Hände blutig gerissen waren. So erkämpften wir uns den Weg durch das Trümmerfeld und legten einen schmalen Gang frei.

Eine Weile irrten wir in den eingefallenen Gemäuern des Turms herum. Genau kann ich gar nicht sagen, wie lange wir uns wirklich dort aufhielten, nur dass meine Erleichterung grenzenlos war, als wir endlich auf die Überreste einer Treppe stießen. Vorsichtig, Schritt für Schritt, Stufe für Stufe, stiegen wir das fragile Gebilde hinauf.

Als wir am Ende ankamen und das Licht unserer Lampen den Raum erhellte, stockte mir der Atem. Wir hatten das Herzstück des Gebäudes gefunden. Auch hier waren die Wände eingestürzt, hatten zerbrechliche Holzregale mit ihren wertvollen Inhalten unter sich begraben und zerschnitten den großen Saal auf eine Weise, die ihn unüberschaubar und schwer begehbar machte. Aber nichts davon konnte die Euphorie trüben, die uns ergriff. Dafür hatten wir die lange Reise auf uns genommen. Darauf hatten wir gehofft, und nun waren wir am Ziel angekommen.

»Wir sollten uns aufteilen.«

Ich zuckte unter Moras kalter Stimme regelrecht zusammen. Nichts von dieser Ehrfurcht und Euphorie, wie ich sie empfand, ließ sich bei ihr heraushören. Wieder fühlte ich so etwas wie Scham darüber, dass ich mich so leicht begeistern ließ und keinen klaren, analytischen Geist bewahrte.

Als wir uns in den Trümmern zerstreuten, blieb ich in der Nähe Odilons. Der Gedanke, alleine durch den Raum zu streifen, ohne wenigstens irgendjemanden der Anderen zu sehen, ängstigte mich. Mit ihm verstand ich mich am besten und ich hatte das Gefühl, dass er sich darüber freute, mich bei sich zu haben. Möglicherweise war ihm genauso mulmig zumute wie mir.

Wir begannen, den linken Teil zu durchsuchen, der noch relativ gut erhalten war. Doch es war kaum möglich, etwas Unzerbrochenes inmitten des Schutts zu finden, ganz so, als wäre alles Wertvolle bereits geplündert worden. Schließlich verblieben wir bei einem halb zertrümmerten Tisch, den wir vorsichtig untersuchten. Ich stellte meine Laterne auf einem Schutthaufen neben der geborstenen Tischfläche ab, um mir die Schubfächer genauer ansehen zu können, doch auch in ihnen war nichts Interessantes mehr zurückgelassen worden. Gerade war ich dabei, die verkeilte unterste Schublade aufzubrechen, da fiel mir ein Schimmern in die Augen, zurückgeworfen von einem spiegelnden Gegenstand. Ich bückte mich und warf einen Blick unter den Tisch, suchte den Ursprung des Lichts und fand tatsächlich etwas. Vorsichtig hob ich einen silbernen Handspiegel auf und befreite ihn von Dreck und Staub. Sein kunstvoll verzierter Silberrahmen war angelaufen und fürchterlich zerkratzt. Er wirkte auf den ersten Blick wie ein einfacher, wenn auch teurer Handspiegel. Doch als ich mir einen Moment Zeit nahm, ihn zu untersuchen, fielen mir Schriftzeichen auf, die ich zunächst nicht einzuordnen vermochte. Am ehesten erinnerten sie mich an Ur-Tulamidya. Ich

fragte mich, was es wohl damit auf sich hatte. Aber dann lenkte Odilon mich ab, als er plötzlich rief: »Ich habe etwas. Valeria!«

Schnell huschte ich zu ihm hinüber. Den Spiegel ließ ich beiläufig in meiner Umhängetasche verschwinden. Neugierig betrachtete ich das lädierte Buch, das er gefunden hatte.

»Und so wart es Gesetz, dass das Auge des Ewigen blickte auf die Berge und die Täler … Wenn ein Volk untergeht und ein neues sich erhebe zur Herrschaft über die neue Zeit. Das Licht des Geflügelten erstrahlt über dem … Rashdul Kandscharot …«

Während ich seiner sanften Stimme lauschte, stöberte ich weiter zwischen den halb zerfallenen Pergamenten, die um das Buch herum lagen, bis mir eine versiegelte Schriftrolle in die Hand fiel. Ohne Odilon in seiner Lektüre zu unterbrechen, nahm ich das Schriftstück mit zurück zu dem Schreibtisch und stellte meine Laterne daneben. Aufregung rauschte durch meinen Körper, als ich das Siegel brach.

Kurz überflog ich die Zeilen, die in Bosparano verfasst waren.

Zunächst hielt ich es für ein Gedicht – nichts weiter. Nur hübsch aneinandergereihte Reime. Doch je öfter ich die Zeilen überflog, umso tiefgreifender erschienen sie mir und jagten mir mit jeder Zeile Schauder um Schauder über den Rücken.

»Odilon! I… ich habe auch etwas gefunden.«

Er klappte sein Buch geräuschvoll zu und klemmte es sich fest unter den Arm, als wolle er es vor der Welt beschützen, bevor er zu mir herüberkam.

»Was hast du denn gefunden?«, fragte er neugierig und schenkte mir ein aufmunterndes Lächeln.

»Ich weiß es nicht. Hör dir das an:

*Zwischen den Gebeinen des Roten Riesen geboren zum Aufbruch der neuen Zeit*
*entflieht des Feilschers verkannte Tochter der kalten Dunkelheit.*

*Alte Papyri neu entdeckt verkünden von alten Gefahren.*
*Bergen noch heutigen Sinn gut versteckt und verschaffen übl‘ Mahren.*

*Im Blut sie erlischt, des Schmiedekinds lohende Glut,*
*und kühlende Gischt erhebt sich zur drohenden Flut.*

*Wie Eine folgen dem Pfad die drei Schwestern,*
*geführt von der göttlichen Spinne des Gestern.*

*In Nacht gehüllt ein Wanderer wacht,*
*die Narben von einst zur Waffe gemacht.*

*Geliebt, gehasst, verbunden, getrennt*
*vereint die Schwestern der Geburt Firmament.*

*Aus Angst verkennend, dass sie ihn lieben,*
*ward er vom Hass in den Wahn getrieben.*

*Entrissen, verworfen, verflucht und verscharrt,*
*das Kind der Erde seiner Bewährung harrt.*

*Die Seele verpfändet für die Hoffnung auf Sieg*
*als Kämpfer des Jägers in der zwei Völker Krieg.*

*Ganz leise ein Lied von Schicksal erklingt,*
*der Spielmann auf endlosen Reisen es singt.*

*Der Weberinnen Seidenhaar*
*aus altem Tod neues Leben gebar*

*Geflohen, gescheitert, alleine geblieben –*
*die Schwertmaid zur Erfüllung des Pakts getrieben.*

*Der Feind des Feindes aus Trümmern geborgen,*
*die Wahl des Bündnis' entscheidet das Morgen.*

*Sie, die Frieden, Freiheit und Leben ehrt,*
*will die wandeln, die der Finsternis wehrt.«*

Das Gedicht fuhr noch weiter fort, doch ich entschied, dass dieser Ausschnitt reichte, um einen ersten Eindruck zu erhalten. Als ich geendet hatte, warf ich Odilon einen ratlosen Blick zu. »Was ist das bloß?«

Er starrte angespannt auf das Pergament. »Prophezeiungen.«

»Was?«

Nachdenklich legte er den Kopf schief, während er über meine Schulter hinweg die Schrift anstarrte.

Auch ich las die ersten Zeilen noch einmal leise für mich, doch ohne einen Sinn oder Zusammenhang darin zu erkennen. »Aber … wovon handelt es? Was sollen die Zeilen einem sagen? Sie scheinen so … willkürlich … so …«

Der Eifer packte mich angesichts dieses großen Wörterrätsels. Noch einmal las ich Zeile für Zeile und suchte nach der Verbindung, den wiederkehrenden Konstanten. Doch ebenso gut hätten sich die Wörter vor meinen Augen immer wieder neu zusammensetzen können. Es half einfach nichts.

»Kann ich mal kurz sehen?«

Zögerlich reichte ich ihm das Pergament und beobachtete dabei, wie seine Augen über die Zeilen zuckten.

»Das ist keine zusammenhängende Geschichte. Es sind Zweizeiler«, stellte er schließlich fest.

»Wie bitte?«

»Sieht mir ganz nach einer Sammlung an Prophezeiungen aus. Feilschers Tochter … Drei Schwestern … Schmiedekind … Alle zwei Zeilen scheint eine ganz neue Geschichte zu begin-

nen. Sie hängen nicht zusammen. Und dann wiederum doch irgendwie, allein dadurch, dass sie hier auf dem Papier gesammelt wurden.«

Erneut wurde das Feuer der Neugier in mir entfacht.

»Kannst du irgendeine der beschriebenen Situationen historisch einordnen?«

»Wie denn? Das sind alles Einzelschicksale, die hier beschrieben sind. Ein Spielmann, eine Schwertmaid ... Keine weltumfassenden Ereignisse. Aber hier steht auch: zum Aufbruch der neuen Zeit. Wer weiß schon, was die neue Zeit ist. Das Pergament sieht mir nicht so alt aus, dass es aus dem letzten Zeitalter stammt.« In seiner Stimme lag ein nahezu gehässiger Unterton.

Ich sog fasziniert die abgestandene Luft ein, als mir die Bedeutung seines angedeuteten Gedankengangs bewusst wurde. »Du meinst, diese Sprüche handeln von Personen, die noch gar nicht geboren wurden?«

Bedächtig nickte er. »Vielleicht werden sie ja zur nächsten Weltzeitwende geboren. Aber wer weiß schon, wann das sein wird.«

Mein Herz raste. Ich überflog erneut die Zeilen auf dem Pergament, das entrollt neben meiner Lampe lag. Dann stieß ich auf etwas, das mir den Atem stocken ließ. »Da ... zwischen den Gebeinen des Roten ... denkst du da dasselbe wie ich?«

»Der purpurne Turm?« Er zog skeptisch eine Augenbraue hoch.

Ich nickte eifrig. »Was ist, wenn der Teil hier sich auf genau diesen Ort bezieht?«

Er schmunzelte neckisch. »Vielleicht noch genau diesen Moment, in dem du das hier vorliest?«

»Sehr witzig. Ich ... ich weiß nicht«, erwiderte ich verunsichert. Ich spürte, wie die Aufregung mir die Hitze ins Gesicht trieb. Etwas gekränkt wandte ich mich von ihm ab und tat, als würde ich die restlichen Pergamentfetzen durchsuchen, doch in Wahrheit ließ mich die Schriftrolle nicht mehr los.

Einige Minuten vergingen. Dann fuhr mir plötzlich ein Schrei durch Mark und Bein. Verwirrt und aufgeschreckt sah ich mich nach meinen Kameraden um. »Wer war das?«

In Odilons Gesicht konnte ich dieselbe Angst ablesen, die auch mich ergriffen hatte. »Klang ganz nach Ihrer Ehrwürden. Irgendetwas ist passiert.«

Und dann, noch bevor ich verdauen konnte, was gerade geschehen war, wurde die Ruine von einem Erdstoß erschüttert. Das Donnern und Bersten herabstürzender Steine zerriss die Stille. Da spürte ich es: Das war kein gewöhnliches Erdbeben. Etwas lag in der Luft – wie prickelnde Magie.

»*Borbarad* ...« Meine Stimme verkam zu einem ängstlichen Hauchen.

Das Beben ergriff den Boden unter uns, breitete sich rasend schnell im ganzen Turm aus. Von der Decke rieselte zunächst nur Staub auf meine Schulter hinunter, doch schon bald brachen ganze Brocken aus ihr heraus.

Benommen warf ich einen Blick zurück auf das Pergament, als eben in diesem Moment meine Laterne klirrend von einem Stein zerschmettert wurde. Das brennende Öl floss zäh über den Tisch, erreichte das Pergament mit den Prophezeiungen. Das trockene Papier ging augenblicklich in Flammen auf. Fassungslos sah ich zu, wie die Schrift, all die geheimnisvollen Worte, die ich eben noch gelesen hatte, in Brand aufging.

Entsetzt starrte ich auf das lodernde Feuermeer vor mir, bis Odilon mich packte.

»Wir müssen hier weg, Valeria!«

Er hatte recht. Ich verstand, dass er recht hatte, und doch konnte ich mich nicht von der Stelle rühren. Schließlich ergriff er meine Hand und zerrte mich mit sich. Eine Energie lag in der Luft, die mir die Haare am ganzen Körper zu Berge stehen ließ.

Dann wurde es ohrenbetäubend laut, da ein noch kraftvolleres Beben den Turm ergriff. Krachend stürzten Pfeiler ein, schnitten mir den Weg ab. Staub wurde durch die Luft gewirbelt, vernebelte meine Sicht und setzte sich in meinem Hals fest, sodass ich verzweifelt nach Luft rang. Auch die Flammen wurden von dem Staub erdrückt und mit ihrer Glut versiegte auch unsere einzige Lichtquelle.

Neben mir knarrte es bedrohlich, und als ich mich eben umwenden wollte, traf mich etwas hart im Nacken. Brutaler Schmerz durchfuhr meine Schulter, als ich zu Boden geschleudert wurde und atemlos dort liegen blieb.

Odilon war plötzlich nicht mehr neben mir. Ich rief seinen Namen. Da ich keine Antwort erhielt, schrie ich mir die Seele aus dem Leib. Erst als die letzten Nachwehen des Bebens verstummt waren und der Dunst in der Luft sich langsam wieder legte, bemerkte ich, dass der Weg zurück zum vorderen Teil des Saals, wo sich die Anderen befanden, von einem riesigen Schutthaufen abgeschnitten worden war. Das Grauen, das ich empfand, wuchs, als ich hektisch nach Odilon Ausschau hielt. Panik stieg in mir auf.

In der Dunkelheit tastete ich kriechend umher, wisperte unablässig seinen Namen. Dann stießen meine Hände auf einen reglosen Körper. Er lag halb begraben unter einer eingestürzten Säule. Nur sein Oberkörper ragte noch hervor. Leblos. Als ich mich an ihm entlang tastete, japsend vor Hilflosigkeit und Verzweiflung, erreichte ich schließlich seinen zertrümmerten Schädel. Warmes Blut rann mir durch die Finger.

Ruckartig schreckte ich zurück. Mein Kiefer bebte, Tränen schossen in mir auf, vermischten sich mit Staub und Dreck, die schmerzhaft in meinen Augen stachen.

So hockte ich dort. Ich kann nicht sagen, wie lange. Die Ereignisse hatten mich gelähmt. Ich weiß noch, wie sicher ich mir in diesem Moment war, dass ich starr wie eine Statue auf ewig dort sitzen würde, bis ich verdurstete. Denn ich war einfach nicht in der Lage, mich zu rühren.

***

Irgendwann verging der Schock. Langsam. Meine starren Glieder wurden biegsamer und schließlich beweglich. Ich hatte in dieser Zeit nichts gehört. Niemanden unserer Gruppe, der nach uns suchte und unsere Namen rief. Vielleicht hörte ich sie aber auch einfach nicht. Vermutlich hatten sie Odilon und mich aufgegeben, als sie sahen, wie der ganze hintere Teil, in dem wir uns befanden, eingestürzt war. Die Möglichkeit, sie könnten alle tot sein, ignorierte ich standfest. Es hätte mich um den Verstand gebracht und mir den letzten Tropfen Lebenswillen entzogen.

Irgendwann rappelte ich mich wieder auf – vollkommen leer und matt. Im Hinterkopf wusste ich bereits, dass die Wahrscheinlichkeit sehr hoch war, dass ich hier eingeschlossen blieb und nie wieder hinauskommen würde.

Ziellos stolperte ich in dem abgetrennten Bereich umher. Da hörte ich es zum ersten Mal: das Schreien eines Säuglings. Unter mir. Irgendwo.

Die verzweifelten, herzzerreißenden Klänge gaben mir ein Ziel. Jemand, der noch hilfloser als ich sein musste, brauchte mich.

Langsam und noch immer benommen kroch ich auf allen vieren über den Boden. Hielt inne, lauschte. Die Geräusche klangen nicht so gedämpft, wie man es durch eine solide Steindecke erwarten sollte.

Und tatsächlich: Dort hinten in der Ecke war der Boden aufgebrochen und hatte einen schmalen Durchschlupf in die untere Etage freigelegt. Die Dunkelheit machte es unmöglich, Genaueres zu erkennen, also tastete ich in das Loch hinein. Doch ich war nicht imstande, von hier aus zu sagen, ob ich hindurchpassen würde ... oder ob ich mittendrin stecken bliebe, um dann dort verzweifelt festgeklemmt in einer Spalte zu hängen, ohne vor oder zurück zu können.

Aber was blieb mir anderes übrig? Würde ich hier oben im Turm bleiben, dann würde dieser unweigerlich zu meinem Grab.

Mein Herz raste protestierend. Es scheute dieses waghalsige Vorhaben. Doch ich zwang mich, es zu ignorieren. Kalter Schweiß brach mir aus, als ich mich mit den Füßen voran in den engen Spalt schob. Kaum tauchte ich bis zur Hüfte hinein, spürte ich, wie Sumus Griff mich hinabzog.

Dann verlor ich den Halt und rutschte ganz hinein. Schmerzhaft schrammten meine Arme am kantigen Gestein entlang, während ich tiefer schlitterte, bis ich nach zwei oder drei Schritten steckenblieb.

Da war es passiert. Wie ich befürchtet hatte, und doch noch viel schlimmer. Ich konnte meine Arme kaum bewegen, fühlte Blut an ihnen hinabrinnen. Panik stieg in mir auf, und ich musste sie mit aller Gewalt niederkämpfen. Stück für Stück wand ich mich in dem Spalt und unendlich langsam rutschte ich immer weiter nach unten, bis meine Beine plötzlich im Freien baumelten. Noch ein Stück weiter ... und schließlich stürzte ich einen Atemzug lang, bis ich auf einem festen Boden aufschlug.

Erst als ich mich aufrappelte, wurde ich mir gewahr, dass mein Kopf nicht auf dem harten Steinboden aufgeschlagen war, sondern auf etwas Weicherem. Es war ein Grolm.

Wer weiß schon, was dieser hier wollte. Vielleicht war er einer der Ausgestoßenen.

Benommen zuckte ich zurück, und da begann wieder das Schreien. In den Armen des toten Grolms zappelte ein blutverschmiertes Bündel. Ich schluckte schwer, als ich nähertrat. Es musste seine Mutter gewesen sein, die das Kleine mit ihrem Leben zu schützen versucht hatte. Erfolgreich.

Gebannt stand ich da, konnte einfach nicht weitergehen. Nicht, nachdem sich jemand für dieses kleine Leben geopfert hatte, das trotz aller Bemühungen hier sterben würde. Selbst wenn es ein Grolm war und ich diese Geschöpfe alles andere als mochte, musste ich ihm einfach helfen.

Also drehte ich den Körper der Mutter herum, sodass ich an den Säugling herankam. Seine Haut war noch ganz bedeckt von Käseschmiere. Erst da wurde mir klar, dass das kleine Ding erst vor wenigen Stunden geboren worden war – kurz vor der Erschütterung.

Nur wir zwei hatten das Chaos überlebt, und beide mussten wir den Verlust einer wichtigen Person erleiden. Dieses Schicksal verband uns miteinander.

Behutsam nahm ich das kleine Bündel an mich. Der Stoff war rau und widerlich dreckig. Es tat mir so leid, das Kind zwischen all dem Schmutz zu sehen. Entschlossen warf ich die

Decke weg und wickelte vorsichtig das nackte, frischgeborene Mädchen in meinen zerfetzten, aber vergleichsweise sauberen Umhang.

Dabei entdeckte ich eine Verletzung an ihrem linken Bein. Ihr kleines, runzliges Grolmengesicht verzog sich schmerzerfüllt, aber als ich ihr gut zuredete, schien sie aufzuhorchen und suchte mit dem glasigen Blick ihrer milchigen Augen nach dem Ursprung meiner Stimme. Vorsichtig drückte ich sie an mich.

Erst dann begann ich, den Raum weiter zu durchsuchen. Ich versuchte aus meiner Erinnerung heraus die Wendeltreppe zu finden, die wir hinaufgegangen waren. Sie musste auf der anderen Seite liegen, was bedeutete, dass wir hier gar nicht weit von dem Ausgang entfernt sein konnten, durch den wir hineingekommen waren. Vorsichtig, das kleine, zuckende Bündel fest an mich gedrückt, strauchelte ich durch das Ruinenlabyrinth. Endlich schlug sich das Glück auf meine Seite: Inzwischen ging die Sonne draußen auf. Ich konnte die Strahlen durch die Lücken im Mauerwerk sehen und fand so die Außenwand wieder, durch deren Spalt wir den Turm vor einigen Stunden betreten hatten. Zu fünft ... und nun war ich allein, mit einem neugeborenen Grolm auf dem Arm.

Das war von unserer Queste übriggeblieben. Ziellos blickte ich umher. Tief in meinem Herzen hatte ich gehofft, dass mir einer der Anderen begegnen würde, dass sie hier draußen auf mich warteten. Aber da war niemand.

Meine verzweifelte Hoffnung wich der nüchternen Realität. Selbst wenn sie es hinausgeschafft hätten, wären sie längst fort.

Ich stolperte weiter durch das Morgengrauen, ohne zu wissen, wohin ich gehen sollte. Ziellos. Verstört. Ohne Mut.

Mit einem Mal war ich von einem ganzen Haufen Grolme umgeben, die mich einkesselten. Mir fehlte jegliche Kraft, mich gegen sie aufzulehnen. Sie entrissen mir das kleine Mädchen, das ruhig in meinem Arm eingeschlafen war, aber während sie mich fortzerrten, begann es wieder zu schreien.

*Valeria atmete tief durch. Sie zitterte und ihre Hand schwitzte so sehr, dass sie den silbernen Handspiegel zu verlieren drohte, welchen sie fest umfasst hielt. Dennoch klammerte sie sich an ihn sowie an das Gesicht des jungen, adretten Mannes, der ihr aus eben diesem Spiegel entgegenblickte. Sie rang sich ein Lächeln ab und schenkte es dem Herrn im Spiegel. Er hatte ihren Ausführungen mit betroffener Miene gelauscht und sie kein einziges Mal unterbrochen, obwohl er es sonst doch immer in ihren früheren Gesprächen getan hatte.*

»Das ist meine Geschichte, Jerome. Jetzt kennst du sie. Seit knapp einem halben Jahr bin ich hier gefangen. Als ihre ... Sklavin. Räume den Hesinde-Tempel auf und mache das Wissen der Bücher wieder für sie nutzbar.

Was aus Mora und den Anderen geworden ist, habe ich nie erfahren. Vielleicht waren sie ja auf der Flucht von den Grolmen an der Mauer erwischt worden und ihre Überreste haben die Wölfe geholt. Doch besser gefällt mir die Vorstellung, dass sie es geschafft haben, zu entkommen, dass sie gefunden haben, was sie suchten, und damit geflohen sind. Dass Zidona und Losan zu ihren Kindern zurückgekehrt sind und sich weiterhin über die Umtriebe ihres Ältesten ärgern. Und dass sie mich und Odilon als notwendiges Opfer zurückließen.«

*Ihr Gesprächspartner nickte langsam und nachdenklich. Er brachte noch immer nichts über die sonst so gesprächigen Lippen, doch sein Gesichtsausdruck verriet die Zweifel. Dennoch fuhr Valeria mit ihrer Erzählung fort:*

»Irgendwann vor ein paar Wochen habe ich dann schließlich die Macht dieses Spiegels entdeckt. Aber das ist dir ja bekannt.«

*Sie atmete tief durch und ließ ihren Blick über die Räumlichkeiten von Gh'Orrgelmurs Hesinde-Tempel gleiten, zu dessen Hüterin sie schon seit mehreren Monden verdammt war.*

»Seither muss ich immer wieder an die Worte denken, die ich damals gelesen habe. Auf diesem Pergament, das verbrannt ist. Ich wünschte, ich besäße die Prophezeiung noch und könnte all die geheimnisvollen Formulierungen ergründen. Aber ... vor allem die ersten beiden Zeilen gehen mir nicht mehr aus dem Sinn:

›Zwischen den Gebeinen des Roten Riesen geboren zum Aufbruch der neuen Zeit
entflieht des Feilschers verkannte Tochter der kalten Dunkelheit.‹

Weißt du, Jerome, ich glaube, ich hatte damals recht. Ich glaube, dass sich die Prophezeiung tatsächlich auf diesen Moment bezogen hat, als Borbarad fiel.«

*Jerome rückte sich das edle Brillengestell auf der Nase zurecht und räusperte sich überrascht. »Das Grolmenkind? ... Weißt du, was aus dem Kind geworden ist?«*

*Valeria nickte gedankenverloren.*

»Ja, das weiß ich. Die Grolme haben sie als Findelkind aufgenommen und ziehen sie groß. Sie nennen sie Zizzleflizz. Aber ... nun ja. Sie ist irgendwie ... anders. Langsamer als die anderen Kinder. Sie hat erst vor wenigen Tagen ihre ersten Schritte getan. Unter den Grolmen breiten sich schon Gerüchte aus, dass sie zu den Unwürdigen gehört, also zu den Grolmen, die ohne Magie geboren werden. Hach ... ich denke, das Schicksal wird es noch schwer meinen mit der kleinen Zizzleflizz.«

RvB
2018

181

# Status exclusionis

von Christian Gross

»My life has been a nightmare, my soul is fractured to the bone.

And if I must be lonely, I think I'd rather be alone«

*»Save yourself« von Stabbing Westwards*

*Almada, im Praios 1040 nach Bosparans Fall*

Naserümpfend ließ Dom Alonso den Blick über die Köpfe der Tabernengäste schweifen und empfand es als Segen, allein im einzigen Separee zu sitzen. Dies war nicht die Art Etablissement, die er normalerweise frequentierte. Und das aus gutem Grund. Das Gegröle des Pöbels und der gepantschte Wein enervierten ihn, doch das konnte er nach Erledigung dieser lästigen Querele schnell wieder hinter sich lassen. Der Gestank billigen Fusels und Knasters dagegen würde ihm noch eine Weile in der Garderobe hängen – er hätte sich wirklich etwas Günstigeres anziehen sollen. Doch die Lumpen, die in dieser Kaschemme angemessen wären, widersprachen der Würde des jungen, standesbewussten Adeligen. Gegen den üblen Geruch half auch die unangenehme Zugluft nichts, die aus den vielen breiten Ritzen in den lieblos zusammengezimmerten Bretterwänden pfiff. Ganz im Gegenteil, durch diese fast faustgroßen Löcher konnte das Ungeziefer nicht nur zur Tür hinein.

Seufzend warf er einen Blick auf sein Vinsalter Ei. Nun kam die impertinente Person auch noch zu spät! Unter anderen Umständen hätte er sich nie auf so etwas eingelassen, doch sie wusste zu viel. Ein maliziöses Lächeln umspielte seine Lippen, während er sich den Schnurrbart zwirbelte. *Wollen wir mal sehen, welchen Preis dieser Kerl*

*für sein Schweigen verlangt – und welchen Preis er für dieses Verlangen bezahlen wird!*, ging es ihm durch den Kopf.

Hagen hatte sich neben dem Separee postiert, Alrike hockte in ihrem Versteck beim Hinterausgang. Der Rest der dank horrenden Salärs wohl verlässlichen Truppe, die er zu seinem Schutz angeheuert hatte, saß am Tisch neben dem Eingang. Sie benahmen sich unauffällig – tranken, unterhielten sich unflätig und spielten laut fluchend Boltan. Sollte der Schnüffler doch ruhig denken, dass sein vermeintliches Opfer allein war.

Da ging die Tür auf. Ein paar bereits ordentlich angetrunkene Fellachen torkelten grölend in den Schankraum, gefolgt vom lauthals protestierenden Türsteher. Dom Alonso sah mit Amüsement, wie der Wirt den Knüppel unter dem Tresen hervorholte und auf die Feiergesellschaft zusteuerte. So hätte er beinahe aufgrund dieses Spektakels die unscheinbare Gestalt übersehen, die sich im Windschatten der Krawallbrüder in die Kneipe geschlichen hatte. Nachdem sie bei der Schankmaid wohl eine Bestellung aufgegeben hatte, gesellte sie sich nun geneigten Hauptes zu ihm. Ohne die Kapuze abzunehmen oder ihm das Gesicht zuzuwenden, flüsterte der Mann: »Die Zeiten ändern sich.«

Dom Alonso rückte sich schmunzelnd den Caldabreser zurecht und gab seinen Leuten damit zu verstehen, dass es nun losging. Aber eigentlich wäre ein derart geheimes Signal nicht notwendig gewesen, denn dieser Tölpel blickte immer noch zu Boden und saß so ungünstig mit dem Rücken zum Schankraum, dass er nichts und niemanden im Blick hatte. Als Hagen auf das verabredete Zeichen mit dem ebenso ausgemachten gelassenen Gähnen reagierte, raunte Dom Alonso dem Möchtegern-Erpresser die Parole zu: »Die Welt ist im Wandel.«

Dann hustete Hagen, der scheinbar dösend an der Wand des Separees saß – das vereinbarte Zeichen, dass ihm keine Waffen aufgefallen waren und dass Valariel keine Magie entdecken konnte. Bei der Lautstärke in der Kneipe dämmerte es Dom Alonso, dass der Söldner wohl nichts von der Unterhaltung verstehen würde. Aber nun gab es kein Zurück, und dass Hagen den Befehl zum Zuschlagen hörte, dafür würde er schon sorgen. Bebend vor Neugier und Wut zog der Adelige den Vorhang zu, woraufhin der Verhüllte den Kopf hob und ihn angrinste.

»Ihr?!« Dom Alonso war baff, ihm blieb der Mund offen stehen.

»Seid gegrüßt, Euer Wohlgeboren! Schön, dass ich Euch im Gedächtnis geblieben bin, passiert mir nicht oft.«

Dass er den jungen Mann mit dem Allerweltsgesicht tatsächlich wiedererkannt hatte, tröstete ihn darüber hinweg, dass er nicht einmal im Traum auf die Idee gekommen wäre, ihn zu den Verdächtigen zu zählen. »Ihr seid doch dieser mittellose Studiosus, der vor einiger Zeit Zutritt zu der Bibliothek meines Vaters erbeten – und nicht bekommen hat! Wie war es Euch möglich …?«

Der hagere Mann mit den dunklen Augen schlug die Kapuze zurück und legte den grauen, wollenen Umhang ab. Dom Alonso musterte ihn abschätzig von oben bis unten: unrasiert, wirres schwarzes Haar, kurzärmliges Hemd und Hose aus graugrünem Leinen, eine kleine Gurttasche, einfache Schuhe, alles recht schmutzig und abgetragen, nicht einmal ein Dolch als Wehr. Der Kerl musste in seinem Alter sein, doch anders als der Adelsspross hatte er es anscheinend zu nichts gebracht. Die Wissenschaft, wie er sie betrieb, war wohl brotlose Kunst. Es war offensichtlich, dass der Mann dringend Geld benötigte.

»Ihr solltet bei Gelegenheit das archaische Schloss auswechseln, das hat vermutlich noch der Stammvater Eures Geschlechts einbauen lassen. Aber es tut eigentlich nichts zur Sache, auf welchem Weg ich Einblick in Eure Familienchronik nehmen konnte, oder?«

Der Adelige nickte grimmig. »Gut! Was wollt Ihr?«

Süffisant lächelnd lehnte sich der Gelehrte zurück. »Erst einmal etwas zu essen! Ich war so frei, mir den Braten zu bestellen.«

Woraufhin schon eine Hand den Vorhang öffnete, einen Teller dampfenden Fleisches mit Knödeln hereinreichte und geöffnet im Separee verblieb. Zähneknirschend wurde sie von Dom Alonso mit Münzen gefüllt. »Was noch?«

Der dürre Gelehrte begann hastig, das überaus zähe Stück Schwein zu traktieren, das sich trotz gut und offenkundig häufig geschärftem Besteck immer noch seinem Schicksal widersetzte. »Zunächst möchte ich ein Missverständnis ausräumen. Natürlich ist mir der kunstfertig übermalte Bastardbalken aufgefallen, aber die Heraldik ist nicht mein primäres Forschungsgebiet.«

Dom Alonso schnaubte vor Wut. »Kommt zum Punkt!«

Es gelang dem armen Schlucker, ein Stück von der als Fleisch betitelten Schuhsohle abzuschneiden, und er begann, kauend zu erklären: »Nun, ich will kein Gold von Euch, ich bin kein Phexensjünger. Stattdessen werdet Ihr mir helfen, eine wissenschaftliche These zu prüfen und meine Position zu stützen. Mein durchaus persönliches Anliegen betrifft den Tag Eurer Geburt.«

Damit hatte der Junker nicht gerechnet. »Und dafür schickt Ihr mir diesen Brief von wegen Auffälligkeiten in der Chronik?«, polterte Dom Alonso. »Wozu der ganze Zinnober und die Geheimnistuerei? Wollt Ihr mich zum Narren halten?!« Die Hand des zürnenden Adeligen fuhr gewohnheitsmäßig zum Griff des Raufdegens, heute aber ins Leere, denn er war, wie in dem Erpresserbrief gefordert, unbewaffnet und allein erschienen – von seinen Mietschwertern einmal abgesehen.

Sein Gegenüber machte eine beschwichtigende Geste. »Nun, mir liegt einfach daran, verdeckt zu forschen und alles unter Verschluss zu halten, bis der rechte Zeitpunkt zur Veröffentlichung gekommen ist.« Ein weiteres Stück des zähen Bratens vertilgend fuhr er fort: »Sonst macht sich noch jemand meine Ergebnisse zunutze und schmückt sich mit fremden, nämlich meinen, Federn.«

Dom Alonso verschränkte die Arme und lehnte sich zurück. Dann lachte er höhnisch auf beim Anblick dieses erbärmlichen, wehrlosen Wurms und dem Gedanken an seine Söldner, die nur auf einen Wink von ihm warteten. Sollte der Narr ihm also ruhig erst noch erzählen, was er da Geheimnisvolles herausgefunden hatte, bevor er für immer schweigen würde. »Na dann, wohlauf! Was hat es mit meinem Tsatag auf sich?«

Der Gelehrte öffnete kurz den Vorhang, spähte hinaus und wurde dann sehr leise. »Ihr wisst doch, was an jenem Tag geschehen ist?«

Der Adelsspross schmunzelte. »Ihr wollt auf die Gnade meiner späten Geburt zu sprechen kommen? Was hat mich mein werter Herr Vater nur mit seinen Kriegsveteranengeschichten aus Tobrien gelangweilt ...«

Der junge Mann nickte eifrig. »Ihr habt es erfasst! Jener sagenumwobene Tag, da Ihr das Licht der Welt erblicktet, war just dieser dreiundzwanzigste Ingerimm 1021 nach Bosparans Fall, an dem Borbarad in die Schranken gewiesen wurde. Doch mit diesem Ereignis begann

nach weitläufiger – nun ja, sagen wir: unter wirklich kundigen Gelehrten verbreiteten – Ansicht erneut die Weltzeitenwende, ein neues Karmakorthäon!«

Gedankenverloren und etwas gelangweilt zwirbelte sich Dom Alonso den Schnauzer. Er hatte tatsächlich schon einmal das Gerücht gehört, dass mit diesem Datum die Übergangszeit in ein neues Äon angebrochen sei, und es als eine weitere, im realen Leben irrelevante Spinnerei aus dem puniner Elfenbeinturm abgetan.

Der Studiosus fuhr unbeirrt fort: »Den Ungebildeten ist dieser Sachverhalt wie auch der Sternenfall zu ungeheuerlich und furchterregend, um sich sehenden Auges damit zu befassen. Und die vermeintlich Mächtigen hindert Arroganz und Borniertheit daran.«

Um diese Spitze verstehen zu können, hätte sein Gegenüber konzentriert sein müssen, sodass der Gelehrte seinen Monolog ungestraft fortsetzen konnte.

»Doch ich bin dazu in der Lage und behaupte in Anlehnung an den Propheten Nostria Thamos, dass all jene, die just an diesem Tag geboren wurden, vom dem just an diesem Tag wehenden Rausch der Ewigkeit berührt wurden!« Der schmächtige Bursche hatte sich nun verschwörerisch vorgebeugt und gewann damit die Aufmerksamkeit Dom Alonsos zurück. »Wenn also ad primum, umgangssprachlich ausgedrückt, mit diesem Ereignis der Streit der Götter um Alveran neu begonnen hat, und ad secundum dieser Streit stellvertretend auch von ihren Heroen auf Dere ausgetragen wird, dann ist die conclusio daraus, dass die an diesem Tag zur Welt Gekommenen primordiale Auserwählte einer überaus potenten penta-, hexa- oder heptasphärischen Entität sein müssen! Sie sind allesamt in einem Status exclusionis!«

Der Adelsspross stutzte. Die Vorstellung, ein göttlich gesegneter Held zu sein, schmeichelte dem eitlen Herren, doch bislang hatte er sich noch nicht von einer bestimmten Gottheit berufen gefühlt. Ob er wohl demnächst mit einer Eingebung zu rechnen hatte, die ihm sein glorioses Schicksal offenbaren sollte?

Der Gelehrte unterbrach seinen Gedankengang. »Dürfte ich Euch nun ein paar Fragen stellen, um auf Euren Status exclusionis zu schließen?«

Dom Alonso lächelte und stützte sich nun auch auf den Tisch, um den immer noch flüsternden Mann zu verstehen.

»Wo würdet Ihr sagen, dass Euch die Götter einen Vorteil in die Wiege gelegt haben?«

Stolz reckte der standesbewusste Adelige die Brust. »Der Herr Praios wollte, dass ich in eine altehrwürdige, wohlhabende und mächtige Familia, also zum Herrschen geboren wurde!«

Der arme Hungerleider, der ihm gegenübersaß, schien davon jedoch nicht beeindruckt zu sein. »Oh, Ihr habt mich vielleicht missverstanden. Ich meinte, wo liegen Eure besonderen Talente, Eure Begabungen, herausragend guten Eigenschaften?«

Dom Alonso war zunächst etwas irritiert, dachte dann aber angestrengt nach. Seine Privatlehrer waren sich in der Beurteilung seiner Leistung stets uneinig gewesen und hatten häufig gewechselt, war doch sein Herr Vater oft unzufrieden mit ihrem Engagement gewesen. Der Adelsspross hielt sich für einen passablen Reiter, hatte schon das ein oder andere Duell bestritten und Damenherz erobert, wie vermutlich jeder junge Mann von Stand, der in diesem Land etwas auf sich hielt. Doch was zeichnete ihn aus – vor allen anderen? Selbstzweifel begannen, zu nagen, er wurde schmallippig. »Ich bin der Inbegriff eines Almadaner Edelmannes, das sollte Euch genügen!«

Ein spöttisches Lächeln huschte über das Gesicht des Gelehrten. »Hmh ... interessant ... Könnt Ihr vielleicht Magie wirken?«

Der Adelige schüttelte konsterniert den Kopf.

»Habt Ihr eine Weihe empfangen? Vertraut mir, ich schwöre Euch bei allem, was mir heilig ist, über jedwelche Antwort absolutes Stillschweigen zu wahren.«

Dom Alonso prustete vor Lachen ob der Absurdität dieser Frage und der dadurch offenbarten Naivität. Denn dieser Dummkopf verstand wohl tatsächlich nicht, dass er bald ganz ohne sein Zutun schweigen würde wie ein Grab. »Ich? Ein getarnter Priester des Phex? Wie amüsant! Nein, mit dessen Diebesgesindel und Pfeffersäcken hab ich nichts am Hut! Und ich muss enttäuschen, Bilderstürmer bin ich ebenso wenig!«

Diese Antwort schien dem Gelehrten nicht zu genügen, stattdessen wirkte er überaus besorgt. »Entschuldigt meine Direktheit, aber Ihr seid auch mit finsteren Mächten nicht im Bunde?«

Der Mann musste völlig den Verstand verloren haben, dachte Dom Alonso. Was sollte ein Dämonenbündler denn darauf entgegnen? Etwa: *Ja klar, aber nix verraten, versprochen ist versprochen, gell?* Im fast schon ängstlich einer Antwort harrenden Blick dieses Toren schien ihm jedenfalls mehr als ein Funken Wahnsinn aufzuflackern. »Nein, du grenzenlos gutgläubiger, von sinnlosem Studium verkorkster Stubenhocker! Zu deinem Glück bin ich kein Paktierer!«

Der irre Blick blieb sorgenbeladen.

»Ach je, Sankt Noiona hilf!«, stöhnte der Adelige. »Außerdem schwöre ich dir bei allen Zwölfen, dass ich auch mit dem Namenlosen nicht im Bunde bin!«

Tonnenschwere Last schien dem Gelehrten von der Seele zu fallen. Er schnaufte tief durch, legte Dom Alonso die linke Hand auf die Schulter und flüsterte: »Wie gut für mich.« Dann schnitt er ihm blitzschnell mit dem Bratenmesser die Kehle durch. »Kein Konkurrent, den ich verschonen muss ...«, zischte der Verrückte diabolisch grinsend, während sein Opfer nichts mehr herausbrachte. Außer spritzendes Blut.

Das Letzte, was dieses Kind des dreiundzwanzigsten Ingerimms in seinem Leben wahrnahm, war die verschwimmende, in sich zusammenfallende Gestalt seines Mörders und das leise Fiepen durch die Ritzen in der Wand hinaushuschender Ratten.